3 1761 07884826 4

B Wenzel 1899

[illegible] 3 fr. Er.
1909

Die

drei Bevölkerungsstufen.

Ein Versuch,

die Ursachen für das Blühen und Altern der Völker nachzuweisen

von

Georg Hansen.

Mit einem Plan.

München 1889.
J. Lindauer'sche Buchhandlung
(Schöpping).

So
H 2494 dr

598511
22 12. 54

Das Recht der Übersetzung wird vorbehalten.

Vorwort.

Wohl Manchem ist es ergangen, wie dem Verfasser dieses Buches. Der in allen Ländern mit unerhörter Heftigkeit entbrannte Klassenkampf hatte mich beunruhigt und verwirrt. Schroff und unversöhnlich stehen einander die Ansichten gegenüber. Rechtschaffene Männer von Einsicht und Urtheil verfechten die verschiedensten politischen Prinzipien. Maßregeln und Einrichtungen, von denen die Einen alles Heil erwarten, erscheinen den Anderen als das größte Unglück für Staat und Gesellschaft. Wer hat Recht? Auf welche Seite hat man zu treten in dem Kampfe, der alle Kreise ergriffen hat?

Zum Leitfaden aus diesem Labyrinth der Wirren und Widersprüche wurde mir der Gedanke, der diesem Buche zu Grunde liegt. Die Klassen oder Stände, in welche die Bevölkerung zerfällt, stehen nicht, wie man gewöhnlich annimmt, selbständig neben einander, sie sind nicht lediglich durch das lose Band des wirtschaftlichen Verkehrs mit einander verbunden, sondern es besteht ein innerer, ein organischer Zusammenhang. Nur der Stand der Grundbesitzer ist dauernd. Im städtischen Mittelstand findet eine

ununterbrochene Erneuerung und Ersetzung aus dem Überschuß der ländlichen Bevölkerung statt, und die im Kampf um's Dasein unterlegenen Glieder des Mittelstandes werden fortwährend in den Arbeiterstand hinübergedrängt. Die Schnelligkeit und Stärke des so entstehenden Bevölkerungsstromes bestimmt für den Mittelstand die Höhe des geistigen Niveaus und damit für das ganze Volk die Höhe der Kultur.

Nachdem mir die Statistik den Zahlenbeweis geliefert hatte, begann ich die verschiedenen politischen Systeme zu studieren, um mich von der Neuheit des Gefundenen zu überzeugen. Je tiefer ich eindrang, je aufmerksamer ich die Gegenwart beobachtete, je mehr ich die Vergangenheit zur Vergleichung heranzog, um so fester wurde ich in meiner Überzeugung, desto mehr erweiterte sich zugleich die Bevölkerungstheorie zu einem vollständigen politischen System. Das Forschen nach den Ursachen des Bevölkerungsstromes fügte eine neue Einkommenstheorie hinzu. Und nachdem einmal der Volkskörper anatomisch zerlegt war, nachdem Sitz und Funktionen der einzelnen Organe bestimmt waren, hielt es nicht schwer, die Mittel anzugeben, welche geeignet sind, den Organismus gesund und kräftig zu erhalten. So entstand zu dem theoretischen in dem vierten Buche der praktische oder politische Teil.

Hätte ich nur mein persönliches Interesse im Auge, ich hätte vielleicht vorgezogen, das Buch noch einige Jahre im Pulte zu verschließen, um das System nach Inhalt und Form weiter ausreifen zu lassen. Aber gerade in der jetzigen Zeit des politischen Sturmes und Dranges, wo alle Völker bemüht sind, eine neue Gesellschaftsordnung zu finden, wo das scheinbar so fest gefügte Lehrgebäude der klassischen Nationalökonomie in seinen Grundfesten erschüttert ist, wo die von der Wissenschaft verfochtenen und die von der Staatskunst befolgten Grundsätze immer weiter auseinander gehen, gerade jetzt ist ein dringendes Bedürfnis vorhanden nach

einem System, welches Theorie und Praxis wieder versöhnt, welches dem instinktiv als richtig Empfundenen die wissenschaftliche Begründung gibt.

Ob ich das erstrebte Ziel erreicht habe, ob es mir gelungen ist, in das Chaos der politischen Ansichten einige Ordnung zu bringen, das zu beurteilen muß ich dem Leser überlassen. Jedenfalls scheint mir unzweifelhaft, daß der eingeschlagene Weg der richtige ist, und man wird mir auch kaum den Vorwurf machen, daß ich ihn nicht mit Konsequenz verfolgt habe.

Neuburg an der Donau im Oktober 1889.

Dr. G. Hansen.

Inhalt.

Seite

Vorwort III

Erstes Buch.

Nachweisung der drei Bevölkerungsstufen.

Erstes Kapitel. Das Malthus'sche Bevölkerungsgesetz 3
Zweites Kapitel. Nachweisung der drei Bevölkerungsstufen 11
Drittes Kapitel. Die drei Einkommenszweige 41

Zweites Buch.

Die Entstehung der drei Bevölkerungsstufen.

Erstes Kapitel. Die Entstehung der ersten Bevölkerungsstufe 89
Zweites Kapitel. Die Entstehung der zweiten Bevölkerungsstufe . . . 110
Drittes Kapitel. Die Entstehung der dritten Bevölkerungsstufe . . . 136

Drittes Buch.

Die drei Bevölkerungsstufen als Bestandteile der Gesellschaft.

Erstes Kapitel. Das Wachsen der Städte 145
Zweites Kapitel. Das Wesen der ersten Bevölkerungsstufe 155
Drittes Kapitel. Der Übergang von der ersten zur zweiten Bevölkerungsstufe. Protestantismus und Katholizismus 166
Viertes Kapitel. Das Wesen der zweiten Bevölkerungsstufe 173
Fünftes Kapitel. Der Übergang von der zweiten zur dritten Bevölkerungsstufe 192
Sechstes Kapitel. Das Wesen der dritten Bevölkerungsstufe 207
Siebentes Kapitel. Das Weib im Bevölkerungsstrom 219

Viertes Buch.

Die drei Bevölkerungsstufen als Elemente des Staates.

Erste Abteilung: Der Kampf zwischen den drei Bevölkerungsstufen

Erstes Kapitel. Das Streben des Mittelstandes, sich dauernd zu machen 235
Zweites Kapitel. Die italienischen Handelsrepubliken 249
Drittes Kapitel. Die deutschen Reichsstädte 262

Seite

Viertes Kapitel. Spanien 266
Fünftes Kapitel. Die Niederlande 278
Sechstes Kapitel. Großbritannien 289
Siebentes Kapitel. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika . . 305
Achtes Kapitel. Das heutige Deutschland 312

Zweite Abteilung: Die Aufgabe des Staates.

Erstes Kapitel. Staat und Gesellschaft 320
Zweites Kapitel. Die Erhaltung des Bauernstandes 329
Drittes Kapitel. Der Mittelstand und der Kapitalismus 342
Viertes Kapitel. Die Fürsorge für den Arbeiterstand 367
Fünftes Kapitel. Über Auswanderung und Kolonien 382

Schluß.

Der Bevölkerungsstrom und die Literatur 393

Erstes Buch.

Nachweisung der drei Bevölkerungsstufen.

Erstes Kapitel.

Das Malthus'sche Bevölkerungsgesetz.

Seitdem der Engländer Robert Malthus*) zuerst den Satz aufstellte und wissenschaftlich begründete, daß alle Völker die Tendenz haben, ihre Zahl in höherem Grade zu vermehren, als die jeweiligen Unterhaltsmittel wachsen können, ist dieses Gesetz der Ausgangs- und Endpunkt aller Untersuchungen über die Theorie der Bevölkerung, aller Vorschläge auf dem Gebiete der Bevölkerungspolitik geworden.

Was Malthus lehrt, läßt sich mit wenigen Worten ausdrücken. Wie alle lebenden Wesen, so haben auch die Menschen den Trieb und die Kraft, sich sehr rasch und in's Unendliche zu vermehren. Den Menschen ist es recht wohl möglich, wie aus den Zählungen in den Vereinigten Staaten Nordamerikas hervorgeht, ihre Zahl in je 25 Jahren zu verdoppeln. Dieser Vermehrungstendenz ist aber eine Schranke gesetzt: die Grenze der jeweils vorhandenen Unterhaltsmittel kann kein Volk ungestraft überschreiten. Thut es das, so sind Hunger, Seuchen und Elend die unausbleiblichen Folgen.

Diese positiven, wie Malthus, oder repressiven Maßregeln, wie Roscher sie nennt, drängen durch Vernichtung des Über-

*) An inquiry into the principle of population, or a view of its past and present effects on human happiness. Erste Ausgabe 1798. Ich zitiere nach der Übersetzung von F. Stöpel, besorgt nach der 7. Auflage des Originals. Berlin 1879.

schusses die Bevölkerung immer wieder auf das Niveau der Unterhaltsmittel zurück. Den repressiven Maßregeln, wie sie in voller Kraft bei den vernunftlosen Tieren und bei Völkern auf niederer Kulturstufe herrschen, gewissermaßen entgegengesetzt sind die präventiven oder vorbeugenden Maßregeln. Ihre Tendenz ist nicht darauf gerichtet, einen Überschuß zu vernichten, sondern die Zeugung eines Überschusses zu verhindern. Sie bestehen in immoralischen: Laster aller Art, und in moralischen: Enthaltsamkeit. Nur dem vernunftbegabten Menschen ist es möglich, sich die Folgen, welche er über leichtsinnig erzeugte Kinder heraufbeschwört, vorher zu vergegenwärtigen. Es ist darum seine Pflicht, den Geschlechtstrieb zu bezähmen und nur dann zur Ehe zu schreiten, wenn verständige Aussicht auf genügenden Lebensunterhalt für seine Nachkommen vorhanden ist.

Soweit, kann man wohl sagen, sind Malthus' Ansichten gegenwärtig überall durchgedrungen. Es wird kaum noch Jemand bezweifeln, daß die Vermehrung jedes einzelnen Volkes eine viel stärkere sein könnte, wenn nicht die jeweils vorhandenen Unterhaltsmittel Einhalt geböten. Schon die einfache Thatsache, daß die Heiratsziffer nach blutigen Kriegen und schweren Epidemien plötzlich steigt, daß sie nach Mißernten ebenso plötzlich sinkt, würde ihn eines anderen belehren.

Weniger allgemeine Anerkennung hat die Behauptung von Malthus gefunden, daß die Bevölkerung die Tendenz habe, sich in geometrischer Progression, also wie 1, 2, 4, 16, 32, 64, 128, 256 zu vermehren, während die Unterhaltsmittel höchstens in arithmetischer Progression, also wie 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 wachsen können. Die Stellung, welche die meisten Nationalökonomen zu diesem Satze genommen haben, zeigt, daß ihr Verhältnis zu Malthus, bei allem Lobe, das sie ihm zu teil werden lassen, doch im Grunde noch immer ein recht platonisches ist. In der Regel nimmt man ihn wie eine Spielerei, die man einem bedeutenden Manne zu gute halten müsse.

Und doch ist dieser Satz das eigentliche Fundament seiner Lehre, wie schon daraus hervorgeht, daß Malthus ihn an die Spitze seiner Untersuchung gestellt hat. Wenn er darauf verzichtete,

ihn weitläufiger zu umschreiben, so scheint das darin seinen Grund zu haben, daß er ihn für zu einleuchtend, zu selbstverständlich hielt, um einer näheren Erklärung zu bedürfen. Darin hat er sich freilich geirrt.

Was besagt die Formel? Sie statuiert doch zunächst keinen quantitativen, sondern einen qualitativen Unterschied, sie besagt, daß bei der Vermehrung der Menschen und dem Wachsen der Unterhaltsmittel ein ganz verschiedenes Prinzip herrscht, daß in dem ersten Falle die Zunahme durch Multiplikation, in dem anderen durch Addition erfolgt. Wenn aus Einem Menschenpaare durch Zeugung zwei Paare hervorgehen, so folgt daraus mit Notwendigkeit, daß jedes dieser Paare wieder die Kraft und die Tendenz hat, zwei Paare ins Leben zu rufen, daß also nach einer weiteren Generation vier Paare vorhanden sein werden, nach einer dritten acht und so weiter. Durch die bloße Existenz des Menschen ist die Möglichkeit der Vermehrung gegeben, er bringt die Fähigkeit mit auf die Welt. Das gilt nicht blos vom Menschen, das gilt von allem, was sich durch Zeugung vermehrt, von allen Tieren und Pflanzen. Auf die Länge der Verdoppelungsperiode kommt es dabei nicht an. Wenn ich eine Tonne Weizen aussäe und im nächsten Jahre zehn Tonnen ernte, so rechne ich mit Sicherheit darauf, daß, wenn ich diese zehn Tonnen wieder aussäe, ich im folgenden Jahre hundert Tonnen ernten werde, im dritten tausend und so weiter. Denn das Weizenkorn hat die natürliche Kraft, es hat die Tendenz, seine Zahl in einem Jahre zu verzehnfachen. Wenn ich dagegen einen Acker, der bisher nur Eine Tonne Weizen getragen hat, durch Entwässerung, künstliche Düngung und dergleichen so fruchtbar mache, daß er im nächsten Jahre zehn Tonnen liefert, so würde mich jedermann auslachen, wenn ich die Vermutung ausspräche, daß ich im folgenden Jahre hundert Tonnen bekommen würde.

Worin besteht der Unterschied? Hat sich nicht auch in diesem Fall der Ertrag in einem Jahre verzehnfacht? Das hat er eben nicht. Ich habe nicht 10×1 Tonne geerntet, sondern $1 + 9$ Tonnen und kann im besten Falle darauf hoffen, im nächsten Jahre $10 + 9$, also 19 Tonnen, zu erhalten, im dritten 28 und so weiter. Denn

die Zunahme beruht in diesem Fall nicht auf dem Prinzip der Zeugung, sondern sie ist dadurch bewirkt, daß ich den Pflanzen reichlichere Nahrungsmittel zugeführt habe.

Ich sagte, der Unterschied sei zunächst kein quantitativer. Denn es ist recht wohl möglich, daß sich die Unterhaltsmittel rascher vermehren als die Bevölkerung. Ihre Zunahme kann eine sprungweise sein, da sie durch Addition, da sie nicht aus innerer Kraft, nicht durch Zeugung erfolgt. Der Vermehrung der Menschen dagegen sind durch die Natur Schranken gesetzt. Die Verdoppelungsperioden können sich über ein gewisses Minimum hinaus nicht verkürzen. Nehmen wir an, ein Volk erobert ein Nachbarland. Die ganze Bevölkerung wird ausgerottet bis auf diejenige Anzahl Menschen, welche nötig sind, um im Dienste der neuen Herren das Land zu bestellen. Die Quantität der Unterhaltsmittel kann sich in diesem Fall verdreifacht und verfünffacht haben. Da die Vermehrung der Bevölkerung ihrer Natur nach keine sprungweise sein kann, so hinkt sie hier hinter der Zunahme der Unterhaltsmittel her. Aber es dauert nicht lange, so hat sie sie eingeholt, nicht weil sie eine größere ist, sondern weil sie auf einem anderen Prinzip beruht. Malthus sagt, die Zunahme der Unterhaltsmittel könne *dauernd* höchstens in arithmetischer Progression erfolgen. Damit ist nicht gesagt, daß nicht hier und da einzelne Glieder ausfallen können. Häufiger aber wird es vorkommen, daß dieselbe Zahl öfter hintereinander erscheint. Aus der geometrischen Progression der Volksvermehrung dagegen kann niemals ein Glied ausfallen, eben weil jedes vorhergehende immer die Vorbedingung, der Ursprung des folgenden ist. Wenn man die beiden Progressionen nebeneinander stellt, kann sich also der Hergang so gestalten

1,	2,	4,	8,	16,	32,	64,	128
1,	2,	3,	20,	20,	21,	22,	23.

Ebensowenig wie die arithmetische Progression der Zunahme der Unterhaltsmittel, kommt die geometrische der Volksvermehrung in der Wirklichkeit rein zum Ausdruck. Die Vermehrung der Menschen wird beschränkt durch die jeweils vorhandenen Unterhaltsmittel. Sie kann also nicht schneller erfolgen, als die Zunahme der letzteren. Wird nun durch das eine Prinzip das andere aufgehoben, wird auch für die Vermehrung der Bevölkerung die naturgemäße geometrische

Progression in die arithmetische verwandelt? Keineswegs. Die beiden Prinzipien bleiben in Geltung, die beiden Naturgesetze wirken in voller Kraft nebeneinander. Man gestatte die Anwendung eines Vergleichs, der mir den Hergang recht klar zu machen scheint.

Jedermann kennt eine Pendeluhr. Die treibende Kraft, welche den Zeiger zwingt, fortwährend den Kreis zu durchmessen, ist das Gewicht. Dieses aber würde nach dem Fallgesetze mit wachsender Geschwindigkeit hinabgleiten, wenn hier nicht ein anderes Naturgesetz hindernd dazwischen träte. Es ist das Gesetz, daß die Schwingungen eines Pendels von gegebener Länge immer von gleicher Dauer sind. Durch das Pendel wird das Gewicht gezwungen, in jeder Zeiteinheit dieselbe Strecke zu fallen. Auf den langsameren oder schnelleren Gang der Uhr hat lediglich die Verlängerung oder Verkürzung des Pendels Einfluß.

Dem Fallgesetz entspricht die geometrische Progression für die Vermehrung der Bevölkerung, dem Pendelgesetz die arithmetische für die Zunahme der Unterhaltsmittel. Niemand wird glauben, daß durch das Pendelgesetz das Fallgesetz aufgehoben oder auch nur modifiziert sei. Das Gewicht fällt faktisch mit quadratisch zunehmender Geschwindigkeit. Aber immer nur während der Dauer einer Pendelschwingung. Dann hakt der Anker ein und bringt es für einen Moment zum Stehen. Sobald er losläßt, beginnt wieder der Fall. Ebensowenig wird das Bevölkerungsgesetz durch die nach anderen Regeln erfolgende Zunahme der Unterhaltsmittel aufgehoben oder modifiziert. Die Menschen vermehren sich faktisch fortwährend in geometrischer Progression. Ob die Subsistenzmittel rasch oder langsam zunehmen, die Fortpflanzungskraft bleibt dieselbe, die Fruchtbarkeit der Ehen die gleiche. Aber wie bei der Uhr von Sekunde zu Sekunde, so setzt auch bei der Vermehrung der Bevölkerung von Generation zu Generation ein Haken ein: nur diejenigen können an das Eingehen einer Ehe, an die weitere Fortpflanzung ihres Geschlechts denken, die entweder schon durch ihre Geburt im Besitz der nötigen Subsistenzmittel sind, oder die sich durch ihre Fähigkeiten ein Einkommen zu verschaffen wissen. Der Vergleich ließe sich noch weiter durchführen. Indem das Pendel das Gewicht im Falle aufhält, empfängt es von diesem durch

Kraftübertragung den Anstoß zu einer weiteren Schwingung. In gleicher Weise drängt der durch die in geometrischer Progression erfolgende Volksvermehrung von Generation zu Generation erzeugte Überschuß gegen die Grenze der Unterhaltsmittel und sucht diese zu erweitern. Ohne dieses Drängen der überschüssigen Kraft würde in beiden Fällen ein Stillstand eintreten.

Ebensowenig, wie man bei einer Uhr jemals ein rasches Herabfallen des Gewichts beobachtet, ebensowenig tritt jemals die natürliche Volksvermehrung für längere Dauer in die Erscheinung. Es ist darum gänzlich verfehlt, wenn der Amerikaner Henry George*) Malthus' Bevölkerungsgesetz mit der Bemerkung zu widerlegen versucht, daß, falls das Menschengeschlecht wirklich alle 25 Jahre sich zu verdoppeln strebe, die Nachkommen des Confucius in 2150 Jahren nach dessen Tode die Zahl von 859 559 193 106 709 670 198 710 528 Köpfen erreicht haben müßten, während sie thatsächlich nach Ablauf dieser Zeit nur 11 000 männliche Personen betragen haben. George hätte dieses Beispiel lieber nicht anführen sollen, denn es spricht viel eher für Malthus als gegen ihn. Nehmen wir an, daß zur Zeit des Confucius China nur Eine Million männliche Einwohner gehabt habe, so müßte, wenn sich die Nachkommen aller Chinesen so stark vermehrt hätten wie die des Confucius, diese Zahl nach 2150 Jahren auf 11 000 Millionen Männer oder auf 22 000 Millionen Einwohner gestiegen sein. Die Nachkommen des Confucius haben sich also viel stärker vermehrt als die übrigen Chinesen. Und das hat seinen Grund darin, daß sie von jeher besondere Vorrechte genießen, daß sie die einzige erbliche Aristokratie bilden. Zu Gunsten dieser einen Familie ist auf Kosten der Gesamtheit die Grenze der Unterhaltsmittel weiter hinausgerückt, so für die Fortpflanzung einen größeren Spielraum gewährend. Daß die Vermehrung nicht eine noch rapidere war, hat seinen Grund darin, daß die Wirkung der anderen repressiven Maßregeln, von denen die an blutigen Gräueln so reiche Geschichte Chinas ja viel zu erzählen weiß, auch für die Nachkommen des Confucius nicht aufgehoben werden konnte.

---

*) „Fortschritt und Armut." Deutsch von Gütschow. Berlin 1881. S. 97.

Wenn durch die Volkszählungen konstatiert wird, daß die Bevölkerung eines Landes, wie es zum Beispiel während der letzten Jahrzehnte im deutschen Reiche der Fall war, in Einem Jahre um ein Prozent zugenommen hat, so pflegen die Statistiker zu sagen, daß die Verdoppelungsperiode der betreffenden Bevölkerung hundert Jahre betrage. Das ist entschieden falsch. Es giebt für jedes Volk nur Eine Verdoppelungsperiode und diese wird bestimmt durch den früheren oder späteren Eintritt des zeugungsfähigen Alters und durch die durchschnittliche Kinderzahl der im normalen Alter geschlossenen Ehen. Jede Abweichung von dieser Periode ist ein Beweis, daß die vorhandenen Unterhaltsmittel der natürlichen Vermehrung Schranken gesetzt haben. Die bei den Zählungen beobachtete Zunahme ist also kein Ausdruck für die Fruchtbarkeit der Bevölkerung, sondern für die Mehrung der Unterhaltsmittel. Bei einer arithmetischen Progression kann aber von einer Verdoppelung überhaupt nicht die Rede sein. Die natürliche Verdoppelungsperiode eines Volkes wird durch die Unterhaltsmittel ebensowenig modifiziert, wie in unserem Bilde das Fallgesetz durch das Pendelgesetz. Man kann darum bei einem Volke, dessen Zahl fortwährend abnimmt, ebensogut von einer Verdoppelungsperiode reden, wie bei einem Volke, das von Zählung zu Zählung eine Zunahme zeigt.

Das Mißverhältnis zwischen der Vermehrung der Bevölkerung und der Zunahme der Unterhaltsmittel, der quantitative Unterschied, an welchen sich die Gegner wie die Anhänger von Malthus zu halten pflegen, ist erst etwas Sekundäres. Er hat seinen Grund darin, daß die Fortpflanzung des Menschengeschlechts auf dem stärksten aller Naturtriebe beruht. Wäre er nicht vorhanden, so würde die Überlegung die meisten Menschen dazu bringen, das Eingehen einer Ehe zum späteren Alter aufzuschieben, wodurch die Generationen weiter auseinander gezogen und zugleich die Kinderzahl vermindert würde. So bewirkt er, daß auch da noch Kinder gezeugt werden, wo keine verständige Aussicht auf genügenden Lebensunterhalt für dieselben vorhanden ist. So ist fortwährend ein Überschuß vorhanden, eine Reservearmee, die immer bereit ist, bei der Mehrung der Unterhaltsmittel in die neugeschaffene Position einzurücken.

Ich weiß nicht, ob ich mich so deutlich ausgedrückt habe, wie

ich wünschte. Die geometrische Progression ist der Ausdruck für die natürliche Fruchtbarkeit der Menschen. Nach ihr erfolgt immer die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, einerlei, ob die Bevölkerung zunimmt, ob sie stabil bleibt, oder ob sie gar abnimmt. Die Zunahme oder die Abnahme wird lediglich bestimmt durch die Vermehrung oder Verminderung der Subsistenzmittel. Es ist darum ein falscher Schluß, wenn man sagt: unsere Bevölkerung vermehrt sich zu rasch, wir müssen deshalb für eine Vermehrung der Unterhaltsmittel sorgen. Er muß lauten: daß sich unsere Bevölkerung so rasch vermehrt, ist ein Zeichen, daß die Menge der Unterhaltsmittel im Wachsen begriffen ist. Ein Staatsmann, der das Ziel seiner Thätigkeit darin suchte, für den immer vorhandenen Überschuß an Menschen die nötigen Subsistenzmittel zu beschaffen, der würde bald ratlos dastehen, wie der Goethe'sche Zauberlehrling vor der wachsenden Geisterschar.

Je dichter ein Land bevölkert ist, je stärker also auch alle Kräfte angespannt sind, um die nötigen Unterhaltsmittel herbeizuschaffen, desto geringer wird in der Regel die verhältnismäßige Zunahme der letzteren. Die natürliche Vermehrung der Menschen bleibt dagegen immer dieselbe. Das Mißverhältnis zwischen dieser und der Zunahme der Unterhaltsmittel pflegt infolgedessen mit der Dichtigkeit der Bevölkerung zu wachsen.

Wäre es möglich, zu konstatieren, daß die Zunahme oder Abnahme der Unterhaltsmittel die natürliche Fruchtbarkeit der Menschen beeinflußt, so wäre damit die Bevölkerungsfrage erledigt. Da das aber nicht der Fall ist, da der Kinderreichtum der Ehe unter allen Verhältnissen der gleiche bleibt, so wirft sich von selbst die weitere Frage auf, in welcher Weise erfolgt die Vermehrung eines Volkes? Wer kann zur Ehe schreiten und wer nicht? Wer gestattet Diesem die Fortpflanzung seines Geschlechts, wer versagt sie Jenem? Malthus hatte bei seinen Untersuchungen immer nur das Volk als Ganzes im Auge, wir werden im folgenden den Versuch machen, es in seine Bestandteile zu zerlegen, um zu sehen, ob sich hier nicht Gruppen absondern, die sich in Bezug auf die Fortpflanzung verschieden verhalten.

Zweites Kapitel.

Nachweisung der drei Bevölkerungsstufen.

Leider bietet die Statistik, trotz der großen Masse des Zahlenmaterials, das fortwährend von den staatlichen Anstalten veröffentlicht wird, für unsere Untersuchung eine verhältnismäßig geringe Beihilfe. Da sie die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen, welche durch die Zahl zu erfassen sind, nachzuweisen hat, so ist ja allerdings ein starkes Beharrungsvermögen in ihrem Wesen begründet. Trotzdem kann man ihr den Vorwurf nicht ersparen, daß sie eine längst beobachtete Erscheinung nicht in ihrer Bedeutung für das Volksleben erkannt, daß sie dieselbe oft zu Gunsten recht nichtiger Arbeiten über Gebühr vernachlässigt hat.

Ob ein Volk seine Einwohnerzahl vermehrt oder vermindert, ist davon abhängig, ob die Zahl der in einem Jahre Geborenen oder die der Gestorbenen größer ist. Es ist nun eine seit langem bekannte Thatsache, daß alle Städte nur einen verhältnismäßig sehr geringen Geburtenüberschuß aufweisen, ja daß das Lebensbudget vieler jahraus jahrein mit einem Deficit abschließt. Trotzdem findet keine Verminderung der städtischen Bevölkerung statt, sondern sie vermehrt sich gegenwärtig in den meisten Staaten viel stärker als die Gesammtbevölkerung. Das ist doch nur dadurch möglich, daß fortwährend ein Zuzug von außen her stattfindet. In welchem Verhältnis das geschieht, in welcher Weise diese sogenannten inneren Wanderungen vor sich gehen, auf diese Frage giebt, wenigstens für Deutschland, die allgemeine Volkszählung vom 1. Dezember 1871 zum ersten Mal eine Antwort.

Das Reich verlangte für die einzelnen Staaten und die größeren Landesteile, gesondert für beide Geschlechter, die Unter-

scheidung: 1. der am Ort der Zählung Geborenen, 2. der an einem andern Orte im Zählungsstaat Geborenen, 3. der in einem anderen Staate des Deutschen Reichs Geborenen, 4. der im Auslande Geborenen. Da war es nun ein glücklicher Gedanke, daß man in Bayern nicht bei der Ausscheidung nach größeren Landesteilen stehen blieb, sondern sich entschloß, auf kleinere Distrikte, auf die Bezirksämter und unmittelbaren Städte, herunterzugehen. Nur so konnte man hoffen, einen Einblick in das innere Leben des Volkskörpers zu erhalten. Das gesammelte Material erfuhr eine mustergiltige Bearbeitung und Veröffentlichung durch den damaligen Vorstand des Königlich Bayerischen statistischen Bureaus Dr. Georg Mayr.*) Später fand eine ähnliche Erhebung am 1. Dezember 1880 statt. Leider verzichtete das statistische Bureau dieses Mal jedoch auf eine gleich umfangreiche Veröffentlichung des Materials.**) Sehr schöne Arbeiten über diese sowie teilweise auch über frühere Zählungen verdanken wir dagegen den statistischen Bureaus der Städte Berlin, München und Leipzig.

Suchen wir uns nun ein Bild von der Zusammensetzung und dem inneren Leben der Bevölkerung zu machen, und zwar auf Grund des bayerischen statistischen Materials, welches über die Zählung vom 1. Dezember 1871 veröffentlicht ist, indem wir die neueren Publikationen über die Zählung vom Jahre 1880 nur zur Vergleichung heranziehen und fremdes lediglich da zu Hilfe nehmen, wo das bayerische Material nicht ausreicht. Im Anschluß an Georg Mayrs Terminologie verstehen wir dabei unter Zählbevölkerung eines Orts die gesamte dort gezählte Bevölkerung, unter Geburtsbevölkerung eines Orts die in ganz Bayern gezählte in dem betreffenden Orte geborene Bevölkerung. Die ortsanwesende Geburtsbevölkerung wäre also die in demselben Orte geborene und gezählte Bevölkerung. Um das an einem Beispiel zu zeigen, betrug die Zählbevölkerung Münchens 169 693, die Geburtsbevölkerung, also die Zahl aller in Bayern

*) Die Bayerische Bevölkerung nach der Gebürtigkeit. Heft 32 der Beiträge zur Statistik des Königreichs Bayern. München 1876.

**) Heft 46 der Beiträge zur Statistik des Königreichs Bayern. München 1883.

gezählten geborenen Münchener, 90 072, die ortsanwesende Geburtsbevölkerung 72 109 Personen.

Die gesamte Zählbevölkerung des Königreichs Bayern betrug am 1. Dezember 1871 mit Hinzurechnung der Okkupationstruppen in Frankreich 4 863 450 Personen. Von diesen waren geboren in Bayern 4 740 185 und im übrigen deutschen Reich und Ausland zusammen 122 391. Von der Geburtsbevölkerung, also unter Ausschluß der Nichtbayern, gehörten der Geburt nach an: den 34 unmittelbaren Städten 404 903, den Bezirksämtern 4 335 282 Personen. Dagegen wurden im ganzen als ortsanwesend, ohne Rücksicht auf die Geburt, gezählt: in den unmittelbaren Städten 663 393 und in den Bezirksämtern 4 188 633 Personen. Die Geburtsbevölkerung der unmittelbaren Städte betrug also nur 61 Prozent ihrer Zählbevölkerung, wogegen die Geburtsbevölkerung der Bezirksämter die Zählbevölkerung um 3,5 Prozent übertraf. Dieser Überschuß der Geburtsbevölkerung in den Bezirksämtern muß sich in der Zählbevölkerung der unmittelbaren Städte befinden. Da aber diese von den Bezirksämtern nicht blos Menschen empfangen, sondern auch an dieselben abgeben, so muß auch noch die Zahl der ortsanwesenden Geburtsbevölkerung berücksichtigt werden. Zieht man außerdem auch die Nichtbayern heran, so erhält man als Gesamtresultat, daß die Zählbevölkerung der unmittelbaren Städte, bestehend aus 663 393 Personen, zusammengesetzt war aus 309 541 Ortsgebürtigen, 45 849 in anderen unmittelbaren Städten, 267 598 in den Bezirksämtern und 40 405 im Auslande geborenen Personen. Für die 267 598 Personen, welche die unmittelbaren Städte aus den Bezirksämtern empfingen, gaben sie an diese ab 48 605 Personen und 908 befanden sich bei der Okkupationsarmee in Frankreich. Der Austausch zwischen den Städten und den Bezirksämtern geschah also mit einem Plus von 218 993 zu Gunsten der Städte.

Es ist nun auffallend, wie leicht sich die Wissenschaft mit dieser Erscheinung abgefunden hat. Einige erklären die geringe Ortsgebürtigkeit einfach durch die „größere Beweglichkeit“ der städtischen Bevölkerung. Dem steht aber die Thatsache gegenüber, daß im Königreich Bayern von je 100 Personen der Geburtsbevölkerung in den unmittelbaren Städten 76,4, in den Bezirksämtern 80,4 zur

Zählbevölkerung des Geburtsbezirkes selbst gehörten. Also kein nennenswerter Unterschied. Ja in Einem Regierungsbezirk, in Mittelfranken, war sogar die Bezirksseßhaftigkeit der Geburtsbevölkerung in den unmittelbaren Städten größer als in den Bezirksämtern.

Andere haben den Grund in dem starken Zuzug der Militärbevölkerung und der weiblichen Dienstboten in die Städte gesucht. Nun ist die Erstere doch gegenüber einer Anzahl von 267 598 Zugezogenen fast verschwindend; außerdem befand sich zur Zeit der Zählung noch ein großer Teil der Armee, über 10 000 Mann, in Frankreich, ist also in der Zählbevölkerung der Städte gar nicht enthalten. Was aber die Dienstboten betrifft, so müßte, wenn durch sie die eigenartige Zusammensetzung der städtischen Bevölkerung erklärt werden soll, ihre Zahl unter den Zugezogenen ein sehr starkes Übergewicht der weiblichen Personen bewirken. Nun zeigt eine Vergleichung, daß umgekehrt unter den Zugezogenen die Zahl der Männer größer ist als die der Weiber, während in der ortsgebürtigen Bevölkerung das weibliche Geschlecht überwiegt. Außerdem müßte nachgewiesen werden, daß die Dienstboten, ähnlich wie die Militärbevölkerung, sich nur zeitweilig in den Städten aufhalten, um später auf das Land zurückzukehren. Ist das aber, wie wir später sehen werden, nicht der Fall, so ist der Zuzug der Dienstboten nur eine besondere Form der Einwanderung der ländlichen Bevölkerung in die Städte.

Georg Mayr hat auf eine Erklärung der auch ihm bei der Bearbeitung auffallenden Erscheinungen verzichtet. Dagegen hat er, sich rein äußerlich an die gefundenen Zahlen haltend, den Satz aufgestellt, „daß in den Städten die Ortsgebürtigkeit der Bevölkerung mit deren Größe abnimmt, in den ländlichen Gemeinden dagegen zunimmt.“ Was den letzten Teil des Satzes betrifft, daß auf dem platten Lande die Ortsgebürtigkeit mit der Größe der Gemeinden zunimmt, so ist er ohne Zweifel richtig. Hier erfolgt, abgesehen von der Wanderung in die Städte, der Wechsel durch Abgabe überschüssiger Kräfte von Wirtschaft zu Wirtschaft. Je mehr solcher Wirtschaften in einem Orte beisammen liegen, desto mehr erfolgt auch bei der Gleichartigkeit der Beschäftigung die Ausgleichung der Kräfte innerhalb des betreffenden Orts. So kommt es, daß die ländliche Bevölkerung

Altbayerns, welche vielfach in Einzelhöfen und kleinen Weilern über das Land verstreut wohnt, eine viel geringere Seßhaftigkeit zeigt, als die in größeren geschlossenen Dörfern lebende Landbevölkerung Frankens und der Pfalz. Um den ersten Teil des Satzes, daß die Ortsgebürtigkeit der Bevölkerung in den Städten mit deren Größe abnimmt, prüfen zu können, stelle ich in der folgenden Tabelle die Bevölkerungszahlen der sämtlichen unmittelbaren Städte Bayerns, in ihre verschiedenen Bestandteile zerlegt, zusammen.

Städte	Zählbevölkerung	Geburtsbevölkerung	Ortsanwesende Geburtsbevölkerung	Aus anderen unmittelbaren Städten stammten	Aus den Bezirksämtern stammten	Aus dem Auslande stammten
München	169 693	90 072	72 109	16 201	69 622	11 761
Nürnberg	83 214	50 533	43 361	6 686	29 360	3 807
Augsburg	51 220	25 286	19 587	3 851	22 621	5 161
Würzburg	40 005	17 694	13 197	2 466	20 347	3 995
Regensburg	29 185	18 924	13 289	1 825	12 901	1 170
Bamberg	25 738	17 424	13 689	1 242	10 055	752
Fürth	24 577	17 608	15 393	1 286	7 125	773
Bayreuth	17 841	13 555	9 631	843	6 945	422
Hof	16 010	10 998	9 401	413	4 938	1 258
Landshut	14 140	8 462	5 193	971	7 670	306
Passau	13 379	7 951	5 021	770	6 439	1 149
Ingolstadt	13 157	6 691	4 089	1 080	7 777	211
Ansbach	12 636	10 249	6 531	712	5 065	328
Erlangen	12 510	9 963	7 422	838	3 720	530
Amberg	11 688	7 664	5 316	548	5 637	187
Kempten	11 223	6 434	4 596	389	4 559	1 679
Straubing	11 150	7 456	4 389	459	6 145	157
Schweinfurt	10 325	7 096	5 883	495	3 183	764
Aschaffenburg	9 212	5 383	3 941	433	3 856	982
Freising	7 783	4 742	2 597	546	4 503	137
Memmingen	7 209	5 730	4 870	247	1 423	669
Nördlingen	7 079	6 110	4 610	303	1 567	599
Eichstätt	7 013	5 627	3 665	427	2 806	115
Schwabach	6 702	6 264	4 396	270	1 924	112
Neuburg	6 379	4 725	2 869	481	2 945	84
Kitzingen	5 967	4 894	3 720	168	1 921	158
Rosenheim	5 779	2 928	1 938	425	3 082	334
Rothenburg	5 382	3 758	3 010	131	1 824	417
Dinkelsbühl	5 212	4 539	3 649	119	1 077	367
Kaufbeuren	5 191	3 161	2 415	270	2 010	496
Weissenburg	5 148	5 095	4 055	202	780	111
Lindau	4 445	2 631	1 966	369	1 032	1 078
Günzburg	3 758	2 650	2 075	85	1 355	243
Donauwörth	3 443	2 606	1 668	298	1 384	93
	663 393	404 903	309 541	45 849	267 598	40 405

Da die Städte nach der Größe ihrer Zählbevölkerung, in absteigender Linie, geordnet sind, so müßte auch in der Kolumne 3, welche die ortsanwesende Geburtsbevölkerung enthält, die Reihenfolge dieselbe sein. Sie ist aber, wie schon ein flüchtiger Blick zeigt, vielfach durchbrochen. Noch deutlicher wird das bei einer Betrachtung der Verhältniszahlen, welche ich in der untenstehenden Tabelle folgen lasse.

Städte	Jahr	Die Geburtsbevölkerung beträgt Prozent der Zählbevölkerung	Die ortsanwesende Geburtsbevölk. betr. Proz. der Zählbevölkerung	Die ortsanwesende Geburtsbevölk. betr. Proz. d. Geburtsbevölkerung	Städte	Jahr	Die Geburtsbevölkerung beträgt Prozent der Zählbevölkerung	Die ortsanwesende Geburtsbevölk. betr. Proz. der Zählbevölkerung	Die ortsanwesende Geburtsbevölk. betr. Proz. d. Geburtsbevölkerung
München	1871	53,1	42,5	80	Aschaffenburg	1871	58,4	42,8	73
	1880	47,6	37,5	78,8		1880	51,1	37,2	72,8
Nürnberg	1871	60,7	52,1	86	Freising	1871	60,9	33,4	55
	1880	61,6	48,8	79,2		1880	60,3	31,5	52,2
Augsburg	1871	49,4	38,4	77	Memmingen	1871	79,5	67,5	85
	1880	48,3	35,8	74,0		1880	77,9	60,2	77,3
Würzburg	1871	44,2	33,0	75	Nördlingen	1871	86,3	65,1	75
	1880	44,1	32,3	73,3		1880	80,1	54,0	67,7
Regensburg	1871	64,8	45,5	70	Eichstätt	1871	80,2	52,3	65
	1880	60,7	40,6	66,8		1880	72,2	43,5	60,2
Bamberg	1871	67,7	53,2	79	Schwabach	1871	93,5	65,6	70
	1880	65,5	49,7	75,9		1880	86,2	58,2	67,5
Fürth	1871	71,6	62,7	87	Neuburg	1871	74,1	45,0	61
	1880	64,5	53,0	82,2		1880	65,6	37,0	56,4
Bayreuth	1871	76,0	54,0	71	Kitzingen	1871	82,0	62,3	76
	1880	66,7	47,7	71,5		1880	77,0	57,8	75,0
Hof	1871	68,7	58,6	85	Rosenheim	1871	50,7	33,6	66
	1880	64,0	52,1	81,4		1880	50,8	29,7	58,5
Landshut	1871	59,8	36,7	61	Rothenburg	1871	69,8	56,0	80
	1880	56,8	32,0	56,2		1880	66,4	51,2	77,1
Passau	1871	59,4	37,5	63	Dinkelsbühl	1871	87,0	70,0	80
	1880	55,6	32,0	57,6		1880	76,9	56,1	73,0
Ingolstadt	1871	50,8	31,1	61	Kaufbeuren	1871	60,9	46,5	76
	1880	49,9	29,1	58,4		1880	56,5	38,1	67,4
Ansbach	1871	81,1	51,7	64	Weißenburg	1871	99,0	78,7	80
	1880	75,1	46,5	61,9		1880	85,8	63,0	73,4
Erlangen	1871	79,6	59,3	74	Lindau	1871	59,2	44,2	75
	1880	73,3	51,7	70,5		1880	59,1	38,8	65,6
Amberg	1871	65,5	45,5	69	Günzburg	1871	70,5	55,2	78
	1880	60,7	40,3	66,3		1880	74,2	52,5	70,7
Kempten	1871	57,3	40,9	71	Donauwörth	1871	75,7	48,4	64
	1880	52,5	35,3	67,2		1880	75,0	38,9	51,9
Straubing	1871	66,9	39,4	59	Deggendorf*)	1880	63,1	34,9	55,3
	1880	61,2	34,8	56,9	Dillingen	1880	61,8	33,5	54,2
Schweinfurt	1871	68,7	57,0	83	Landsberg	1880	60,0	35,3	58,9
	1880	63,7	49,4	77,7	Traunstein	1880	66,3	33,5	50,5

*) Deggendorf, Dillingen, Landsberg und Traunstein sind erst nach 1871 zu unmittelbaren Städten erhoben worden.

Die erste Kolumne zeigt das Verhältnis der gesamten Geburtsbevölkerung, die zweite das der ortsanwesenden Geburtsbevölkerung zur Zählbevölkerung, die dritte das der ortsanwesenden Geburtsbevölkerung zur gesamten Geburtsbevölkerung. Die Tabelle zeigt z. B. für München, daß auf 100 gezählte Einwohner 53,1 in ganz Bayern ermittelte geborene Münchener kamen, daß von diesen 42,5 Personen in München selbst lebten und daß von 100 in München Geborenen 80 auch ihren Aufenthalt dort hatten. Die Zahlen, welche die Zählung von 1880 ergeben hat, sind zur Vergleichung beigefügt. Dieselben sind insgesamt bedeutend niedriger. Die Ursache kümmert uns hier nicht. Vorläufig genügt uns, zu konstatieren, daß dieses allgemeine Sinken der Zahlen das Verhältnis derselben zu einander fast gar nicht geändert hat.

Wäre nun Mayrs Satz richtig, so müßte von München bis Donauwörth die Ziffer der zweiten Kolumne, welche die Ortsgebürtigkeit ausdrückt, stetig wachsen. Das ist aber keineswegs der Fall, wir finden vielmehr große und kleine Ziffern in buntester Reihe. Die Großstadt München, welche mehr als ein Viertel aller Einwohner der 34 unmittelbaren Städte aufweist, hat eine größere Ortsgebürtigkeit als Freising und Rosenheim, und die zweitgrößte Stadt des Königreichs, Nürnberg, übertrifft in dieser Beziehung die kleinste aller unmittelbaren Städte, Donauwörth. Wir können wohl auf Grund des beigebrachten Materials Mayrs Satz als widerlegt ansehen und die Behauptung aufstellen, daß die Ortsgebürtigkeit einer Stadt von ihrer Größe nicht abhängig ist.

Georg Mayr steht übrigens mit seiner Ansicht nicht vereinzelt da. Eine wenig abweichende ist vielmehr die gewöhnliche, bei den gegenwärtig so häufigen Erörterungen der Übervölkerungsfrage oft gehörte. Die Statistik lehrt es, und Jedem zeigt es die Erfahrung, daß fortwährend vom platten Lande in die Städte ein starkes Zuströmen von Menschen stattfindet. Zugleich zeigt jede Volkszählung das rapide Wachsen der Großstädte und der Städte von vorwiegend industriellem Charakter. Was ist da natürlicher, als daß man diese beiden Erscheinungen mit einander in Verbindung setzt, daß man in dem Zuwachs der Großstädte eben jene zugeströmte Landbevölkerung erblickt?

Professor J. H. Schwicker stellt in einer Abhandlung über das Wachstum der städtischen Bevölkerung in Ungarn*) die ländliche Bevölkerung der städtischen gegenüber. Da sich die letztere während der Periode von 1869 bis 1880 um 202 335 Seelen vermehrt hatte, während die Gesamtbevölkerung Ungarns nur um 167 377 Seelen gewachsen war, so mußte das platte Land eine Verminderung seiner Einwohnerzahl aufweisen. Unter den Stadtgemeinden zeigten wieder die eigentlichen Freistädte, also die größeren, ein nahezu dreimal kräftigeres Wachstum als die übrigen Städte des Landes. Schwicker kommt durch diese Betrachtungen zu folgendem Schluß: „Die Städte Ungarns vergrößern sich auf Kosten der ländlichen Bevölkerung, welche infolgedessen an ihrem Bestande numerisch derart geschwächt wird, daß sie im Jahre 1880 bereits ein Defizit aufwies. Das Zuströmen der dörflichen Bewohner nach der Stadt erscheint deshalb auch für Ungarn bereits als eine empfindliche Kalamität, die einerseits das offene Land mit enorm wachsendem Arbeitermangel bedroht, andererseits das Proletariat in den Städten erheblich vermehrt."

In ähnlicher Weise spricht Georg Mayr**) von einem „Drang zum städtischen Leben, welcher die Strebungen der Neuzeit charakterisiert" und Professor Alexander von Oettingen***) spricht sogar von einem „krankhaften Zug zum Stadtleben." „Allerdings", sagt er, „müssen bei der fortschreitenden Entwickelung unserer Staaten die Städte zur Erreichung der ihnen zukommenden Aufgabe in der gemeinsamen Entwicklung Arbeitskräfte aus der ackerbauenden Bevölkerung herbeiziehen. Es scheint jedoch zu gewissen Zeiten ein krankhafter Zug der Bevölkerung vorzüglich nach den großen Städten und ihren Herrlichkeiten einzutreten. Derselbe wird zum Teil mehr durch ein allgemeines unklares Gefühl der Unzufriedenheit und unruhiges Verlangen nach Veränderung hervorgerufen, als durch wirklichen Druck in den heimischen Verhältnissen." Alexander von Oettingen erscheint „dieses leidenschaftliche Drängen nach dem wüsten Markt und dem bunten Gedränge großer Städte" von besonderer

*) In der statistischen Monatsschrift; 8. Jahrgang, 1882. S. 513—525.
**) Die Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben. München 1877. S. 195.
***) Die Moralstatistik. 3. Auflage. Erlangen 1882. S. 382.

sozialethischer Bedeutung. „Macht sich doch überall im Gewühl der großen Menge die tierische Natur des Menschen nur zu sehr geltend!"

Wir sehen, die angeführten Gelehrten halten sich nicht mehr an die bloßen Zahlen, sie gehen mehr auf das Wesen der Sache ein. Übereinstimmend erblicken sie in dem Zuströmen des Landvolks in die Städte eine Eigentümlichkeit unserer Zeit. Sie sehen darin ein Übel, dem man entgegentreten sollte, denn das in die Städte ziehende Landvolk dient nur dazu, diese unnatürlich anzuschwellen, die Masse der Besitzlosen, das Proletariat, zu vermehren.

Ist diese Ansicht die richtige, daß in dem unnatürlich großen Zuwachs der Groß- und Industriestädte die Masse der Zugezogenen zu suchen sei, so müssen diejenigen Städte, die in der letzten Zeit ein starkes Wachstum zeigten, auch eine besonders große Menge Zugezogener aufweisen, oder, was dasselbe ist, die Ortsgebürtigen müssen eine verhältnismäßig kleine Quote der Zählbevölkerung ausmachen. Um das zu untersuchen, habe ich in der folgenden Tabelle die sämtlichen unmittelbaren Städte Bayerns, welche 1880 mehr als 10 000 Einwohner hatten, nach der Größe ihres Wachstums während der Periode von 1840—1880 geordnet und aus der Tabelle Seite 16 die relativen Zahlen für das Jahr 1880 beigefügt.

Städte	Wachstum von 1840—1880 in Prozenten	Die ortsanwes. Geburtsbevölk. beträgt Prozent der Zählbevölkerung	Die Geburtsbevölkerung beträgt Prozent der Zählbevölkerung	Die ortsanwes. Geburtsbevölk. beträgt Prozent der Geburtsbevölkerung
Hof	163,0	52,1	64,0	81,4
München	145,9	37,5	47,6	78,8
Nürnberg	112,5	48,8	61,6	79,2
Fürth	107,2	53,0	64,5	82,2
Würzburg	90,3	32,3	44,1	73,3
Landshut	85,0	32,0	56,8	56,2
Kempten	75,8	35,3	52,5	67,2
Schweinfurt	71,5	49,4	63,7	77,7
Augsburg	66,5	35,8	48,3	74,0
Ingolstadt	66,0	29,1	49,9	58,4
Regensburg	57,3	40,6	60,7	66,8
Passau	50,5	32,0	55,6	57,6
Straubing	43,0	34,8	61,2	56,9
Bamberg	41,8	49,7	65,5	75,9
Erlangen	39,9	51,7	73,3	70,5
Amberg	37,2	40,3	60,7	66,3
Bayreuth	32,5	47,7	66,7	71,5
Aschaffenburg	31,0	37,2	51,1	72,8
Ansbach	18,9	46,5	75,1	61,9

Die stärkste Zunahme unter allen bayerischen unmittelbaren Städten weist Hof auf, sie betrug in 40 Jahren nicht weniger als 163,0 Prozent. Nahezu stationär blieb dagegen die Stadt Ansbach. Sie wuchs nur um 18,9 Prozent, während die Zunahme der Gesamtbevölkerung Bayerns 20,9 Prozent betrug. Und doch wurden in Hof unter 100 Einwohnern 52,1 Ortsgebürtige gezählt, in Ansbach dagegen nur 46,5. Die Ortsgebürtigkeit Münchens steht der von Aschaffenburg ziemlich gleich, obwohl sich die Bevölkerung Münchens um 145,9, die Aschaffenburgs nur um 31,0 Prozent vermehrte. Ähnliche Vergleiche lassen sich mit Nürnberg und Fürth anstellen. Hof und Fürth tragen unter den Städten Bayerns am meisten den Charakter von Industriestädten und sind zugleich in den letzten Jahren am stärksten gewachsen. Trotzdem übertrifft ihre Ortsgebürtigkeitsziffer die aller anderen aufgeführten Städte. Nahe kommt ihnen nur die Stadt Erlangen, die ebenfalls viel Industrie hat. Zugleich zeigt die Kolumne 3, daß die Bevölkerung von Hof und Fürth die größte Seßhaftigkeit besitzt, und zwar nicht blos unter den hier aufgeführten größeren, sondern unter den sämtlichen unmittelbaren Städten Bayerns.

Zu ähnlichen Vergleichen geben die absoluten Zahlen der Tabelle Seite 15 Anlaß. Die fünfte Kolumne enthält für jede Stadt die Zahl der in den Bezirksämtern Geborenen. Fürth hat um 1 200 Einwohner weniger als Bamberg. Die Zahl der Zugezogenen ist dagegen fast um 3 000 kleiner. Hof, mit seinen 16 010 Einwohnern, wird, was die Zahl der Zugezogenen betrifft, überragt von Straubing, mit nur 11 150 Einwohnern.

Wir werden später noch näher auf dieses Thema einzugehen haben. Hier genügt es, festzustellen, daß die stark wachsenden Groß- und Industriestädte nicht eine besonders geringe, sondern eine große Ortsgebürtigkeit aufweisen.

Ziehen wir das Fazit der bisherigen Erörterung, so lautet es: In der Bevölkerung jeder Stadt bildet die Zahl der Zugezogenen einen bedeutenden Bestandteil. Diese Erscheinung ist nicht zu erklären durch den Zuzug der Militärbevölkerung und der Dienstboten. Auch steht die Zahl der auswärts Geborenen in keinem Verhältnis zur Größe der Stadt, und noch viel weniger wird

sie bedingt durch den mehr oder weniger industriellen Charakter derselben.

Wie ist nun der starke Zusatz Fremder in der städtischen Bevölkerung zu erklären? Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir die Einwohner der Städte in ihren verschiedenen Bestandteilen nicht blos der Quantität nach, sondern auch nach der Qualität betrachten. Es sei mir gestattet, hier eine Geschichte zu erzählen. Eines Abends überraschte uns am Münchener Stammtisch ein Mitglied mit der Frage: „Haben Sie schon einmal einen geborenen Münchener gesehen?“ Und als wir alle mit „Nein“ oder „Ich wüßte nicht“ geantwortet hatten, meinte jener: „Sonderbar! Jetzt habe ich schon so viele gefragt und keiner hat einen gesehen. Ich glaube, es gibt gar keine!“ Nun, es gibt allerdings geborene Münchener, aber so zahlreich, wie man gewöhnlich annimmt, sind sie freilich nicht. Zwar die Statistik lehrt, daß unter je 1000 Einwohnern Münchens sich 375 Ortsgebürtige befinden. Berücksichtigt man aber nur die Zahl der Erwachsenen und bedenkt man, daß naturgemäß in der Zahl der Ortsgebürtigen alle Neugeborenen und der größte Teil der übrigen Kinder enthalten sein müssen, so wird das Verhältnis der Eingeborenen zur Gesamtbevölkerung ein viel kleineres. Leider reicht das bayerische statistische Material nicht aus, um hiefür den genauen Nachweis zu liefern. Doch kommen uns hier die Veröffentlichungen des statistischen Bureaus der Stadt Leipzig zu Hilfe.

Die Bevölkerung Leipzigs dürfte eine ähnliche Zusammensetzung haben, wie die Münchens. In letzterer Stadt machten die Ortsgebürtigen im Jahre 1880 37,5 Prozent der Zählbevölkerung, in ersterer im Jahre 1875 36,38 Prozent aus. Beide Städte sind bedeutende Garnisonsorte und beide besitzen stark besuchte Bildungsanstalten. Die bedeutendere Industrie Leipzigs übt keinen Einfluß, da die in ihr beschäftigte Bevölkerung fast ausschließlich in den nicht zur Stadt gehörigen Vorstadtdörfern wohnt.

Das trefflich bearbeitete, von dem Direktor des statistischen Bureaus der Stadt Leipzig, Ernst Hasse, herausgegebene Material über die Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dezember 1875 in

der Stadt Leipzig*) enthält unter anderen auch eine Tabelle, welche die Geburtsbezirke der Leipziger Bevölkerung nach Geschlecht und Altersklassen nachweist. Die Altersklassen sind bis zum sechzigsten Lebensjahr Jahrfünfte, von da an Jahrzehnte. Als Geburtsbezirke sind unterschieden: Stadt Leipzig, übrige Kreishauptmannschaft Leipzig, übriges Königreich Sachsen, preußische

Alters-Klassen	Gesamtbevölkerung						In Leipzig	
	männlich		weiblich		zusammen		männlich	
	Absolut	Prozent	Absolut	Prozent	Absolut	Prozent	Absolut	Prozent
0— 5	6 461	10,02	6 563	10,43	13 024	10,22	5 592	25,60
5—10	5 018	7,78	5 059	8,04	10 077	7,91	3 581	16,40
10—15	4 960	7,69	4 675	7,43	9 635	7,56	2 854	13,06
15—20	8 756	13,58	7 760	12,32	16 516	12,95	2 449	11,21
20—25	10 823	16,79	8 517	13,53	19 340	15,16	1 581	7,24
25—30	7 229	11,21	6 721	10,67	13 950	10,94	1 192	5,46
30—35	5 049	7,83	5 144	8,18	10 193	8,00	975	4,46
35—40	4 102	6,40	4 076	6,48	8 178	6,44	734	3,36
40—45	3 108	4,82	3 192	5,08	6 300	4,95	670	3,02
45—50	2 527	3,92	2 852	4,54	5 379	4,23	555	2,54
50—55	2 182	3,38	2 699	4,30	4 881	3,84	549	2,51
55—60	1 716	2,66	2 015	3,20	3 731	2,93	456	2,09
60—70	1 825	2,83	2 490	3,96	4 315	3,40	482	2,21
70—80	577	0,89	989	1,57	1 566	1,23	162	0,74
80—90	84	0,13	148	0,23	232	0,18	18	0,09
über 90	4	0,01	7	0,01	11	0,01	—	0,00
Alter unbekannt	37	0,06	22	0,03	59	0,05	1	0,00
	64 458	100	62 929	100	127 387	100	21 851	100

*) Heft XI der Mitteilungen des statistischen Bureaus der Stadt Leipzig. Leipzig 1877.

Provinz Sachsen, Thüringen und Anhalt, übriges Deutschland, endlich das Ausland.

In der folgenden Tabelle sind alle auswärts Geborenen zusammengefaßt und der Gesamtbevölkerung sowie den Ortsgebürtigen gegenüber gestellt.

Geborene				Auswärts Geborene					
weiblich		zusammen		männlich		weiblich		zusammen	
Absolut	Prozent	Absolut	Prozent	Absolut	Prozent	Absolut	Prozent	Absolut	Prozent
5 655	23,12	11 247	24,36	869	2,04	908	2,36	1 777	2,19
3 561	14,56	7 142	15,48	1 437	3,37	1 498	3,89	2 935	3,62
2 790	11,41	5 644	12,24	2 106	4,94	1 885	4,90	3 991	4,92
2 524	10,32	4 973	10,75	6 307	14,80	5 236	13,61	11 543	14,24
2 191	8,96	3 772	8,10	9 242	21,69	6 326	16,44	15 568	19,20
1 646	6,73	2 838	6,10	6 037	14,17	5 075	13,19	11 112	13,71
1 306	5,34	2 281	4,90	4 074	9,56	3 838	9,98	7 912	9,76
986	4,03	1 720	3,70	3 368	7,90	3 090	8,03	6 458	7,96
765	3,13	1 435	3,07	2 438	5,72	2 427	6,31	4 865	6,00
695	2,84	1 250	2,69	1 972	4,63	2 157	5,61	4 129	5,09
671	2,74	1 220	2,62	1 633	3,83	2 028	5,27	3 661	4,52
613	2,51	1 069	2,30	1 260	2,96	1 402	3,65	2 662	3,28
714	2,92	1 196	2,57	1 343	3,15	1 776	4,62	3 119	3,85
295	1,21	457	0,98	415	0,98	694	1,80	1 109	1,37
42	0,17	60	0,13	66	0,16	106	0,28	172	0,21
1	0,00	1	0,00	4	0,01	6	0,01	10	0,01
2	0,01	3	0,01	36	0,09	20	0,05	56	0,07
24 457	100	46 308	100	42 607	100	38 472	100	81 079	100

Wir gewinnen hier durch Unterscheidung der Altersklassen einen tieferen Einblick in die Zusammensetzung der städtischen Bevölkerung. Die den absoluten Zahlen beigesetzten Verhältniszahlen geben ein anschauliches Bild von dem sogenannten Altersaufbau. Bei einer Bevölkerung, die sich nur durch eigene Kraft, nicht durch Zuzug erhält, müßte naturgemäß die niedrigste Altersklasse die am stärksten besetzte sein, und diese Zahl infolge der eintretenden Todesfälle allmählich kleiner werden. Bei der städtischen Bevölkerung ist das anders. In der Gesamtbevölkerung Leipzigs fällt auf die erste Altersklasse, die der Kinder bis zu fünf Jahren, ein Anteil von ungefähr 10 Prozent. In den beiden folgenden Klassen vermindert sich der Anteil, beginnt dann zu steigen, erreicht in der Altersklasse von 20—25 Jahren mit 15,16 Prozent seinen Höhepunkt und fällt von hier an wieder allmählich. Die Ortsgebürtigen zeichnen sich durch eine sehr starke Vertretung der niederen Altersklassen aus. Die Klasse der Kinder bis zum fünften Jahre beträgt nicht weniger als 24,36 Prozent, also fast ein Viertel aller in Leipzig Geborenen. Im Gegensatz hiezu ist diese Klasse bei den auswärts Geborenen äußerst schwach vertreten, mit nur 2,19 Prozent. Während aber die Zahl der geborenen Leipziger sich in jeder folgenden Klasse vermindert, zuerst sehr rasch, dann langsamer, steigt sie bei den Zugezogenen rasch an, erreicht mit 19,20 Prozent in der Klasse von 20—25 Jahren ihren Höhepunkt und fällt dann allmählich.

In den verschiedenen Altersklassen ist also der Anteil der beiden Bestandteile der Bevölkerung ein sehr verschiedener. Das wird besonders klar, wenn man aus den absoluten Zahlen die relativen ableitet, wenn man berechnet, wie viel Ortsgebürtige und wie viel Zugezogene in jeder Altersklasse auf 100 Personen der Gesamtbevölkerung entfallen.

Alters-Klassen	In Leipzig Geborene			Auswärts Geborene			zusammen
	männlich	weiblich	zusammen	männlich	weiblich	zusammen	
0— 5	86,56	86,20	86,38	13,44	13,80	13,62	100,00
5—10	71,34	70,38	70,86	28,66	29,62	29,14	100,00
10—15	57,55	59,69	58,62	42,45	40,31	41,38	100,00
15—20	27,98	32,53	30,25	72,02	67,47	69,75	100,00
20—25	14,61	25,73	20,17	85,39	74,27	79,83	100,00
25—30	16,50	24,50	20,50	83,50	75,50	79,50	100,00
30—35	19,30	25,40	22,35	80,70	74,60	77,65	100,00
35—40	17,90	24,17	21,04	82,10	75,83	78,96	100,00
40—45	21,55	23,95	22,75	78,45	76,05	77,25	100,00
45—50	21,96	24,40	23,18	78,04	75,60	76,82	100,00
50—55	25,18	24,86	25,02	74,82	75,14	74,98	100,00
55—60	26,56	30,46	28,51	73,44	69,54	71,49	100,00
60—70	26,94	28,68	27,81	73,06	71,32	72,19	100,00
70—80	28,08	29,81	28,95	71,92	70,19	71,05	100,00
80—90	21,43	28,38	24,90	78,57	71,62	75,10	100,00
über 90	0,00	14,29	7,15	100,00	85,71	92,85	100,00
	33,90	38,86	36,38	66,10	61,14	63,62	100,00

Zunächst fällt die große Beteiligung der Ortsgebürtigen an der ersten Altersklasse auf. Nicht weniger als 86,38 Prozent aller Kinder unter fünf Jahren sind in Leipzig geboren. Auch in der folgenden Klasse sind die Ortsgebürtigen noch stark vertreten. In der dritten ist ihr Vorsprung nur noch gering und in der vierten werden sie von den Zugezogenen schon weit überholt. Es sind die Jahre, in welchen die Lehrlinge und auch viele Dienstmädchen in die Städte ziehen. Ihren niedrigsten Stand erreicht die Zahl der Ortsgebürtigen in der fünften Altersklasse. Ihr gehört die Militärbevölkerung fast ausschließlich an, und auch die Mehrzahl derjenigen, die sich zu ihrer Ausbildung in Leipzig aufhalten, also der Studenten, Musiker u. s. w. dürfte im Alter von 20—25 Jahren stehen. Darum ist der Anteil der männlichen Ortsgebürtigen hier besonders gering, er beträgt nur 14,61 Prozent. Wäre aber diese fluktuierende Bevölkerung wirklich von so entscheidendem Einfluß auf die Zusammensetzung der Einwohnerschaft, wie gewöhnlich geglaubt wird, so müßte in den folgenden Altersklassen die Be-

teiligung der männlichen Ortsgebürtigen sehr bedeutend steigen. Die Klasse der 35—40jährigen dürfte doch überwiegend aus Ansässigen bestehen. Trotzdem sind hier die männlichen Ortsgebürtigen nur mit 17,90 Prozent, also mit wenig mehr als in der niedrigsten Klasse, an der Gesamtbevölkerung beteiligt.

Viel auffallender noch tritt diese Erscheinung bei der weiblichen Bevölkerung zu Tage. Die Zahl der am 1. Dezember 1875 in Leipzig ermittelten weiblichen Dienstboten betrug 8938. Hiervon waren in Leipzig selbst nur 609 geboren, zugezogen also 8 329. Diese letztere Zahl ist fast so groß wie die der sämtlichen weiblichen Zugezogenen in den beiden Altersklassen von 25—35 Jahren zusammengenommen. Da nun die Mehrzahl der weiblichen Dienstboten im Alter von 20—35 Jahren stehen dürfte, so müßte, wenn die Annahme richtig ist, daß der größte Teil der Dienstboten später auf das Land zurückkehrt, die Beteiligung der weiblichen Ortsgebürtigen in den höheren Altersklassen stark zunehmen. Das ist aber, wie die Tabelle zeigt, keineswegs der Fall. Im Gegenteil sind die geborenen Leipzigerinnen noch in der Altersklasse von 50 bis 55 Jahren schwächer vertreten als in der von 20—25 Jahren.

Offenbar gibt nun aber die obige Tabelle kein wahres Bild von der Zusammensetzung der Bevölkerung. Die Statistik, welche lediglich nach dem Geburtsort fragt, kümmert sich nur um das Individuum, nicht auch um die zusammengehörenden Gruppen, die Familien. Sehr häufig werden also die Eltern unter den auswärts Geborenen, ihre Kinder unter den Ortsgebürtigen aufgeführt sein. Denn Niemandem wird es doch wohl einfallen, alle in Leipzig geborenen Kinder für Eltern in Anspruch zu nehmen, welche ebenfalls in Leipzig geboren sind. Doch lassen wir auch hier die Zahlen reden. Im Alter von 35—40 Jahren standen 4 102 Männer. Von diesen waren ledig 761, verheiratet 3 341. Selbst wenn nun sämtliche 734 ortsgebürtigen Männer dieser Altersklasse verheiratet wären, so würde ihre Zahl von der Gesamtzahl der Verheirateten immer noch nicht ein Viertel ausmachen. Da nun kein Grund zu der Vermutung vorliegt, daß sich unter den Ortsgebürtigen mehr Verheiratete befinden als unter den Zugezogenen, so können wir die drei ersten

Altersklassen, das heißt die Kinder bis zum fünfzehnten Lebensjahre, einfach auf die erwachsene Bevölkerung verteilen nach Maßgabe der Beteiligung der beiden Bestandteile an der Gesamtbevölkerung. Mit anderen Worten, wenn wir die Gesamtbevölkerung nicht nach Individuen, sondern nach Familien in ihre Bestandteile zerlegen, die Kinder also als Angehörige den Familien zuzählen, so dürfte das Verhältnis der zugezogenen zu den ortsgebürtigen Familien so ziemlich dasselbe sein wie das der zugezogenen Erwachsenen zu den ortsgebürtigen Erwachsenen.

Zählen wir nun nach der Tabelle Seite 22 u. 23 die einzelnen Altersklassen der über 15 Jahre alten Bevölkerung zusammen und berechnen in derselben Weise, wie es in der Tabelle Seite 25 geschehen, die Verhältniszahlen für den Anteil der beiden Bestandteile an der Gesamtbevölkerung, so erhalten wir das folgende Schema.

	Gesamtbevölkerung			In Leipzig Geborene			Auswärts Geborene		
	männlich	weiblich	zusammen	männlich	weiblich	zusammen	männlich	weiblich	zusammen
Absolut . .	48 019	46 632	94 651	9 824	12 451	22 275	38 195	34 181	72 376
Prozentaler Anteil . .	100,00	100,00	100,00	20,46	26,70	23,53	79,54	73,30	76,47

Die Bevölkerung Leipzigs bestand also aus etwa 25 Prozent Ortsgebürtigen und 75 Prozent Zugezogenen. Rechnen wir nun von der letzteren Zahl, was offenbar hoch gegriffen ist, 25 Prozent auf solche, welche sich nur vorübergehend in Leipzig aufhalten und weitere 25 Prozent mit der dazu gehörigen Kinderzahl auf den Zuzug aus anderen Städten, so bleibt eine wohl im ganzen stationäre Bevölkerung übrig, welche zur Hälfte aus Eingebornen und zur anderen Hälfte aus Zugezogenen besteht. Wenn aber die Bevölkerung einer stationären Stadt fortwährend zur Hälfte aus Zugezogenen besteht, so folgt daraus, daß die eingeborene Bevölkerung in je zwei Menschenaltern durch den Zuzug von auswärts vollständig ersetzt wird.

Da die Zusammensetzung der städtischen Bevölkerung zur selben Zeit und in demselben Lande eine ähnliche sein dürfte, so können

wir die für Leipzig bekannten Verhältnisse wohl auf die bayerische Bevölkerung übertragen. Wie wir oben sahen, bestand die Gesamtbevölkerung der unmittelbaren Städte Bayerns aus 663 393 Personen, von welchen 355 390 in den Städten selbst und 308 003 außerhalb derselben geboren waren. Nach der Tabelle Seite 22 u. 23 kommen auf die erwachsene, über 15 Jahre zählende Bevölkerung bei den Einheimischen 47,92, bei den Zugezogenen 89,26 Prozent. Die erwachsene Bevölkerung der unmittelbaren Städte zählte also 170 302 Einheimische und 274 923 Zugezogene, oder 38 und 62 Prozent der Gesamtbevölkerung. Da nun in der ersteren Zahl die ganze Zahl der aus einer Stadt in die andere Verzogenen enthalten ist, so haben wir hier nur für die sich zeitweilig in den Städten Aufhaltenden von der Zahl der Zugezogenen einen Abzug von 25 Prozent zu machen. Es bleiben dann für die zu dauerndem Aufenthalt Zugezogenen 37 Prozent übrig. Also auch die Bevölkerung der unmittelbaren Städte Bayerns besteht zur Hälfte aus Eingeborenen, zur Hälfte aus Zugezogenen. *Auch hier würde sich also die städtische Bevölkerung in je zwei Menschenaltern vollständig erneuern.*

Nach diesen Erörterungen können wir nunmehr auch einen Einwurf, den ich oben schon zu entkräften versuchte, aus einem anderen Gesichtspunkte würdigen. Zur größeren Deutlichkeit wähle ich ein konkretes Beispiel. In den fünf Jahren von 1871 bis 1875 betrug in der Stadt München die Zahl der Geburten 37 549, die der Sterbefälle 37 320. Es wurden also mehr geboren als durch Tod abgingen: 229 Personen. Diese Zahl ist so gering, daß wir sie vollständig ignorieren und die Zahl der Geburten der der Sterbefälle gleich setzen können. Nun hatte München im Jahre 1871: 169 693, im Jahre 1875 dagegen 193 924 Einwohner, die Zunahme betrug also 23 331 Personen. Ohne Zweifel konnte dieser Zuwachs nur durch Zugezogene oder vielmehr durch einen Überschuß der Einwanderung über die Auswanderung bewirkt werden. Es liegt nun, wie oben bereits bemerkt wurde, nahe, hieraus den Schluß zu ziehen, daß die Zunahme der Städte allerdings auf die Einwanderung zurückzuführen sei, daß sie aber, sich selbst überlassen, stationär bleiben würden. Ja, man hat sogar geglaubt, an den

Sterbefällen einen Abstrich machen zu sollen. Dies ist, wenn ich die betreffende Stelle richtig verstanden habe, die Ansicht von Wilhelm Roscher.*) Er führt nach Wappäus und Anderen eine Reihe von Zahlen an, um nachzuweisen, „daß im ganzen der natürliche Bevölkerungszuwachs auf dem platten Lande größer zu sein pflegt, als in den Städten.“ Dann sagt Roscher: „Freilich darf man aus solchen Thatsachen nicht zu viel Mysteriöses schließen. Die starke Zuwanderung von Dienstboten, Arbeitern ꝛc. in die Städte bewirkt, daß hier Viele sterben, die in Dörfern geboren waren.“

Diese Rechnung wäre sicher richtig, wenn die Einwanderung nur zu zeitweiligem Aufenthalt erfolgte. Dann hätte man allerdings, um ein wahres Bild von der Sterblichkeit der eigentlichen, bleibenden städtischen Bevölkerung zu erhalten, nur die auf die Zugezogenen treffenden Sterbefälle von der Gesamtzahl der Gestorbenen abzuziehen, ähnlich, wie man die Sterbefälle in einem großen Krankenhause dem Distrikt, in welchem es liegt, nicht in Rechnung bringt. Nun ist aber, wie wir an dem Beispiel Leipzigs sahen, die Voraussetzung falsch. Die Einwanderung erfolgt nicht zu zeitweiligem, sondern überwiegend zu dauerndem Aufenthalt. Will man also den Einfluß der Zugezogenen eliminieren, so hat man nicht blos diese selbst, sondern auch die von ihnen gezeugten Kinder zu berücksichtigen. Nun sind im Durchschnitt in München unter 100 heiratenden Männern 20 Eingeborene und 80 Zugezogene. Und da kein Grund vorliegt, die Ehen der Einheimischen für fruchtbarer zu halten als die der Zugezogenen, so würden also auch vier Fünftel aller Geburten auf die Ehen der Eingewanderten kommen. Man hätte also, um die Sterblichkeitsverhältnisse der eingeborenen Bevölkerung rein zu erhalten, die folgenden Abstriche zu machen: von der Gesamtzahl der Geburten vier Fünftel, und von den Gestorbenen die auf die Zugezogenen und ihre Kinder entfallenden Sterbefälle. Leider ist bei dem heutigen Stande der Statistik eine solche Berechnung nicht durchzuführen. Es ist aber wohl einleuchtend, daß sie im Lebensbudget der Städte ein bedeutendes Defizit ergeben würde.

*) System der Volkswirthschaft, Bd. 3, § 4, A. 3.

Die hier aufgestellte Behauptung wird sicher vielen paradox klingen. Ohne Zweifel könnte ja jeder lebende Mensch, wenn ihm die Zwischenglieder bekannt wären, seinen Stammbaum durch die Jahrtausende auf das erste Menschenpaar zurückführen. Hat da nicht sein Geschlecht, könnte er fragen, nachdem es Jahrtausende bestanden, Aussicht, wenigstens noch einige Jahrhunderte zu blühen?

Wenn sein vollständiger Stammbaum vor ihm läge, er würde erstaunt sein, über die unendliche Menge dürrer Äste und Zweige, zwischen welchen sich das dünne grüne Stämmchen hindurchwindet. Und doch waren auch alle jene verdorrten Zweige und Äste einst voll Kraft und Saft, hatten auch sie Aussicht auf ein langes Wachsen und Gedeihen. Man schlage doch einmal den umgekehrten Weg ein. Wo blühen die Geschlechter all der berühmten Männer, welche der Bürgerstand hervorgebracht hat? Wo leben die Nachkommen der Reformatoren, wo die der Dichter und Denker des vorigen Jahrhunderts? —

Das allgemeine Bevölkerungsgesetz, wonach die Menschen, wie alle lebenden Wesen die Kraft und den Drang haben, sich viel stärker zu vermehren als die Unterhaltsmittel wachsen können, läßt uns hier im Stich. Es erklärt wohl, warum nicht jeder, der geboren ward, eine Familie gründen und sein Geschlecht fortpflanzen kann, aber es löst nicht das Rätsel, warum die städtische Bevölkerung in fortwährendem Absterben begriffen ist und durch die ländliche ersetzt werden muß. Hierfür die Erklärung zu finden, soll in den folgenden Kapiteln versucht werden. Vorher aber muß ich meine oben ausgesprochenen Behauptungen etwas präziser fassen und, um Mißverständnissen vorzubeugen, näher erklären.

Gewöhnlich teilt man die Bevölkerung eines Landes nach ihrer Beschäftigung ein in Grundbesitzer, wozu also der Bauernstand und der grundbesitzende Adel gehört, den Mittelstand: die Vertreter der bürgerlichen Gewerbe, dann die Beamten, Gelehrten, überhaupt den besitzenden, gebildeten Teil der städtischen Bevölkerung umfassend, endlich den Stand der besitzlosen Arbeiter und Proletarier. Diese drei Klassen, so nimmt man gewöhnlich an, bestehen, jede ihre besonderen Funktionen ausübend, im Staate selbständig neben einander, und wenn auch hie und da ein Übertritt aus der einen

in die andere, sei es in aufsteigender oder in absteigender Richtung, stattfindet, so erhalten sie sich im ganzen doch durch eigene Kraft.

Diese Ansicht, behaupte ich, ist eine irrige. Die drei Klassen bestehen nicht neben einander, sondern sie sind nur die verschiedenen Entwicklungsstufen derselben Bevölkerung. Nur die erste Klasse, der Stand der Grundbesitzer, ist dauernd, aus dem Überschuß an Kräften, welchen er erzeugt, bildet sich zuerst die städtische Bevölkerung, aus ihm wird sie fortwährend erneuert und ersetzt. Und zwar erfolgt diese Ersetzung, wie wir sahen, sehr rasch. Wir fanden durch Berechnung, daß sich die städtische Bevölkerung durchschnittlich in zwei Menschenaltern vollständig erneuert. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich auf diese Zahl kein besonderes Gewicht lege. Sie wechselt natürlich sehr nach den verschiedenen Zeiten und Ländern. Ich zweifle nicht, daß es möglich sein wird, für jede Stadt ein genaues Zahlenverhältnis für diesen Wechsel ihrer Bevölkerung zu finden. Dazu aber sind Vorarbeiten nötig, welche die Kräfte und Mittel des Einzelnen weit übersteigen, die nur durch die statistischen Bureaus der Staaten und Städte ausgeführt werden können.

Und wo bleibt die durch den Zuzug vom Lande verdrängte Bevölkerung der Städte? Ein Teil, aber nur ein sehr geringer, erhält sich oder tritt in den Stand der Grundbesitzer zurück. Ein zweiter Teil, ein viel größerer, stirbt ab. Und der Rest? Auf diese Frage geben uns die eigentümlichen Bevölkerungsverhältnisse, welche wir in den bayerischen Industriestädten Nürnberg, Fürth und Hof kennen lernten, die Antwort. Der Rest geht in den Stand der besitzlosen Arbeiter und des Proletariats über.

Dieser von mir behauptete ewige Wechsel ist durch eine eingehende Betrachtung der einzelnen Klassen oder vielmehr Bevölkerungsstufen nachzuweisen und auf seine Ursachen zurückzuführen. Da ich jedoch glaube, den aufgestellten Satz, daß die städtische Bevölkerung fortwährend durch Zuzug aus der ländlichen ersetzt werde, auch allgemein beweisen zu können, so bitte ich den Leser, noch einen Augenblick zu verweilen.

Man kann die städtische Bevölkerung mit einem Landsee vergleichen, der von einem Flusse auf seinem Laufe gebildet wird. Scheinbar hat der See eine vollkommen selbständige Existenz. Keine Strömung ist bemerkbar. Das Wasser des Flusses mischt sich mit dem des Sees und ist von demselben nicht mehr zu unterscheiden. Nur der Verstand sagt uns, daß, wenn auf der einen Seite Wasser zu- und auf der anderen Seite ausströmt, sich das Wasser des Sees fortwährend erneuern muß. Wenn aber anhaltende Regengüsse den Strom schwellen und seine Fluthen trüben, dann teilt er auch dem Wasser des Sees bald seine Farbe mit und auch das leibliche Auge erkennt den Ursprung desselben.

So kann unter Umständen auch der regelmäßige Zuzug einer Stadt eine andere Färbung haben als die einheimische Bevölkerung: die Farbe der Konfession. Es ist öfter bei den Volkszählungen die Wahrnehmung gemacht worden, daß in Distrikten mit konfessionell gemischter Bevölkerung die Angehörigen der verschiedenen Konfessionen eine verschieden starke Zunahme zeigten. Und zwar stellte sich als Regel heraus, daß die in der Minderheit befindliche Konfession einen stärkeren relativen Zuwachs hatte als die numerisch vorherrschende. Diese wahrgenommene Regelmäßigkeit, die man sich nicht zu erklären wußte, nannte man das „Gesetz der Minoritäten." Wohl selten ist mit dem Worte „Gesetz" so arger Mißbrauch getrieben. Um dieses „Gesetz" zu prüfen, bietet Bayern ein ganz vorzügliches Material. Ich stelle in der folgenden Tabelle die sämtlichen Städte des diesseitigen Bayerns, also unter Ausschluß der Rheinpfalz, zusammen, welche im Jahre 1880 über 10 000 Einwohner zählten. Bei jeder Stadt ist angegeben, wie stark in den beiden Jahren 1852 und 1880 in Prozenten die Beteiligung der Katholiken und der Protestanten an der Gesamtbevölkerung war. Die kleine Differenz, welche sich ergibt, wenn man je die beiden Zahlen eines Jahres zusammenzählt und von 100, dem Ausdruck für die Gesamtbevölkerung, abzieht, bezeichnet den Anteil der Juden und „sonstigen Konfessionen" an der Bevölkerung.*)

*) Das Zahlenmaterial ist der Arbeit von L. Luber: die Konfessions-Angehörigkeit Bayerns, entnommen. Dieselbe ist erschienen in der Zeitschrift des Königlich Bayerischen statistischen Bureaus, 14. Jahrgang (1882), S. 88—105.

Städte mit mehr als 10 000 Einwohnern	Jahre	Von der Gesamtbevölkerung beträgt der Prozentanteil der	
		Katholiken	Protestanten
Aschaffenburg	1852	89,3	7,8
	1880	83,7	12,2
Schweinfurt	1852	13,5	85,5
	1880	26,3	69,6
Straubing	1852	95,2	4,8
	1880	97,6	2,1
Kempten	1852	64,6	35,4
	1880	74,5	24,8
Ansbach	1852	13,3	85,3
	1880	14,5	83,9
Amberg	1852	93,5	6,5
	1880	91,3	8,3
Erlangen	1852	7,8	91,5
	1880	20,7	78,0
Ingolstadt	1852	84,9	15,0
	1880	87,2	12,3
Passau	1852	98,7	1,3
	1880	94,4	5,5
Landshut	1852	96,3	3,7
	1880	95,4	4,5
Hof	1852	1,8	98,2
	1880	6,9	93,0
Bayreuth	1852	12,9	85,5
	1880	14,9	83,5
Bamberg	1852	88,9	8,9
	1880	83,5	12,1
Fürth	1852	7,0	76,2
	1880	15,0	74,1
Regensburg	1852	75,3	24,1
	1880	80,7	17,3
Würzburg	1852	84,5	13,9
	1880	78,0	17,5
Augsburg	1852	63,8	35,9
	1880	66,7	31,5
Nürnberg	1852	12,3	86,9
	1880	19,2	77,3
München	1852	88,9	9,8
	1880	85,6	12,4

Wie bewährt sich nun diesen Zahlen gegenüber das „Gesetz der Minoritäten"? In der That zeigt sich bei vielen Städten, daß die in der Minderheit befindliche Konfession von 1852—1880 einen größeren Zuwachs erfuhr als die numerisch überlegene. Aber das ist nicht bei allen Städten der Fall. So waren in Kempten, Regensburg und Augsburg die Protestanten schon 1852 den Katholiken gegenüber in der Minderheit und trotzdem haben sie sich in der hier in Betracht kommenden Periode weniger stark vermehrt als die letzteren. Ein Gesetz aber, wie das erwähnte, wird durch jede Ausnahme aufgehoben.

Die scheinbar so rätselhaften Vorgänge, welche in den angeführten Zahlen ihren Ausdruck finden, erklären sich sehr einfach, wenn man die von mir aufgestellte Behauptung, daß die städtische Bevölkerung fortwährend durch Zuzug aus der ländlichen ersetzt wird, berücksichtigt. Einige historische Betrachtungen werden das recht deutlich machen.

Das Königreich Bayern ist bekanntlich in der napoleonischen Zeit, in den ersten 16 Jahren unseres Jahrhunderts, zu seinem jetzigen Bestande erwachsen. Wir können unter den in der Tabelle aufgeführten Städten drei Kategorien unterscheiden. Zunächst rein katholische Territorialstädte. Zu ihnen gehören die altbayerischen Städte Straubing, Amberg, Ingolstadt, Landshut und München, die Hauptstädte der gleichnamigen Bistümer: Passau, Bamberg, Würzburg, und die Hauptstadt des früher churmainzischen Fürstentums Aschaffenburg. Sodann die rein protestantischen Territorialstädte. Es sind die in den ehemaligen brandenburgischen Fürstentümern gelegenen Städte Ansbach, Erlangen, Hof und Bayreuth. Zu ihnen ist auch noch Fürth zu rechnen, das zwar dem Domkapitel zu Bamberg gehörte, aber von seinen Schutzvögten, den Burggrafen von Nürnberg, reformiert war.

Diese beiden Städtekategorien bieten nun dieselbe Erscheinung. Bis zum Beginn unseres Jahrhunderts schieden die politischen Grenzen auch konfessionell. In einer katholischen Stadt durfte kein Protestant und umgekehrt in einer protestantischen kein Katholik ansässig werden. Erst als das Königreich Bayern katholische und protestantische Gebiete vereinigte, fielen die Schranken. Und nun beginnt die Mischung. Oder, um mich richtiger auszudrücken: da die städtische Bevölkerung fortwährend durch die ländliche ersetzt wird, so muß sie die Tendenz zeigen, allmählich dieselbe konfessionelle Zusammensetzung anzunehmen, welche die ländlichen Gebiete aufweisen, aus welchen die Einwanderung erfolgt. Bis diese Zusammensetzung erreicht ist, muß also die neue, in der Minderheit befindliche Konfession ein relativ stärkeres Wachstum zeigen als die alte, numerisch vorherrschende. Jede Stadt bildet den Mittelpunkt eines Kreises, welcher ihr Rekrutirungsgebiet umschließt. Die Größe des Kreises ist abhängig von der Größe der Stadt, und die Anziehungskraft, welche sie auf ihre Umgebung ausübt, nimmt mit der Entfernung rasch ab. In der Bevölkerung Münchens waren 1871, um ein Beispiel anzuführen, die sämtlichen Verwaltungsdistrikte Bayerns und alle deutschen Staaten vertreten. Aber während dem Regierungsbezirk Oberbayern der Geburt nach in runder Zahl 29 000 Personen angehörten, stammten aus Niederbayern 14 000,

Mittelfranken 7000, Unterfranken 3500, aus der Rheinpfalz nur 1800 Personen. Je näher an eine Stadt ein Gebiet heranreicht, in welchem Angehörige der anderen Konfession leben, und je größer dieses ist, desto größer muß auch dessen Einwirkung auf die Zusammensetzung der städtischen Bevölkerung sein. So sind die exponierten Städte Aschaffenburg, Bamberg und Würzburg dem protestantischen Einfluß stärker ausgesetzt, als die mitten in katholischen Territorien liegenden Städte Amberg, Passau und Landshut. In ähnlicher Lage sind von den protestantischen Städten Erlangen, Bayreuth und Fürth im Gegensatz zu Hof.

Eine Ausnahme von der Regel scheinen Straubing und Ingolstadt zu machen. In Straubing betrug die Zahl der Protestanten im Jahre 1852 482 Personen oder 4,8 Prozent der Gesamtbevölkerung. Diese Zahl ist auffallend hoch bei der rein katholischen Umgebung der Stadt. Hier scheinen lokale Ursachen gewirkt zu haben, die mir nicht bekannt sind. Vielleicht fand hier ein zeitweilig stärkerer Zuzug fremder Arbeiter statt zur Gründung einer Fabrik, zu Bahnbauten und dergleichen.

In der Festung Ingolstadt ist die verhältnismäßig sehr starke Militärbevölkerung von großem Einfluß auf die Zusammensetzung der Gesamtbevölkerung. Nun waren ja in den letzten 30 Jahren gerade auf militärischem Gebiete die Veränderungen sehr groß. Hier kann leicht die Verlegung eines Truppenteils oder eine Änderung in den Rekrutierungsbezirken den numerischen Rückgang der Protestanten verursacht haben.

Auffallender und deutlicher als in den bisher betrachteten Städten tritt das Gesetz in der dritten Kategorie, in den ehemaligen freien Reichsstädten, zu Tage. Zu ihnen gehören von den in der Tabelle aufgeführten: Schweinfurt, Kempten, Regensburg, Augsburg und Nürnberg. Alle diese Städte nahmen im Laufe des 16. Jahrhunderts die protestantische Lehre an. Aber während Schweinfurt, Kempten und Nürnberg rein protestantische Städte wurden, in welchen sich kein Katholik niederlassen durfte, behauptete sich in den Bischofsresidenzen Regensburg und Augsburg eine katholische Partei. Sie wurden paritätisch und die Rückeroberung durch die vorwiegend katholische Landbevölkerung konnte sofort

beginnen. Noch beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges galt Augsburg für eine protestantische Stadt, in welcher höchstens ein Zehntel der Einwohner sich zur katholischen Lehre bekannte; heute beträgt die Zahl der Protestanten nicht einmal mehr ein Drittel der Gesamtbevölkerung und die Katholisierung schreitet noch fort. Daß die Ausgleichung nach so langer Zeit heute noch nicht erfolgt ist, könnte auffallen. Ich vermute, daß das Gleichgewicht im vorigen Jahrhundert schon erreicht war. Jedenfalls hat der Verlust der Selbständigkeit eine Änderung in den Zuzugsbezirken zur Folge gehabt. Seit der Einverleibung in das Königreich Bayern sind die rein katholischen altbayerischen Provinzen der Stadt näher, ist das zwar stammverwandte, aber politisch getrennte protestantische Württemberg ihr ferner gerückt. Überhaupt können die verschiedensten Ursachen eine Verschiebung in den Rekrutierungsbezirken einer Stadt herbeiführen, so schon der Bau einer Eisenbahn.

In Regensburg, das rings von katholischen Gebieten umgeben ist, war die Katholisierung noch stärker als in Augsburg. Die einst protestantische Stadt zählt heute nur noch 17 Prozent Protestanten, nicht mehr als das zu Anfang unseres Jahrhunderts noch rein katholische Würzburg.

Auch in Nürnberg ist in neuerer Zeit die Zahl der Katholiken stark angewachsen. Doch ist wegen der vorwiegend protestantischen Umgebung wohl Aussicht, daß Nürnberg den Charakter einer protestantischen Stadt bewahrt. Anders steht es in Schweinfurt. Hier dürften wegen der Nähe und Größe katholischer Landgebiete die Protestanten in Zukunft Mühe haben, die Mehrheit zu behaupten.

Am interessantesten gestaltete sich der Hergang in Kempten. Diese Reichsstadt wurde rein protestantisch, Katholiken durften sich in ihr nicht niederlassen. Da nun die ganze Umgebung katholisch blieb, so war die Stadt auf den Zuzug aus den fernen protestantischen Gebieten, namentlich aus Württemberg und der Schweiz, angewiesen. Der Zuzug aus der Umgebung aber siedelte sich unmittelbar vor den Thoren der Reichsstadt um die Residenz des Fürstabts und auf dessen Gebiet an. So erwuchs hier eine katholische Stadt, die Neustadt Kempten, gleichsam eine Belagerung der alten städtischen Bevölkerung durch den natürlichen Zuzug vom Lande. Und als

beide Städte bayerisch wurden, als die protestantische Altstadt kapitulieren mußte und die konfessionellen Schranken fielen, da war ihr die Neustadt an Einwohnerzahl schon überlegen. Seit der Zeit hat sich die relative Zahl der Protestanten noch mehr vermindert, so daß sie heute kaum noch ein Viertel der Gesamtbevölkerung Kemptens beträgt.

Was sich bei den einzelnen Städten zeigte, das tritt auch zu Tage, wenn man die Bevölkerung der 25 größten Städte Bayerns der übrigen Bevölkerung gegenüberstellt. Im Jahre 1852 kamen auf 1000 Seelen der Gesamtbevölkerung in den 25 Städten 589 Katholiken und 393 Protestanten, in den übrigen Gemeinden des Landes dagegen 711 Katholiken und 276 Protestanten. Diese Zahlen müssen, wenn das aufgestellte Gesetz richtig ist, die Tendenz zeigen, sich auszugleichen, indem die ersteren sich den letzteren nähern. Und in der That wurden 1880 unter je 1000 Seelen in den 25 Städten 606 Katholiken und 367 Protestanten gezählt. Zum Troste derjenigen, welche diese Zahlen um die Zukunft der protestantischen Kirche in Bayern besorgt machen könnten, will ich doch hinzufügen, daß trotz dieser relativ geringeren Zunahme in den größeren Städten, die Protestanten während der Periode von 1852—1880 in ganz Bayern eine etwas stärkere Vermehrung zeigten als die Katholiken. Die Zunahme der ersteren betrug nämlich 17,7, die der letzteren 15,6 Prozent. Unter gleichbleibenden Verhältnissen wird also in Zukunft die Zahl der Protestanten in den Städten zunächst noch relativ abnehmen, dann wird ein Stillstand eintreten und hierauf wird sie wieder, wenn auch sehr langsam, zu steigen beginnen.

Wenn man das Rekrutierungsgebiet einer Stadt kennt, so wird man aus der konfessionellen Zusammensetzung desselben die natürliche konfessionelle Zusammensetzung der städtischen Bevölkerung berechnen können. Die Berechnung wird aber dadurch sehr kompliziert, daß man für jeden einzelnen Ort die Entfernung desselben von der Stadt berücksichtigen müßte. Sehr einfach gestaltet sich die Sache dagegen, wenn die konfessionelle Zusammensetzung des regelmäßigen Zuzugs einer Stadt bekannt ist. Zu den wenigen Städten, für welche das der Fall ist, gehören München und Berlin.

Im Jahre 1801 wurde infolge eines strengen Befehls des Kurfürsten an den widerstrebenden Stadtmagistrat dem ersten Protestanten in München das Bürgerrecht erteilt. Im Jahre 1880 betrug ihre Zahl 28 530. Wie lange wird diese rasche Vermehrung anhalten? Auf diese Frage erhalten wir die Antwort, wenn wir die Bevölkerung der Stadt in ihre Bestandteile zerlegen. Die Zählung von 1880 ermittelte unter je 100 Personen bei den Ortsgebürtigen 91,1 Katholiken, 7,1 Protestanten, bei der Gesamtbevölkerung 85,6 Katholiken, 12,4 Protestanten, und bei den außerhalb Münchens Geborenen 82,3 Katholiken, 15,6 Protestanten. Das letztere Verhältnis ist das natürliche, welches die Gesamtbevölkerung zu erreichen strebt. Allerdings üben auch andere Faktoren einen gewissen Einfluß, wie z. B. das verschiedene Verhalten der beiden Kirchen gegenüber den Mischehen. Derselbe ist jedoch von untergeordneter Bedeutung und man kann wohl die Vermutung aussprechen, daß, wenn München 300 000 Einwohner zählen wird, sich darunter 46 800 Protestanten befinden werden. Voraussetzung ist dabei, daß in Zukunft keine Veränderung in den Zuzugsbezirken eintritt, was in den letzten Jahrzehnten, namentlich infolge der Ereignisse von 1866 und 1870/71, sicherlich geschehen ist.

In Berlin*) betrug im Jahre 1880 der Anteil der Katholiken unter den Ortsgebürtigen 4,1, unter der Gesamtbevölkerung 7,1 und unter den außerhalb Berlins Geborenen 9,4 Prozent. Das natürliche Verhältnis ist also, daß die Katholiken etwa Ein Zehntel der Einwohnerschaft ausmachen und ihre Zahl dürfte, wenn Berlin die zweite Million erreicht haben wird, auf 200 000 Personen gestiegen sein.

Diese Beobachtungen sind nicht ohne politische Bedeutung. Was von der Konfession gilt, das gilt auch von der Nationalität. Ein Staat, der fremde Elemente sich zu assimilieren hat, sollte darum sein Hauptaugenmerk auf das platte Land richten. Das Werben um die Gunst der städtischen Bevölkerung bleibt immer verlorene Liebesmüh'. Wer dagegen das Land gewinnt, dem fallen

*) Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin. Jahrgang 1881, herausgegeben von Richard Böckh. S. 8.

die Städte von selber zu. Das heutige Österreich bietet ein lebendiges Beispiel. Wie siecht das Deutschtum dahin und wie verschwindet ein vorgeschobener Posten nach dem anderen, seitdem der Zuzug „aus dem Reich“ abgeschnitten ist. Die einstige Hauptstadt des heiligen Römischen Reiches wird immer mehr zu einer Musterkarte all' der Nationen und Nationchen, aus welchen das Kaiserreich zusammengesetzt ist, und mit Allem, was Österreich unternimmt, um seine einzige Hafenstadt, Triest, zu heben, arbeitet es nur Italien in die Hände. Denn die Bevölkerung einer Stadt ist von der ländlichen der Umgebung abhängig und Triest kann nur dann als deutsche Stadt emporblühen, wenn es gelingt, einen permanenten Strom deutscher Einwanderer dahin zu leiten. Das dürften aber keine intelligenten Großstädter sein, sondern Lehrlinge und Hausknechte, die aus einer kräftigen deutschen Bauernbevölkerung hervorgegangen sind.

Ich fasse die Resultate der bisherigen Erörterung zusammen. Wir fanden durch eine rein zahlenstatistische Untersuchung, daß die städtische Bevölkerung in fortwährendem Absterben begriffen ist, daß ein aus eigenen Kräften sich erhaltender Mittelstand nicht existiert. Wenn trotzdem die Städte bestehen, ja anwachsen, so sahen wir, daß diese Zunahme nur ermöglicht wird durch ein permanentes Zuströmen der überschüssigen ländlichen Bevölkerung. Endlich beobachteten wir, daß das rapide Wachstum, welches in neuerer Zeit die Groß- und Industriestädte zeigen, nicht verursacht wird durch ein verstärktes Zuströmen von außen, sondern durch eine größere Vermehrung aus eigenen Kräften, aber nicht des Mittelstandes, sondern der besitzlosen Arbeiter und des Proletariats. Nachdem wir für die Existenz dieser Bewegung, dieses Stromes in der Bevölkerung, den Zahlenbeweis erbracht hatten, wiesen wir ihn auch experimentell nach; wir erkannten und verfolgten ihn gleichsam mit dem leiblichen Auge in einer Bevölkerung von konfessionell verschiedener Färbung.

Wie aber, so höre ich manchen fragen, kann neben diesem Gesetze das allgemeine, von Malthus aufgestellte Bevölkerungsgesetz bestehen? Dasselbe lehrt doch, daß die Menschen überall und zu jeder Zeit die Tendenz haben, sich stärker zu vermehren,

als die Unterhaltsmittel wachsen können und daß umgekehrt eine stärkere Zunahme der Unterhaltsmittel auch sofort eine größere Vermehrung der Bevölkerung zur Folge hat. Nun zeigt doch das Anwachsen der Städte auf das deutlichste, daß eine stetige Zunahme der Unterhaltsmittel stattfindet, und trotzdem soll sich die städtische Bevölkerung nicht nur nicht vermehren, sondern sogar in fortwährendem Absterben begriffen sein.

Das Gewicht dieses Einwurfs läßt sich nur heben, wenn es im Folgenden gelingt, für die beobachteten Erscheinungen die Ursache aufzufinden, und nachzuweisen, daß die beiden Gesetze einander nicht aufheben, sondern ergänzen. Die Beweisführung hat mit einer Untersuchung über das Einkommen in seinen verschiedenen Zweigen zu beginnen, denn die Unterhaltsmittel sind der Angelpunkt, um den sich die Bevölkerungslehre dreht.

Drittes Kapitel.

Die drei Einkommenszweige.

Ausführlicher gedenke ich später in einer eigenen Arbeit über die Einkommenslehre zu handeln. Hier kann nur soweit auf dieselbe eingegangen werden, als für das Verständnis des Folgenden notwendig ist. Ich muß dabei auf die Nachsicht des Lesers rechnen und auf etwas Vertrauen.

Ich beginne mit einer kurzen Darlegung der gangbaren Theorie.

Diese ist das von Adam Smith aufgestellte und von seinen Nachfolgern, namentlich Ricardo, weitergeführte sogenannte Industriesystem. Zu unbestrittener Annahme ist freilich keine einzige unter den Lehren gelangt, und wer irgend ein Lehrbuch der Nationalökonomie in die Hand nimmt, wird gewöhnlich lesen, daß A diesen oder jenen Satz aufstellte, B und C ihn billigten, D und E ihn verwarfen und F und G ihn verbesserten. In Deutschland ist das Smith'sche System so ziemlich zu allgemeiner Geltung gelangt. Der Umstand jedoch, daß hier ein paar Dutzend vom Staat besoldete Männer aufgestellt sind, um sich ex officio mit diesen Dingen zu beschäftigen, hat es mit sich gebracht, daß es hier fast so viele verschiedene Spielarten gibt wie Lehrstühle der Volkswirtschaft. Es ist dem System ähnlich ergangen wie der Kantischen Philosophie. Ein jeder sucht sich aus dem weiten englischen Mantel ein bequemes Hausröckchen zurecht zu schneidern, und stolz zeigt der Finger auf die eigene Zuthat, einen Flicken, einen Knopf oder ein originales Loch.

Alles Einkommen, so lautet die gewöhnliche Theorie, ist zurückzuführen auf drei Faktoren: Grund und Boden, Kapital und

Arbeit, und je nach seinem Ursprung heißt es Grundrente, Kapitalzins oder Arbeitslohn.

Die Grundrente entsteht dadurch, daß, um alle in einem bevölkerten Lande lebenden Menschen zu ernähren, Boden von verschiedener Güte in Anbau genommen werden muß. Der schlechteste bebaute Boden muß in seinen Produkten mindestens die aufgewandte Arbeit und eine Quote des hineingesteckten Kapitals ersetzen, weil sonst der Anbau unterbleiben würde. Da nun auf gleicher Fläche und bei gleichem Aufwand von Kapital und Arbeit ein fruchtbarer Boden mehr Produkte liefert als ein magerer, so erhält der Eigentümer des ersteren in der Differenz ein freiwilliges Geschenk der Natur. Diesen Überschuß, die Grundrente, kann ein etwaiger Pächter ruhig an den Eigentümer abgeben; er bleibt immer noch in einer gleich günstigen Position wie der Eigentümer des schlechtesten bebauten Bodens.

So weit ist die Lehre klar und deutlich. Die Grundrente entsteht durch die verschiedene Wirkung, welche die Naturkräfte auf Boden von verschiedener Güte hervorbringen. Von hier an läßt man nun aber die Naturkräfte, von welchen man ausging, mehr und mehr zurücktreten und macht ihre Wirkung zu einer Eigenschaft der Erdoberfläche selbst. So gelangt man zu der Behauptung, daß die höchste Grundrente von einem Boden hervorgebracht wird, der überhaupt nichts mehr trägt, von den städtischen Bauplätzen. Diese Abstraktion treibt dann Henry George auf die Spitze, indem er die Naturkräfte vollständig vom Grund und Boden trennt, als ob die ganze Erdoberfläche nur aus Bauplätzen bestünde.

Für die Grundrente nimmt George die soeben dargelegte Theorie Ricardo's an. Das Gesetz lautet bei ihm:*) „Die Rente von Grund und Boden wird bestimmt durch den Überschuß seines Ertrages über den bei gleicher Aufwendung von Mitteln von dem mindest einträglichen Boden, der in Benutzung ist, zu erzielenden Ertrag." Das ist also nichts neues. Dann geht George über zur Erklärung des Kapitalzinses. Hier argumentiert

*) A. a. O. S. 149.

er folgendermaßen:*) „Wahr ist, daß, wenn ich Geld wegstecke, es sich nicht vermehren kann. Nehmen wir jedoch statt dessen an, daß ich Wein weglege. Mit Ende des Jahres werde ich eine Wertvermehrung haben, denn der Wein wird an Qualität gewonnen haben. Oder nehmen wir an, daß ich in einer dazu geeigneten Gegend Bienen halte; am Ende des Jahres werde ich mehr Schwärme haben, sowie den Honig, welchen sie gesammelt haben. Oder nehmen wir an, daß ich Schafe, Rinder oder Schweine auf eine Weide treibe; am Ende des Jahres werde ich, im Durchschnitt, ebenfalls mehr haben.

Was in diesen Fällen die Vermehrung zuwege bringt, erfordert zwar in der Regel zur Nutzbarmachung Arbeit, ist aber doch etwas von der Arbeit verschiedenes und trennbares, nämlich die thätige Kraft der Natur, das Prinzip des Wachstums, der Reproduktion, das überall alle Formen jenes geheimnisvollen Zustandes oder Dinges, das wir Leben nennen, charakterisiert. Und dies scheint mir die Ursache des Zinses zu sein, d. h. der Kapitalvermehrung über das hinaus, was der Arbeit zu verdanken ist."

Man sieht, zu welchen Absurditäten die Abstraktion führt. George geht von dem Ertrage des Bodens aus und erklärt durch ihn ganz richtig die Grundrente. Dann hat er aber nur noch sterile Bauplätze im Kopf und so gelangt er dazu, „die thätige Kraft der Natur, das Prinzip des Wachstums" nochmals zu verwenden, dieses Mal zur Erklärung des Kapitalzinses. Wenn der jährliche Zuwachs eines Waldes, also alles, was durch die thätige Kraft der Natur erzeugt wird, Kapitalzins ist, so bleibt für die Grundrente nichts übrig und umgekehrt, wenn die letztere durch den Ertrag bedingt wird, so gibt es keinen Kapitalzins. Also entweder oder: Grundrente und Kapitalzins sind identisch, oder eine von beiden Einkommensarten ist nicht richtig erklärt. Es ist das übrigens nur einer von den groben Irrtümern, auf die man bei Henry George stößt.

Überhaupt ist der Kapitalzins ein Stein des Anstoßes, über welchen schon mancher Nationalökonom gestrauchelt ist. Die Er-

*) A. a. O. S. 160.

klärung lautet sehr verschieden, je nachdem man den Begriff des Kapitals weiter oder enger faßt. Die gewöhnliche Definition lautet: „Kapital ist jedes Produkt, welches zu fernerer Produktion aufbewahrt wird.“ Adam Smith wollte auch die geistigen Kräfte des Menschen als Kapital ansehen. Geht man noch einen Schritt weiter und rechnet, wie es der Amerikaner Carey thut, auch den Grund und Boden zum Kapital, so ist man wiederum am Ausgangspunkt angelangt und kann von vorn anfangen.

Man mag sich drehen und wenden wie man will, der Kapitalzins ist als ursprünglicher Einkommenszweig nicht zu erklären. Statt aber das ehrlich einzugestehen, klammert man sich lieber an die banalsten Hypothesen. Es ist wirklich traurig für die Wissenschaft, daß selbst in den besten und gelesensten Lehrbüchern, wie z. B. bei Roscher, noch immer die lächerliche Erklärung Seniors, daß der Kapitalzins als „Lohn der Enthaltsamkeit“ aufzufassen sei, ihren Spuk treibt. Warum werden denn nicht auch die anderen Tugenden hier auf Erden so gerecht belohnt? Und wenn unsere Börsenmänner im Stande sind, für eine einzelne Tugend den ihr gebührenden Lohn bis auf ein achtel Prozent zu berechnen, warum macht man sie dann nicht zu Sittenrichtern der Menschheit?

O du tugendreiches Albion, wie verkennt man dich, wenn man dir Egoismus und Krämergeist vorwirft! Nur die Menschenliebe treibt dich, die Tugenden, von denen du überfließest, auch anderen Völkern zukommen zu lassen, sie dem Widerstrebenden aufzuzwingen. Nur um Tugendlohn brüllen die Geschütze deiner Panzer, nur um Tugendlohn verwandelst du blühende Städte in Trümmer, nur um Tugendlohn hetzen deine Krieger die friedlichen Wilden wie eine Heerde Antilopen.

Und erst jene tugendhaften Jünglinge, welche bei uns das Land durchstreifen! Wie eifrig erspähen sie die Hütte des Unglücklichen, wie schonend bieten sie ihre Hilfe an, wie drängen sie dem Widerstrebenden ihre Tugend auf! Und wenn die böse Welt sie verfolgt, wenn man sie in den Kerker wirft und als Wucherer brandmarkt, mit welch' stoischem Mut tragen sie da die Märtyrerkrone der Tugend.

Jedes Jahrhundert scheint sein wirtschaftliches Idol zu haben. Im siebzehnten glaubte man aus schlechten Stoffen Gold fabrizieren zu können, im achtzehnten wollte man aus Papier Geld machen, unser Jahrhundert glaubt an die Selbstvermehrung des Kapitals. Wer 100 Thaler in einen Kasten sperrt, der erwartet mit Bestimmtheit, wenn er ihn nach einem Jahre wieder öffnet, 104 bis 105 Thaler vorzufinden. Und daß er sich in seiner Hoffnung nicht täuscht, dafür sorgen die fortwährend kontrahierten Staatsanleihen und die noch immer wachsende Verschuldung von Grund und Boden. Erst in neuester Zeit hat der langsam aber stetig fallende Zinsfuß diesen Glauben an die dem Kapital innewohnende Zeugungskraft etwas erschüttert. Es gibt sogar Unglücksraben, welche voraussagen, daß dieses Sinken des Zinses anhalten werde, ja, daß er mit der Zeit ganz verschwinden könne.

Welche Perspektive! Hie und da liest man schon in der Zeitung die Klage, daß es dem ruhigen Bürger immer schwerer falle, ein solides und doch gut rentierendes Anlagepapier zu finden. Ja, dem guten Bürger wird das Leben immer sauerer gemacht. Mit Angst nimmt er schon beim Morgenkaffee das Zeitungsblatt in die Hand. Kann er doch erwarten, die Nachricht zu finden, daß es dem Staat wieder einmal eingefallen ist, durch Konversion den Zinsfuß einer Anleihe von $4\frac{1}{2}$ auf 4 Prozent herabzusetzen. Ohne ihn auch nur zu fragen, ihn, der sich täglich so große Verdienste um den Staat erwirbt!

Auf allen Tabellen der Moralstatistik, welche die Böcke von den Schafen sondert, marschiert er in den Reihen der letzteren. Zwar ist er kein Produzent, er ist zu gutmütig, um dem armen Arbeiter den Schweiß auszupressen; auch will er die Konkurrenz nicht vermehren, aber er ist Konsument, und was für ein Konsument! Ohne Murren bezahlt er seine Steuern, wenigstens defraudiert er nicht mehr als andere, nie versäumt er seine Pflicht, wenn ihn der Staat oder die Gemeinde an die Wahlurne ruft, mit einem Wort, er ist ein Musterbürger vom Wirbel bis zur Zehe! Und was verlangt er dafür? Nichts weiter als ein auskömmliches Leben und die ihm gebührende Achtung. Ja, mit der Achtung, da ist es recht schlimm bestellt! Zwar sein Schuster, sein Metzger

und sein Schneider, die lassen es nicht an gehorsamen Dienern fehlen, die wissen, was sie an ihm haben, aber wie hoch trägt der Offizier sein Haupt, wie wird der Beamte von Tag zu Tag anmaßender! Und doch, was sind diese Herren denn eigentlich? Wovon leben sie anders als von dem sauer verdienten Gelde des guten Bürgers? Wo blieben sie, wenn es den Steuerzahlern einmal einfiele, die Tasche zuzumachen? So denkt der ruhige Bürger, so redet der freiheitsdurstige Parlamentarier, so schreibt mancher erleuchtete Gelehrte.

Der Glaube an die Zeugungskraft des Kapitals ist bei einigen so groß, steht so sehr im Vordergrunde alles nationalökonomischen Denkens, daß sie sogar versucht haben, auch den dritten Einkommenszweig, den Arbeitslohn, aus ihr zu erklären. Nach ihnen ist der Lohn nichts als der Zins für das Kapital, welches der einzelne Arbeiter bis zu dem Augenblicke gekostet hat, wo er zu produzieren anfängt. Danach wäre also die Thätigkeit eines Tagelöhners, der Tag für Tag vom frühen Morgen bis zum späten Abend die schwerste Arbeit verrichtet, dieselbe, wie die des Rentiers, der sich am Ende des Jahres eine Viertelstunde mit Couponabschneiden beschäftigt: beide kassieren nur Zinsen ein.

Das ist aber doch nicht die herrschende Ansicht geworden. Diese lautet vielmehr: wie der Zins die Vergütung für die überlassene Nutzung des Kapitals ist und wie seine Höhe bestimmt wird durch Angebot von und Nachfrage nach Kapital, so ist der Arbeitslohn die Vergütung für die überlassene Nutzung der Arbeitskraft und seine Höhe wird ebenfalls bestimmt durch Angebot von und Nachfrage nach Arbeit. Das Minimum des Arbeitslohnes wird bestimmt durch die Lebensmittel u. s. w. welche nötig sind, um den Arbeiter und seine Angehörigen am Leben zu erhalten. Diese untere Grenze kann er nie dauernd überschreiten. Den letzteren Satz wird nicht leicht jemand bestreiten. Er besagt ja nur, daß niemand dauernd von weniger leben kann, als zur Fristung seines Lebens nötig ist, oder mit anderen Worten, daß niemand dauernd sterben kann.

Mit diesen drei Einkommenszweigen, der Grundrente, dem Kapitalzins und dem Arbeitslohn, kamen nun Adam Smith'

Nachfolger bald nicht mehr aus. Sie betrachteten ein industrielles Unternehmen, z. B. eine Baumwollspinnerei. Der Spinner verwandelt Baumwolle in Garn. In dem erhöhten Wert des Garns muß nun enthalten sein: erstens der Wert des verarbeiteten Rohstoffs, der Baumwolle, zweitens ein Ersatz für die Abnutzung der Maschinen, Gebäude u. s. w., drittens der Lohn der Arbeiter, viertens der landesübliche Zins für das von dem Fabrikanten in das Unternehmen gesteckte Kapital. Nun fand sich aber, daß die industriellen Unternehmungen in der Regel noch einen Extragewinn abwerfen. Diesen Überschuß über den landesüblichen Zins nannte man den Unternehmergewinn und man erklärte ihn als eine Belohnung des Fabrikanten für die Beaufsichtigung des Unternehmens. Aber die meisten Unternehmer führen die Aufsicht gar nicht selbst. Nun, sagte man, so ist es der Lohn für die kaufmännische Leitung. Aber auch diese liegt bei vielen Unternehmungen, wie z. B. bei den Aktiengesellschaften, in den Händen von Angestellten. Und doch erhalten die Eigentümer, die Aktionäre, welche die Fabrik oft niemals zu Gesicht bekommen, in der Dividende einen den landesüblichen Zinsfuß in der Regel übersteigenden Gewinn. Endlich fand man die Erklärung: der Fabrikant erhält den Unternehmergewinn, weil er, wenn er ihn nicht erhielte, überhaupt nicht Unternehmer werden würde. Denn, da es ja feststeht, daß sein Kapital die okkulte Kraft besitzt, sich ohne jegliche Arbeit je nach Landessitte rascher oder langsamer zu vermehren, so kann er natürlich nur durch einen Extragewinn bewogen werden, sein Kapital in eine Unternehmung zu stecken. Wäre der Unternehmergewinn nicht, so würden alle Fabrikanten bald Rentiers werden.

Wer ein künstliches System, welches verschiedenartige Gegenstände, sei es in einer Bibliothek, einem Archiv oder einer sonstigen Sammlung, unter gewisse leitende Gesichtspunkte bringt, auf seine Zweckmäßigkeit prüfen will, der wird immer gut thun, sich zunächst die Miscellanea anzusehen. Je weniger er hier findet, desto mehr spricht das für die Zweckmäßigkeit. Ein natürliches, organisches System dagegen darf, wenn es auf die wahren Ursachen zurückgeht, überhaupt keine Rückstände übrig lassen. Wohl kann es hier Übergänge geben, aber kein Individuum, kein Gegenstand darf vollständig aus

dem System herausfallen. Das ist nun aber bei dem hier geschilderten nationalökonomischen System der Fall. Als man Umschau hielt, entdeckte man, daß eine Menge Leute im Lande lebten, die nicht in dasselbe hineinpaßten. Man entschloß sich also eine neue Gruppe zu bilden, welche alle diejenigen aufnehmen konnte, die sich in die anderen nicht einreihen ließen. So erfand man das Einkommen aus persönlichen Dienstleistungen. Es ist das die partie honteuse des Systems und wenn der Verfasser eines Hand- oder Lehrbuchs an sie gelangt, so macht er es wie ein Schlittschuhläufer, der auf junges Eis gerät: er huscht eilig darüber hinweg. Rasch wird aufgezählt, was alles hineingehört, etwas über die moderne Dienstbotennot und die Zweckmäßigkeit der Gesindebücher gesprochen und dann geschwind hinüber auf festeres Eis. Und man kann das dem Nationalökonomen nicht verdenken, da er doch darauf ausgeht, überall die Gesetze für das wirtschaftliche Thun und Treiben der Menschen nachzuweisen. Denn hier herrscht Anarchie, absolute Gesetzlosigkeit.

Es ist eine bunte und recht gemischte Gesellschaft, die sich in dieser nationalökonomischen Rumpelkammer zusammenfindet. Da sitzen neben einander Geistliche und Kammerzofen, Feldherren und Stiefelputzer, Diplomaten und Zauberkünstler; da finden wir Dienstmänner, Ärzte, Hebammen, Richter, Bordellwirte, Schauspieler, Professoren, Advokaten, Lehrer, Hausknechte, Dichter, Sänger, Prostituierte u. s. w. u. s. w. Ob die Barbiere und Schornsteinfeger auch hieher gehören, darüber herrschen unter den Gelehrten zur Zeit noch verschiedene Ansichten. *)

Womit jemand die Arbeit verrichtet, ob mit dem Kopfe, oder mit den Händen, oder mit den Füßen, oder ich weiß nicht mit welchem Körperteil, das ist ganz gleichgültig, ebenso ob er ein deutsches Reich gründet oder die Straße kehrt, ob er einen Faust dichtet oder einem Mörder den Kopf abschlägt, er muß nur persönliche Dienste verrichten. Und eine Person wird sich ja wohl finden, sei es auch Frau Justitia, Frau Republik oder unser Herrgott selbst.

---

*) G. Schönberg: Handbuch der Politischen Ökonomie. Band 1, S. 1192, Anm. 2.

So ist das System beschaffen, welches gegenwärtig die Welt beherrscht. Aber, wird man vielleicht einwerfen, es wird doch gestattet sein, zur Erklärung der Thatsachen eine plausible Hypothese aufzustellen und an dieser festzuhalten bis es gelingt, die wahren Ursachen zu entdecken? Keineswegs! In der Politik muß Wahrhaftigkeit herrschen, absolute Wahrhaftigkeit, und lieber gar keine Doktrin als eine falsche! Der Physiker, der Chemiker mag sich mit vorläufigen Hypothesen begnügen, wenn sie dazu dienen, die Vorgänge in der Natur plausibel zu machen. Er mag in Gottes Namen die Moleküle tanzen und den Äther schwingen lassen, die Natur kümmert sich nicht darum. Sie wird von ewigen Gesetzen regiert und das Sonnenlicht bleibt dasselbe, ob der Mensch glaubt, daß es in Strahlen oder in Wellen zu ihm gelangt. Aber in der Politik ist das anders. Hier wird das Geschick der Menschen von Menschen bestimmt und nicht immer hat ein Staatsmann die Einsicht und den Mut, sich um die Doktrin einfach nicht zu kümmern. Ich glaube, es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß das System, wie es Adam Smith in seinem Werke kodifiziert hat, den englischen Bauernstand vernichtet, daß es ein Volk von Freien in ein Volk von Herren und Sklaven, daß es ein glückliches und wohlhabendes Volk in ein Volk von Reichen und Bettlern verwandelt hat.

Wenn ich es nach dieser Einleitung noch wagen darf, so möchte ich den Leser jetzt einladen, mit mir einen Gang zu machen durch die Wirtschaften der Menschen. Wir wollen uns dabei halten, wie es ehrlichen Reisegenossen geziemt. Wenn wir geirrt haben, wenn wir auf einen falschen Weg geraten sind, so wollen wir nicht aus Rechthaberei auf demselben weiterlaufen, sondern an den sicheren Ausgangspunkt zurückkehren, um von hier aus weiter zu forschen. Wir wollen uns immer der Wichtigkeit unserer Aufgabe bewußt bleiben, indem wir uns als die Quartiermacher eines großen Heeres betrachten, dessen Schicksal von uns abhängig ist.

Wir betreten ein Land, das von der modernen Kultur noch nicht berührt ist. In den weiten Wäldern hausen Bären und Wölfe und machen den ohne feste Wohnsitze in kleineren Horden umherschweifenden Menschen die Beute streitig. Hier, so lehrt die

herrschende Theorie, wird noch dem Arbeiter der volle Lohn seiner Arbeit zu teil, hier braucht er noch nicht mit dem Grundeigentümer und dem Kapitalbesitzer zu teilen. Sehen wir uns diese Arbeit etwas näher an. Der Jäger geht in den Wald. Bald stößt ihm ein Hirsch auf und er erlegt denselben mit seinem Speer. Ist nun der Hirsch der Lohn für die Arbeit des Jägers? Der Hirsch war doch vorhanden, ehe er vom Jäger getötet wurde; in seinem vollen Werte; die Thätigkeit des Jägers hat zu demselben nichts hinzugefügt. Weiter. Der Mensch fällt einen Baum für seinen Gebrauch. Ist der Baum der Lohn seiner Arbeit? Auch der Baum war in seinem vollen Werte vorhanden. Die Thätigkeit des Menschen hat zu demselben nichts hinzugefügt. Im Gegenteil, durch das Fällen des Baumes ist sein Wachstum beendigt, ist die Wertzunahme abgeschnitten. Offenbar ist hier von einer Produktion, von einer wertschaffenden Arbeit nicht die Rede. Der Mensch eignet sich lediglich die Produkte der Natur an, er konsumiert nur, während es die Natur selbst ist, welche, vermöge der ihr innewohnenden Kräfte, die Werte schafft. Die Okkupation ist keine Arbeit im nationalökonomischen Sinne, so wenig wie die Zubereitung des Wildes oder das Essen der Speisen. Auf die Anstrengung, mit welcher sich der Mensch die Gaben der Natur verschafft, kommt es nicht an. Es ist gleichgiltig, ob er im Vorübergehen die Birne vom Baume bricht und verzehrt, oder ob der verirrte Wanderer in der Wildnis sich die Finger blutig kratzt, um eine Wurzel zu finden, mit welcher er den nagenden Hunger stillen kann. Birne wie Wurzel waren vorher in ihrem vollen Werte vorhanden. Nicht der Mensch ist es, sondern die schöpferische Kraft der Natur, welche die Produkte hervorbringt, welche die Werte schafft. Der Mensch vermag die Naturkräfte bloß zu leiten, kann sie nur zwingen, sich in der Richtung zu äußern, welche für ihn die nützlichste ist. Wenn die Raubtiere stark zunehmen, so wird der Jäger einen Vernichtungskrieg gegen sie beginnen. Die Folge davon wird eine Vermehrung des Wildstandes sein. Trotzdem kann man nicht sagen, daß die Vermehrung des Wildes der Lohn für die Arbeit des Jägers sei. Er hat nicht produziert, im Gegenteil, er hat Leben vernichtet, indem er die Raubtiere tötete. Was produziert,

was Werte geschaffen hat, war lediglich die schöpferische Kraft der Natur.

Ebenso verhält es sich mit der Forst- und Landwirtschaft. Wer in seinem Walde Fichten ziehen will, muß Eichen und Buchen fällen. Und wenn er später aus dem Fichtenwald mehr Holz gewinnt als früher aus dem Eichenwald, so ist der Mehrbetrag nicht durch seine Arbeit hervorgebracht, sondern durch die schöpferische Kraft der Natur, welche in der Fichte anders wirkt als in der Eiche. Und wenn der Landmann eine bestimmte Frucht, z. B. Weizen, gewinnen will, so besteht seine Thätigkeit darin, daß er durch Pflügen und Eggen auf dem betreffenden Acker alle anderen Pflanzen ausrodet und sie nicht wieder aufkommen läßt, damit die lebendige Kraft der Natur sich ungeteilt in der Hervorbringung von Weizen bethätigen könne.

Wo die Kräfte der Natur frei walten, da gilt in dem Kampfe um die Existenz das Recht des Stärkeren. Und auch der Mensch ist auf den unteren Kulturstufen diesem Gesetz unterworfen. Hier kämpft er mit Bären und Wölfen um die Beute und nicht immer geht er als Sieger aus dem Kampfe hervor. Aber sein Verstand, der ihn so hoch über alle anderen Geschöpfe erhebt, ersetzt, was ihm an physischen Kräften fehlt. Er erfindet Waffen und Werkzeuge, die ihn aus dem Rahmen der Natur herausheben, die ihn allen anderen Geschöpfen gegenüberstellen. Im Kampf um's Dasein gilt nicht mehr das Recht des Stärkeren, sondern es entscheidet der Nutzen, welchen die einzelne Gattung dem Menschen gewährt. Den Tieren und Pflanzen, für welche der Mensch eintritt, ist der Sieg gewiß. Unbarmherzig verfolgt er, was ihm schadet und liebevoll pflegt er, was seinen Bedürfnissen dient. So meistert er immer mehr die Natur, zwingt er die schöpferischen Kräfte zur Hervorbringung von Werten, die ihm nützen. Denn auch auf den höchsten Kulturstufen bleibt der Ackerbauer nur der Leiter der Naturkräfte. Aus dem gefahrvollen Kampfe mit reißenden Tieren wird die Jagd des Försters auf Raupennester und Käferlarven, wird der Krieg des Landmanns mit Mäusen und Engerlingen. Die Arbeit des Menschen schafft keine Werte. Ohne die schöpferische Kraft der Natur vermag er kein einziges Weizenkorn

hervorzubringen, ist er nicht im Stande, der Länge des Grashalms um einen Zoll hinzuzusetzen.

Wir gehen weiter. Die Teilung der Arbeit beginnt mit ihren segensreichen Folgen, wie sie Adam Smith so schön geschildert hat. Bisher war jeder Bauer sein eigener Schuster, Schmied, Schneider u. s. w. Jetzt lassen sich Handwerker im Dorfe nieder: ein Schmied, ein Radenmacher, ein Schuster, ein Schneider, ein Bäcker. Zwischen diesen und den Bauern besteht, rein äußerlich betrachtet, kaum ein Unterschied. Sie arbeiten alle den Tag über im Schweiße ihres Angesichts, der eine pflügt, der andere hämmert, der dritte näht, der vierte hobelt u. s. w. Sie machen alle um dieselbe Zeit Feierabend und ihre Lebensweise ist dieselbe, aber, und hier beginnt der Unterschied, wenn der Bäcker am Abend vom Backtrog tritt, wenn der Schmied das Essenfeuer löscht, wenn der Schuster die Ahle und der Schneider die Nadel weglegt, dann ruht die Arbeit, und bis sie am andern Morgen wieder aufgenommen wird, ruht auch jegliche Produktion, jede Werterzeugung. In der Landwirtschaft dagegen ruhen die wertschaffenden Kräfte nie, der Same keimt und das Gras wächst fort, am Morgen findet der Bauer vielleicht ein paar Lämmer mehr vor als am Abend da waren, die Kuh gibt ihre Milch am Ende der harten Tagesarbeit wie am Schluß der Nachtruhe und der erquickende Regen, der über Nacht fällt, fördert die Saaten mehr als die angestrengteste Arbeit es vermöchte.

Machen wir uns den Unterschied recht klar. Ein Bauer fährt in die Stadt um seinen Weizen und mit ihm der Schuster, um seine Stiefel zu verkaufen. Der Händler, an welchen sich der Bauer wendet, wiegt zunächst ein Quantum des Getreides. Soll die Probe offenbaren, ob der Bauer fleißig gepflügt und geeggt hat? Gewiß nicht! Der Händler schließt aus dem Gewicht, ob der Boden fruchtbar war und ob die Witterung das Wachsen und Gedeihen der Pflanzen begünstigte. Sein Auge betrachtet das Korn, ob es voll ist oder eingeschrumpft, er zerbeißt es mit den Zähnen. Auch hier interessiert den Händler die Arbeit nicht, sondern er will erfahren, ob die Sonnenwärme den Weizen zur vollen und rechtzeitigen Reife gebracht hat. Endlich riecht er noch

an dem Getreide. Will er vielleicht den Schweiß der Arbeit riechen, der daran klebt? O nein! Der Geruch belehrt ihn, ob der Weizen gut eingebracht wurde, ob die Sonne schien oder ob der Bauer ihn zwischen Regenschauern hereinstehlen mußte. Je schlechter das Erntewetter war, je öfter der Bauer die Garben wenden und umhocken mußte, je *größer* also seine Arbeit war, um so *kleiner* ist der Wert seiner Produkte. Denn das Einkommen des Landmanns wird nicht bestimmt durch seine Arbeit, sondern durch die lebendigen Kräfte der Natur, welche ihm zur Verfügung stehen, welche ihm dienen, welche für ihn arbeiten.

Anders ist der Verkehr des Schusters mit seinem Händler. Zunächst prüft dieser das Material. Das kümmert den Schuster aber wenig. Hat er gutes, also teueres Material eingekauft, so wird er auch gutes Material bezahlt erhalten. Dann geht der Händler über zur Betrachtung der Arbeit. Er probiert, ob die Nähte fest, die Stiche regelmäßig sind, ob die Form des Stiefels eine gefällige ist. Hierbei ist der Schuster allein interessiert. Denn von dem Ausfall der Prüfung hängt der Preis der Stiefel, hängt der Lohn seiner Arbeit ab. Ihm dienen keine schöpferischen Naturkräfte, er hat nichts als die Geschicklichkeit seiner Hände und sein Einkommen wird bestimmt durch die Menge und Güte der Arbeit, welche er in einer gegebenen Zeit dem Rohstoff einzuverleiben vermag.

Durch die Teilung der Arbeit ist ein neues Moment in die menschliche Wirtschaft hineingebracht worden. Fast könnte man sagen, die Arbeit habe überhaupt erst begonnen. Indem der Handwerker sich jetzt ausschließlich mit der Anfertigung eines bestimmten Gegenstandes beschäftigt, erwirbt er hierin eine große Geschicklichkeit. Er vermag in viel kürzerer Zeit dasselbe Quantum Arbeit in besserer Qualität den Stoffen einzuverleiben, als früher der Bauer. Dadurch wird es für diesen vorteilhaft, nicht mehr die vielerlei Gegenstände selbst anzufertigen, sondern sie vom Handwerker zu kaufen, d. h. einen Teil der ihm von der Natur geschenkten Produkte für die Arbeit des Schusters, des Schmieds u. s. w. hinzugeben. Die dadurch auf seinem Hofe frei werdende Arbeit kann der Bauer jetzt zu einer zweckmäßigeren Leitung der ihm zur Verfügung stehenden Naturkräfte verwenden. Denn jetzt beginnt

auch hier die Arbeit. Der Bauer produziert nicht mehr blos für sich, sondern er hat Rücksicht zu nehmen auf die Bedürfnisse und Wünsche anderer. Früher kam bei der Leitung der Naturkräfte nur der Gebrauchswert in Betracht, jetzt interessiert ihn auch der Tauschwert seiner Produkte. Er sucht die schöpferischen Kräfte der Natur so zu leiten, daß er für den überschüssigen Teil des Hervorgebrachten, welchen er nicht für seine Bedürfnisse braucht, möglichst viel fremde Arbeit eintauschen, d. h. daß er sie möglichst teuer verkaufen kann. Denn das Geld dient nur als Tauschvermittler. Die menschliche Wirtschaft gleicht einem Irrgarten, in dessen verschlungenen Gängen die verschiedensten Produkte überall verstreut liegen. Oft sind zwei Güter nur durch eine dünne Scheidewand getrennt. Aber um von dem einen zum anderen zu gelangen, muß man den Weg über den Mittelpunkt nehmen. Und hier im Mittelpunkt, auf den alle Gänge münden, von dem alle Wege ausgehen, hier liegt das Geld.

Aber trotz der Änderung, welche die Teilung der Arbeit in der Wirtschaft hervorgebracht hat, bleibt doch noch ein großer Unterschied zwischen dem Landmann und dem Handwerker bestehen. Für den Handwerker ist stets sein ganzes Einkommen das Produkt seiner Arbeit, für den Landmann dagegen arbeiten immer noch die schöpferischen Kräfte der Natur und auch die geschickteste Leitung derselben vermag nur verhältnismäßig wenig hinzuzufügen. Es ist nötig, daß wir dabei etwas verweilen.

Ein Fremder kommt in unser Dorf. Er occupiert einen bisher herrenlosen Sumpf und bald entsteht durch die Entwässerung desselben ein neuer Bauernhof. Wird dadurch das Interesse seiner Nachbarn geschädigt? Gewiß nicht! Der Ankömmling bringt seine Bedürfnisse selbst hervor und den Überschuß verwendet er, den Handwerkern zum Vorteil, zum Ankauf fremder Arbeit.

Wie aber, wenn der Schuster eines Morgens beim Aufstehen am Nachbarhause ein neues Schusterschild entdeckt? Wird auch ihn das gleichgiltig lassen? Keineswegs! Der neu angekommene Schuster, er möge Peter heißen, hat nichts als seine Arbeitskraft. Er hat sich in dem Dorfe niedergelassen in der Hoffnung, für seine Arbeit Lebensbedürfnisse eintauschen zu können. Bisher

gehörten aber die sämtlichen Produkte, welche die Bauern zum Kaufen von Schusterarbeit verwendeten, dem alten Schuster. Wird es nun diesem, sein Name möge Klaus sein, gelingen, die Landleute auch ferner zu nötigen, seine und nicht die Arbeit des Schusters Peter zu kaufen? Klaus ist ein fleißiger Mann, aber er ist nie aus seinem Dorf herausgekommen. Er hat die Schusterei von seinem Vater erlernt, er schlägt noch beide Stiefel über denselben Leisten und versteht nur einen schweren Bauernstiefel zu machen und einen unschönen Pantoffel für das weibliche Geschlecht.

Peter dagegen hat bei einem tüchtigen Meister in der Stadt gelernt. Dann ist er einige Jahre auf Reisen gegangen: er ist ein in seinem Handwerk bewanderter Mann. Er versteht vielerlei Schuhzeug zu machen für Jung und Alt, für Groß und Klein. Er ist ein intelligenter Mensch, der die Leute zu behandeln weiß. Er merkt bald, daß der jungen Bauerntochter der Schuh nicht gefällt, wenn er nicht ein wenig drückt und daß im Schuh ihrer Mutter noch ein Fuder Heu Platz haben muß.

Ein Kunde nach dem andern wird dem Schuster Klaus untreu. Die Frauen eröffnen den Reigen, aber bald lernen auch die Männer Peters bequemeren Stiefel schätzen. Bald läßt das ganze Dorf bei ihm arbeiten, ja auch aus den Nachbardörfern lockt der Ruf seiner Geschicklichkeit Kunden herbei. Er arbeitet nicht mehr allein, er hat ein paar Lehrlinge angenommen, denen bald einige Gesellen folgen. Seine persönliche Thätigkeit beschränkt sich bald auf das Maßnehmen, das Zuschneiden, auf die Leitung des Geschäfts. Schon besucht er die Jahrmärkte und macht den städtischen Schustern Konkurrenz. Der Schuster Peter ist auf dem Wege ein reicher Mann zu werden, schon übertrifft sein Einkommen das der meisten Bauern. Dagegen hat in das Haus des Schusters Klaus die Armut ihren Einzug gehalten, während hier vor kurzem noch behäbiger Wohlstand herrschte.

Was ist die Ursache von diesem Umschlag? Der Grund, so belehrt uns vielleicht ein klassischer Nationalökonom, der Grund liegt darin, daß der Schuster Peter nicht den ganzen Ertrag seiner Arbeit konsumierte, sondern einen Teil produktiv anlegte, indem er ihn auf die Vergrößerung seines Geschäfts verwandte. So produziert

er bald nicht mehr allein, sondern neben seiner Arbeit geht die Arbeit des Kapitals her. Und indem er den Ertrag der letzteren immer wieder zum Kapital schlägt, ihn produktiv werden läßt, bildet der Ertrag seiner persönlichen Arbeit nur noch eine Quote seines Einkommens. Der Hauptsache nach besteht das letztere aus Kapitalsertrag, aus Kapitalzins, und daß dieser dem Schuster Peter zu gute kommt, ist nicht mehr als billig: es ist der Lohn für seine Enthaltsamkeit.

Aber der Schuster Peter ist gar kein enthaltsamer Mensch. Er hat im Gegenteil einen ziemlichen Hang zum Wohlleben, er läßt gern was draufgehen. Der Schuster Klaus dagegen sitzt frierend und hungernd in seiner verödeten Werkstatt.

Sie scheinen, belehrt uns der Klassiker, nicht zu wissen, daß zum Begriff der Enthaltsamkeit ein freiwilliger Verzicht auf Genüsse gehört. Wenn der Schuster Klaus Brod und Holz hätte, so würde er es konsumieren, er ist also nicht enthaltsam. Der reiche Mann dagegen, der sich mit Pasteten nudelt, übt immer noch die Tugend der Enthaltsamkeit, wenn seine Mittel ihm erlauben würden, auch noch einige Pasteten zum Fenster hinauszuwerfen.

Unsinn! unterbricht hier ein Marxianer das Gespräch. Unsinn und kein Ende! Ich habe gleich den Pferdefuß bemerkt trotz der schönen Stiefel des Schusters Peter. Sagten Sie nicht, daß er mit mehreren Gesellen und Lehrlingen arbeitete? Und haben Sie nicht selbst gesagt, daß der Lohn des Arbeiters durch die Menge und Güte der Arbeit bestimmt werde, welche er den Naturstoffen einzuverleiben verstehe? Wem gehört also die Differenz zwischen dem Preis des Leders und dem des Stiefels? Dem Meister, der gar nichts, oder dem Gesellen, der alles gethan hat? Der Schuster Peter hat sein Einkommen dadurch erzielt, daß er die Arbeit unter ihrem Werte bezahlte, daß er seinen Gesellen mehr Arbeit auspreßte, als sie zu geben schuldig waren. Ihm gebührte nur der Lohn für die Arbeit, die er persönlich verrichtete und als er aufhörte zu arbeiten, hätte er von Rechts wegen anfangen müssen zu hungern. Sein Einkommen ist entstanden durch Erpressung und Diebstahl.

Es ist ein schwerer Vorwurf, der hier gegen den Schuster Peter erhoben wird. Nehmen wir an, er sei begründet. Zur Strafe befehlen wir in unserer Allmacht, daß Peter Alles verlasse und mit Weib und Kind in das Haus des Schusters Klaus ziehe. Diesen versetzen wir dagegen, nicht zum Lohn der Enthaltsamkeit, aber zur Entschädigung für die Entbehrung, in das von Peter verlassene warme Nest.

Wir kennen Klaus als einen fleißigen Mann, dem die Arbeit Vergnügen macht. Er setzt sich sogleich auf seinen Bock und schustert munter darauf los. Und neben ihm hämmern und nähen seine Gesellen und Lehrlinge. Aber Klaus versteht nur einen plumpen Stiefel zu machen. Der Bauer, der die Stiefel bestellt hatte, schüttelt bedenklich den Kopf, als er sie bekommt. Die Gesellen waren von Peter daran gewöhnt, nur nach seinen Anordnungen zu arbeiten. Sie gehen jetzt Klaus um Rat an. Er weiß ihnen keinen zu geben. Sie machen also die Arbeit so gut sie können und mögen. Peter hatte viel Bestellungen angenommen. Er wußte die Arbeiten so geschickt zu verteilen, daß auch in der pressantesten Zeit ein jeder prompt bedient wurde. Klaus dagegen hat keine Ahnung von der Leitung eines größeren Geschäfts. Bald werden die Kunden unzufrieden. Einige versuchen es einmal wieder mit dem anderen Schuster, mit Peter. Sie werden gut bedient. Andere folgen ihrem Beispiel. Es geht abwärts mit Klaus. Die vielen fremden Arbeiter, die seinen Reichtum begründen sollten, beschleunigen seinen Ruin. Er entläßt einen Gesellen. Dieser findet Aufnahme bei Peter, der Arbeit genug für ihn hat. Bald folgt ein zweiter, ein dritter und nicht lange währt es, so hat Peters Geschäft wieder den früheren Umfang und an die Thür des Schusters Klaus klopft wieder die bittere Not. Doch nein, nicht die Not ist es, sondern der Schuster Peter, der eintritt. „Nachbar", so redet er Klaus an, „ich weiß, daß es Euch schlecht geht. Und ich weiß auch, daß Ihr mir die Schuld an Eurem Unglück beimeßt. Das ist nicht richtig: ich habe Euch niemals durch Überredung oder andere Ränke einen Kunden abspenstig zu machen versucht. Was die Leute in meinen Laden zieht, das ist die bessere Arbeit, die ich zu machen verstehe. Doch ich komme

nicht, um Euch Vorwürfe, sondern um Euch einen Vorschlag zu machen. Ihr seid ein fleißiger Mann, dem die Arbeit flott von der Hand geht. Tretet in meinen Dienst. Reichtum kann ich Euch zwar nicht versprechen, aber wenn ich Eure Arbeit leite, dann werdet Ihr reichlich genug verdienen, um Euch und die Euren schlecht und recht durchzubringen Besser als jetzt werdet Ihr es jedenfalls haben."

Ist es Edelmut, ist es Mitleid mit dem besiegten Gegner, was Peter so handeln läßt? O nein, er hat nur die Wahrheit gesprochen, er braucht einen Arbeiter und ist überzeugt, daß er aus dem Verhältnis Vorteil ziehen wird.

Wir fragen weiter, warum hat das Kapital nichts mehr von seiner Wunderkraft gezeigt, als es in die Hände des Schusters Klaus überging, und warum gelang es diesem nicht, durch die fremde Arbeit, die ihm zur Verfügung stand, sich zu bereichern? „Er hat", erwidert der Marxianer, „er hat es eben nicht verstanden, dem Arbeiter einen Überschuß an Arbeit abzupressen." Das läßt sich schon eher hören. Man muß es also verstehen. Verstehen aber kommt von Verstand. Nur das Wort Erpressung gefällt mir noch nicht. Wir wissen, daß Klaus in seiner Werkstatt hungerte. Aber weder der Hunger noch der Anblick des Elends um ihn her waren im Stande, ihm Arbeit abzupressen. Als er dagegen in fremden Dienst getreten ist, da arbeitet er nicht blos für sich und die Seinen, sondern willig leistet er noch einen Überschuß an Arbeit für seinen Meister.

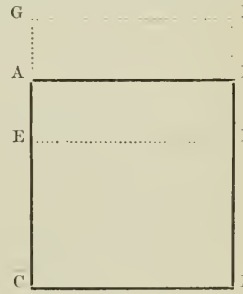
Der Leser wird sich auf alle diese Fragen die Antwort schon selbst gegeben haben. Sie lautet: was dem Schuster Peter die Überlegenheit über Klaus verlieh, das waren allein seine *größere Geschicklichkeit und seine höheren Verstandeskräfte*. Das sogenannte produktive Kapital erwies sich in den Händen des Schusters Klaus als eine tote Masse unproduktiver Güter und die Arbeit der Gesellen war nicht im Stande, den Unterhalt für diese selbst, geschweige denn auch für den Meister und die Seinen zu erwerben. Erst als der Verstand des Schusters Peter auf die Güter wirkte, gewannen sie an Wert, erst indem seine intelligente Leitung sich mit der Arbeit des Schusters Klaus verband, wurde diese verkäuflich. Peter preßt dem Schuster Klaus nicht einen Überschuß an Arbeit aus, er setzt seiner Arbeit Wert hinzu: durch seinen Verstand.

Wie hätten sich nun die Verhältnisse gestaltet, wenn Klaus und Peter nicht Schuster gewesen wären, sondern wenn jeder einen Bauernhof besessen hätte? Wäre auch hier Peters überlegener Verstand so verhängnisvoll für Klaus geworden? Schwerlich. Dieselbe Sonne, die Peters Acker beschienen, derselbe Regen, der ihn befruchtet hätte, wäre auch dem Acker des Bauern Klaus zu gute gekommen. Selbst durch die intelligenteste Arbeit wäre Peter kaum im Stande gewesen, auf der gleichen Fläche 120 Tonnen Weizen zu ernten, auf welcher Klaus 100 Tonnen gewann. Und leicht hätte etwas größere Sparsamkeit auf der Seite von Klaus, etwas mehr haushälterischer Sinn seiner Frau, diesen Unterschied ausgeglichen.

Wir haben hier in den einfachsten Verhältnissen die drei Einkommenszweige kennen gelernt und sind jetzt im Stande, die speziellen Wahrnehmungen zu verallgemeinern, die charakteristischen Merkmale und Unterschiede festzustellen.

Den ersten Zweig bildet das Einkommen aus dem Bodenertrag. Die Größe desselben ist abhängig von der Menge und Stärke der schöpferischen Naturkräfte, welche dem Einzelnen zur Verfügung stehen, vor allem also von der Fruchtbarkeit des Bodens und der Gunst des Klimas. Die menschliche Arbeit vermag hieran wenig zu ändern. Doch wächst die Quote, welche durch die Arbeit hinzugefügt wird, mit der intensiveren Bewirtschaftung.

Dieser Punkt ist von großer Wichtigkeit. In ihm liegt der Kern der sogenannten agrarischen Frage. Zur Verdeutlichung diene die nebenstehende Figur. In dem Quadrat ABCD bezeichnet die Linie AB die durchschnittliche Höhe des Bodenertrags eines bestimmten Gutes bei normaler Bewirtschaftung. Eine ausgezeichnete Bewirtschaftung kann diese Linie bis GH erhöhen, eine schlechte sie bis EF herabdrücken. Je intensiver die Wirtschaft betrieben wird, je mehr also die menschliche Arbeit auf die Naturkräfte einwirkt, um so größer wird der Spielraum zwischen GH und EF sein. Bei ganz extensiver Wirtschaft dagegen, z. B. bei Waldwirtschaft, werden beide Linien mit AB zusammenfallen.



Nehmen wir als Beispiel einen jungen Mann, der von seinem Vater ein bares Vermögen von 100 000 Mark geerbt hat. Da der landesübliche Zinsfuß 4 Prozent beträgt, so könnte er mit einem jährlichen Einkommen von 4000 Mark ein recht behagliches Leben führen, ohne einen Finger zu rühren. Aber er hat die Landwirtschaft erlernt und möchte nicht müssig gehen. Um selbständiger Landmann zu werden, stehen ihm nun drei Wege offen. Zunächst kann er sich für seine 100 000 Mark einen schuldenfreien Bauernhof kaufen. Da sich bei den heutigen Landpreisen ein in Land angelegtes Kapital nicht höher als zu 3 Prozent verzinst, so würde unser Landmann bei normaler Bewirthschaftung also ein jährliches Einkommen von 3000 Mark erzielen. Schlechte Wirtschaft könnte es vielleicht auf 2000 Mark herabdrücken, ausgezeichnete es auf 4000 Mark erhöhen. In allen Fällen aber dürfte er die Hände nicht in den Schoß legen, er dürfte sich auch nicht auf die Beaufsichtigung der fremden Arbeiter beschränken, sondern er müßte selbst Hand mit anlegen. Haupterfordernis wäre Fleiß und Sparsamkeit.

Sodann könnte er einen größeren Hof um 300 000 Mark kaufen. 100 000 Mark würde er bar bezahlen, für die übrigen 200 000 Mark würde er Hypotheken aufnehmen, die er mit 4 Prozent verzinsen müßte. Hier würde der Hof bei normaler Wirtschaft einen Ertrag von 9000 Mark abwerfen. Nach Bezahlung der Zinsen von 8000 Mark würden dem Besitzer also nur 1000 Mark übrig bleiben. Eine schlechte Bewirtschaftung würde ein Defizit von 2000 Mark ergeben und vielleicht noch etwas darüber. Dagegen könnte hier eine ausgezeichnete Wirtschaft den Ertrag bedeutend steigern, vielleicht auf 13 000 Mark, so daß ein Einkommen von 5000 Mark übrig bliebe. Fleiß und Sparsamkeit genügen hier nicht mehr, dagegen findet die hervorragende Tüchtigkeit ein weiteres Feld, auf welchem sie sich bethätigen kann, die intelligente Arbeit kann sich einer größeren Menge von Naturprodukten einverleiben.

Das ist noch vielmehr der Fall, wenn unser Landmann sich überhaupt nicht ankauft, sondern ein größeres Gut pachtet. Hier bezahlt er den ganzen durchschnittlichen Bodenertrag, d. h. alles,

was bei normaler Bewirtschaftung von den lebendigen Kräften der Natur hervorgebracht wird, an den Grundeigentümer. Diese Pachtsumme möge 30 000 Mark betragen. Er wird also, wenn er ein Durchschnitts-Landmann ist, auch bei dem größten Fleiß und bei der äußersten Sparsamkeit über die Pachtsumme hinaus kein Einkommen erzielen. Ist er ein schlechter Landmann, so wird er vielleicht schon im dritten Jahre die Pacht nicht bezahlen können. Dagegen kann hier eine ausgezeichnete Kraft es zu einem recht bedeutendem Einkommen bringen, zu 10 000 Mark jährlich und darüber. Die einträgliche Bewirtschaftung einer großen Pachtung ist eine sehr schwierige Aufgabe. Sparsamkeit und Fleiß nützen hier gar nichts. Selbst gründliche landwirtschaftliche Kenntnisse helfen wenig, wenn nicht bedeutende Geistesgaben hinzukommen. Welche Menschenkenntnis erfordert nicht die richtige Auswahl und Behandlung der Arbeiter! Das Gut ist mit gegen 200 Kühen und einigen 30 Pferden beschlagen. Dieser ganze Viehstapel muß in einer 18jährigen Pachtzeit etwa drei Mal ersetzt werden. Welche Summen aber können an 600 Kühen, an 100 Pferden verloren oder verdient werden! Es wird eine neue landwirtschaftliche Maschine erfunden. Hier kommt es darauf an, rasch zu erkennen, ob ihre Einführung durch Arbeitsersparung oder bessere Ausnützung Vorteil bringen wird oder nicht. Schafft der Pächter sie an und sie bewährt sich nachher nicht, so hat er sein Geld weggeworfen. Wartet er bis Andere sie erprobt haben, so entgeht ihm der Vorteil, welcher denen zu gute kommt, welche mit der Maschine arbeiteten, bevor die veränderte Produktionsweise auf die Preise einwirken konnte.

Den Unterschied zwischen den drei hier betrachteten Fällen macht das folgende Beispiel recht klar. Der Bauer hat auf seinem Speicher 100 Tonnen Weizen liegen, die er verkaufen möchte, der Hofbesitzer 300, der Pächter 1000 Tonnen. Der Marktpreis des Weizens beträgt 20 Mark. Würden sie nun alle drei verkaufen, so würde der Bauer 2000 Mark einnehmen und die ganze Summe würde ihm gehören, der Hofbesitzer würde 6000 Mark lösen, von diesen aber 4000 Mark an seine Gläubiger abtreten müssen, und von den 20 000 Mark, welche der Pächter für seinen Weizen

bekäme, würden ihm ebenfalls nur 2000 Mark, dem Grundeigentümer dagegen 18 000 Mark gehören. Alle drei sind intelligente Männer. Sie berechnen aus den Kursen der Hauptmärkte, aus den Ernteberichten des Auslandes, aus der politischen Konstellation, daß der Preis des Weizens in etwa Monatsfrist auf 22 Mark steigen wird. Die Berechnung trifft zu. Wie werden nun die drei Männer belohnt? Der Bauer erhält für seinen Weizen statt 2000 Mark 2200 Mark, sein Einkommen hat sich also durch die Spekulation, durch diese spezielle geistige Arbeit, um 200 Mark, das heißt um ein Zehntel erhöht. Der Hofbesitzer erhält als seinen Anteil statt 2000 Mark 2600 Mark. Hier beträgt also die Mehrung 600 Mark oder fast ein Drittel. Der Pächter dagegen hat sein Einkommen durch die Spekulation verdoppelt. Es beträgt jetzt 4000 Mark statt früher 2000 Mark.

Wäre nun die Berechnung falsch gewesen, wäre der Weizen, statt anzuziehen, auf 18 Mark gefallen, so hätte der Bauer immer noch ein Einkommen von 1800 Mark gehabt, das Einkommen des Pächters dagegen wäre gleich Null gewesen. Der Unterschied besteht eben darin, daß für den Eigentümer die schöpferischen Kräfte der Natur arbeiten, für den Pächter nicht. Das Einkommen gleicht der wogenden See. Die Wellenberge bezeichnen die menschliche Arbeit. Das Einkommen der Bauern bildet nur eine kleine Fläche. Aber unter ihr ist die unendliche Tiefe des ewig ruhigen Wassers. Ihr gegenüber werden die Wellen der Oberfläche zur leichten Kräuselung. Dem Pächter dagegen ist das ruhige Wasser vom Grundeigentümer abgeschnitten. Hoch türmen sich hier auf der größeren Fläche die Wellen, aber ebenso tief gähnt zwischen ihnen der Abgrund.

Ähnlich wirken Schulden und feste Geldabgaben. Sie beschneiden das Einkommen des Grundbesitzers am unteren, am sicheren Teil, bei Mißernten absorbieren sie vielleicht den ganzen Ertrag. Teilpacht dagegen und Teilabgaben, wie die mittelalterlichen Zehnten, beschneiden das Einkommen an der Seite, sie lassen dem Bauern auch in den schlimmsten Jahren immer noch einen Anteil an den freiwilligen Geschenken der Natur.

Denn das Charakteristische des Einkommens aus dem Bodenertrag bleibt immer, daß es ganz oder doch überwiegend hervorgebracht wird durch die schöpferischen Kräfte der Natur, daß die Arbeit des Menschen nur wenig hinzuzusetzen im Stande ist. Darum gehört der Pächter nicht zum Stande der Grundbesitzer, er gehört nicht in die erste Bevölkerungsstufe, sondern in die zweite, er zählt zum Mittelstand. Und je mehr dem Bauern durch Schulden und Abgaben die freiwilligen Geschenke der Natur, je mehr der sichere Teil seines Einkommens beschnitten wird, um so mehr nähert auch er sich dem Mittelstand. Darum sehen wir bei landwirtschaftlichen Krisen den Kleinbauern am wenigsten Not leiden. Etwas Einschränkung hilft ihm gewöhnlich über dieselben hinweg. Viel härter ist der Stand des Bauern von mittlerem Besitz, wenn er Schulden hat. Sparsamkeit kann ihm allein nicht helfen, er geht gewöhnlich tiefer verschuldet aus den Krisen hervor. Am meisten aber leiden die Pächter: sie gehen zahlreich zu Grunde.

Es ist noch nötig, einiges über den Unterschied zu sagen, welcher zwischen dem hier nachgewiesenen Einkommenszweig, dem Bodenertrag und der Ricardo'schen Grundrente besteht. Denken wir uns ein Land in lauter gleich große Bauernhöfe geteilt. Da die Fruchtbarkeit des Bodens verschieden ist, so wird auch der Ertrag ein verschiedener sein. Setzen wir den Ertrag des Hofes, welcher das schlechteste Land hat und der gerade noch im Stande sein möge, einer Familie den Unterhalt zu gewähren, gleich Eins, so kann man allerdings, wenn man den Ertrag der übrigen Höfe, die vielleicht das doppelte, dreifache, ja fünffache tragen, darauf bezieht, von einer Bodenrente sprechen. Erst diese Rente, diese Differenz ist für Ricardo ein freiwilliges Geschenk der Natur. Offenbar hatte er dabei die englischen Pachtverhältnisse im Auge. Es ist wahr, der Besitzer des ärmsten Bodens kann seinen Hof weder verpachten, noch kann er, ohne sich zu ruinieren, Schulden machen. Wohl aber kann er das, wenn der Hof doppelt so groß ist. Und auch er hat den Ertrag als ein Geschenk der Natur anzusehen. Indem Ricardo von den lebendigen Naturkräften abstrahiert und ihre Wirkung zu einer Eigenschaft der Bodenfläche

macht, kommt er dazu, Faktoren auf die Grundrente einwirken zu lassen, welche mit der schöpferischen Kraft der Natur gar nichts zu thun haben, wie z. B. die Lage eines Grundstücks in der Nähe einer großen Stadt, den Betrieb eines Bergwerks, die Verwendung als Bauplatz. Offenbar wird die Wertsteigerung und damit die Erhöhung der Grundrente in diesen Fällen durch Umstände herbeigeführt, die mit dem Boden selbst in gar keinem Zusammenhang stehen. Wir werden darauf bei der Besprechung des zweiten Einkommenzweiges, zu welcher wir jetzt übergehen, zurückkommen müssen.

Dem Stande der Grundbesitzer steht die große Masse derer gegenüber, welche kein Grundeigentum besitzen. Für sie reift das Korn, für sie schwillt die Traube nur, wenn es ihnen gelingt, die Grundbesitzer zur Abtretung eines Teils ihrer Erzeugnisse zu bewegen. Das können sie nur durch die Arbeit, durch ihre persönliche Arbeit, denn die Natur arbeitet nicht für sie. Sie haben sich von der Scholle losgerissen, für sie sorgt nicht mehr die allgütige Mutter Erde, dafür ist aber auch ihr Arbeitsfeld nicht mehr bestimmt durch die engen Grenzen des Besitzes, ihnen gehört die Stadt, das Land, die ganze Erde, die Welt. Sie durchwühlen die Eingeweide der Erde und sie fahren hinauf in das Reich der Lüfte, ihnen gehört das feste Land wie das schwankende Meer, sie suchen den Schleier zu lüften, der die Vergangenheit deckt und ihr Blick strebt den Nebel zu durchdringen, welcher die Zukunft verhüllt.

Unendlich weit ist das Arbeitsfeld und unendlich verschieden sind die Leistungen. Doch sondern sich zwei große Gruppen ziemlich bestimmt von einander ab. Die eine, an Menge weit überwiegend, doch an Bedeutung zurückstehend, ist die große Masse derer, deren Einkommen lediglich durch körperliche Arbeit hervorgebracht wird. Dagegen wird das Einkommen derjenigen, welche der anderen Gruppe angehören, entweder ausschließlich oder doch zum Teil durch geistige Arbeit geschaffen. Die Angehörigen der letzteren Gruppe bezeichnen wir als *Mittelstand* und ihr Einkommen nennen wir den *Ertrag geistiger Arbeit* oder schlechtweg *Geistesertrag*. Die andere Klasse bildet der *Arbeiterstand* und ihr Einkommen ist der *Arbeitsertrag* oder *Arbeitslohn*.

Wo liegt nun die Grenze zwischen diesen beiden Einkommenszweigen und worin besteht der charakteristische Unterschied? Gewöhnlich nimmt man nach dem Vorgange von Adam Smith nur Eine Art der Arbeit an und erklärt die Verschiedenheiten des Lohnes aus der mehr oder minder großen Seltenheit der zur Ausübung eines bestimmten Berufes nötigen Eigenschaften. Ein Mann, der im Stande ist, eine Last von 400 Pfund zu tragen, wird gewiß nicht häufig gefunden. Er ist vielleicht ebenso selten wie ein hervorragender Staatsmann, ein bedeutender Feldherr, ein ausgezeichneter Künstler. Trotzdem wird seine Arbeit auch nicht annähernd so hoch bezahlt, wie die der Letzteren. Der Grund ist folgender. Eine körperliche Arbeit, zu deren Bewältigung ein Herkules erforderlich wäre, die wird bequem von zwei mittelstarken Männern verrichtet. Dagegen machen hundert Durchschnitts-Diplomaten noch keinen hervorragenden Staatsmann aus, und unsere sämtlichen Philosophie-Professoren wären zusammen nicht im Stande, eine Kritik der reinen Vernunft zu schreiben. Ja, zehn schlechte Schreiber vermögen nicht Einen guten zu ersetzen. Die körperliche Arbeit kennt nur quantitative Unterschiede, und auch hier ist der Spielraum ein sehr geringer. Der kräftigste Arbeiter wird kaum auf die Dauer das Doppelte der Durchschnittsarbeit verrichten.

Bei der geistigen Arbeit dagegen ist der Unterschied ein qualitativer. Hier gibt es keine Summierung der Leistungen. Und weil die geistigen Fähigkeiten unendlich verschieden verteilt sind, so ist auch der Spielraum des Geistesertrags ein unendlich großer. Von einer Arbeits- oder Körper-Rente kann kaum die Rede sein, wohl aber von einer Geistes-Rente. Hier schwankt das Einkommen zwischen dem kargen Lohn des armen Schreibers und dem fürstlichen Einkommen des meerbeherrschenden Kaufmanns. Ja, für die eigentlichen Großthaten des menschlichen Geistes, für die Werke des Genies, bildet Gold und Silber überhaupt keine vergleichbare Größe mehr; hier besteht der Lohn in Ehre bei der Mitwelt, in Ruhm bei der Nachwelt.

Zur zweiten Bevölkerungsklasse, zum Mittelstand, dessen Einkommen im Geistesertrag besteht, gehören also alle Beamte, Offiziere,

Geistliche, dann die Kaufleute, die industriellen Unternehmer, überhaupt alle diejenigen, welche zur ersten Bevölkerungsklasse, zum Stande der Grundbesitzer, nicht gehören, deren Einkommen aber auch nicht durch die bloße körperliche Arbeit hervorgebracht wird. Unter geistigen Eigenschaften sind nicht blos intellektuelle Fähigkeiten zu verstehen, sondern es gehören hierher auch hervorragende Charaktereigenschaften, sowie erworbene Kenntnisse und Fertigkeiten. Bei einigen Klassen spielen die Charaktereigenschaften sogar eine Haupt-Rolle: so beim Geistlichen allgemeine Menschenliebe, beim Soldaten Mut und Energie. Hervorragende Kenntnisse und Fertigkeiten sind in der Regel auf Eigenschaften des Intellekts und namentlich des Charakters zurückzuführen. Wenn wir einen minder befähigten einen höher begabten Menschen durch seine Kenntnisse und Fertigkeiten in Schatten stellen sehen, so werden wir immer auf höheren Fleiß und größere Energie des ersteren schließen. Das Fehlen höherer geistiger Begabung kann bis zu einem gewissen Grade durch bedeutende Charaktereigenschaften ergänzt und ersetzt werden. Das Umgekehrte ist nicht der Fall. Der Charakterlose kann seinen Mangel durch die hervorragendsten Geistesgaben nicht ersetzen, höchstens eine Zeit lang verdecken. Wahrhaft Großes aber wird immer nur derjenige leisten, in welchem sich hohe Geistesgaben mit bedeutenden Charaktereigenschaften vereinigen.

Die Grenze zwischen den drei Einkommenszweigen ist nicht immer deutlich zu erkennen, auch ist sie nicht unverrückbar. So steht der Kunstgärtner auf dem linken Flügel der Grundbesitzer, während der Pächter auf dem rechten Flügel des Mittelstandes seinen Platz hat. In den seltenen Pflanzen und kostbaren Blumenzwiebeln, welche der Gärtner auf den Markt bringt, überwiegt die geistige Arbeit bei weitem die produktive Arbeit der Natur. Aber trotzdem bleibt die letztere immer das Wesentliche, ist der Ertrag der geistigen Arbeit immer nur ein mehr oder minder großer Zuschuß zu dieser. Auch der untüchtigste Gärtner wird, im Gegensatze zum Pächter, immer noch ein Einkommen erzielen, und wenn er auch nur Kraut und Rüben baut.

An der untersten Grenze des Mittelstandes, welcher aus dem Ertrag geistiger Arbeit sein Einkommen zieht, steht das Handwerk.

Aber freilich, es ist gegenwärtig in den meisten Ländern schon bedenklich hart an die Grenze und teilweise schon über dieselbe gedrängt worden. Man könnte den sozialen Kampf, welchen heute das Handwerk, besonders in Deutschland, kämpft, als den Kampf um die Behauptung der Geistesrente bezeichnen. Wodurch verliert das Handwerk diese, wodurch sinkt es auf das Niveau der gemeinen körperlichen Arbeit herab?

Verfolgen wir das an einem Beispiel. Das Handwerk der Wollenweber, welche in ihrer Werkstatt am Webstuhl selbständig arbeiten, war einst ein sehr blühendes, heute ist es in den Kulturländern Europas fast verschwunden. Es erforderte bedeutende Kenntnisse und Fertigkeiten. Wer sich diese in einer langen Lehrzeit angeeignet, hatte sich zwar über den gemeinen Arbeiter erhoben, aber zum tüchtigen, selbständigen Meister gehörte doch noch mehr als Kenntnis seines Handwerks. Zum möglichst wohlfeilen Einkauf der nötigen Rohprodukte und zum möglichst teuren Verkauf seiner Erzeugnisse war kaufmännisches Talent nötig. Aufmerksam mußte er dem wechselnden Geschmack folgen, womöglich durch Erfindung neuer Muster selbst Einfluß auf die Mode zu gewinnen suchen. Er war ein angesehener Mann. Er gehörte zum Mittelstand, sein Einkommen bestand zum überwiegenden Teil aus Geistesertrag.

Die Manufaktur entsteht. Ein tüchtiger Handwerker arbeitet sich zum Unternehmer empor. Er nimmt andere Weber in Arbeit. Diese arbeiten wie früher an ihrem Webstuhl, sei es in der eigenen Werkstatt oder gemeinschaftlich in einer Fabrik Aber es ist doch eine große Veränderung vorgegangen. Den Einkauf des Rohmaterials und den Verkauf der fertigen Waare besorgt jetzt der Unternehmer. Außerdem verfolgt *er* jetzt die Mode, *er* liefert die neuen Muster, sei es, daß er sie selbst zeichnet oder durch eigene Zeichner anfertigen läßt. Für diese geistige Arbeit nimmt der Unternehmer jetzt aus dem Einkommen jedes einzelnen Webers die Quote, welche auf diesen Teil ihrer Arbeit, den er jetzt verrichtet, früher entfiel, für sich in Anspruch. Die Weber sind auf der sozialen Stufenleiter um einige Stufen hinuntergestiegen. Aber immer noch behaupten sie sich, vermöge ihrer Kenntnisse und Fertigkeiten, über dem gemeinen Arbeiter.

Da wird der mechanische Webstuhl erfunden. Jetzt schwindet der Rest von Geistesertrag aus dem Einkommen des Webers. Die mühsam erworbene Kenntnis seines Handwerks nützt ihm nichts mehr. Was er mit dieser fertig brachte, das leistet die Maschine viel besser und schneller. Der Weber hat nur noch die Maschine zu bedienen. Und das erfordert so wenig Geschicklichkeit und Kraft, die einfachen Manipulationen sind so leicht zu erlernen, daß Weiber und Kinder ihn ersetzen können. Der Weber ist zum gemeinen Arbeiter geworden. Es klingt sonderbar, aber es ist doch nur natürlich, daß, obgleich jetzt Ein Weber mit seiner Maschine mehr produziert als früher hundert Handweber, er trotzdem kein so großes Einkommen erzielt, wie ein einziger von diesen. Mit dem Handweber konkurrierten eben nur gelernte Weber, mit dem Maschinenweber konkurrieren alle Menschen, die Gott mit zwei gesunden Händen auf die Welt kommen ließ. *)

Denn das ist ja das Charakteristische an der gemeinen Arbeit, daß sie nichts weiter erfordert als einen gesunden Körper, oder doch nur so geringe Fertigkeiten und Kenntnisse, daß dieselben leicht angeeignet werden können. Die menschliche Gesellschaft, soweit sie nicht aus Grundbesitzern besteht, baut sich in der Form einer Pyramide auf. Die untersten breiten Schichten bilden die gemeinen Arbeiter. Je schwieriger die Arbeit, desto höher liegt die Schicht, aber desto kleiner wird sie auch, bis schließlich auf der Spitze nur wenige Platz finden. Aber während die höheren Schichten durch die besonderen Kenntnisse und Fertigkeiten, welche jede einzelne erfordert, isoliert, gegen Eindringlinge geschützt sind, kann die Arbeit der unteren Schicht von jeder höheren ebensogut verrichtet werden. Sie ist darum fortwährend einer Invasion von oben her ausgesetzt, die namentlich bei allgemeinen und speziellen Geschäftskrisen zunimmt und verderblich wird.

Die gemeine Arbeit ist von der neueren Nationalökonomie außerordentlich überschätzt worden. Diese Überschätzung beginnt mit Adam Smith und findet ihren Höhepunkt in Karl Marx,

*) Es ist bezeichnend, daß die Fabrikarbeiter in England nicht nach Köpfen, sondern nach Händen gezählt werden.

der das Quantum gemeiner Arbeit, welches einem Produkt einverleibt ist, zu seinem alleinigen Wertmesser macht. Zahlt darum der Kapitalist nicht die volle Differenz zwischen dem Wert des Rohmaterials und dem der fertigen Waare an den Arbeiter, so begeht er einen Diebstahl, er eignet sich widerrechtlich an, was durch Anderer Arbeit hervorgebracht ist.

Da Henry George auf einem ähnlichen Standpunkt steht, wie Karl Marx, so kann hier zugleich ein weiterer grober Irrtum dieses phantasievollen Amerikaners besprochen werden. George tritt der gewöhnlichen Ansicht entgegen, daß der Arbeitslohn aus dem Kapital bezahlt wird, d. h. daß der Unternehmer dem gedungenen Arbeiter für seinen Unterhalt aus dem Kapital einen Vorschuß leistet, bis die fertige Waare verkauft ist. George behauptet dagegen: „Der Arbeitslohn wird nicht aus dem Kapital, sondern in Wirklichkeit aus dem Produkt der durch ihn bezahlten Arbeit entnommen.“ Also wenn der Arbeiter sein erstes Mittagsmahl einnimmt, so bezahlt er dasselbe nicht mit einem Vorschuß aus dem Kapital, sondern mit dem Lohn der von ihm bis zum Mittag verrichteten, den Rohstoffen einverleibten Arbeit.

Gegen diesen Satz wird man wohl nicht viel einwenden können. Von wahrhaft verblüffender Kühnheit aber sind die Schlüsse, welche George aus demselben zieht. Er unternimmt nichts geringeres als eine Widerlegung des Malthus'schen Bevölkerungsgesetzes. Wenn, so folgert George, der Arbeitslohn aus dem Produkt der Arbeit entnommen wird, so macht jede Arbeit sich selbst bezahlt, trägt ihren Lohn in sich. Da nun jeder Mensch nicht blos mit einem Mund zum essen, sondern auch mit zwei Händen zum arbeiten auf die Welt kommt, so bringt jeder neue Ankömmling in der Kraft seiner Hände die Quelle seines Unterhalts mit. Es kann also niemals überschüssige Kräfte, niemals Überbevölkerung geben.

Ja, wenn das wahr wäre, dann hätten wir das Mittel gefunden, um aller Not abzuhelfen. „Hier“, so würden wir den Scharen der Arbeitslosen zurufen, „hier steht der Mont Blanc. Seht ihr nicht, daß er aus lauter schönem Granit besteht? Und ist Granit nicht ein treffliches Material für Pflastersteine? Drum

frisch an die Arbeit! Millionen Hände haben hier viele Jahre zu thun, bis der Berg von der Erde verschwunden sein wird! Ihr zögert? Ihr fragt, ob ich das nötige Kapital habe, um euch während der Arbeit zu unterhalten? Ich? Kapital? Wißt ihr denn nicht, daß der Arbeitslohn aus dem Produkt der Arbeit entnommen wird? Nur unverzagt, bis zum Mittag werden eure Arbeitsprodukte reichlich genügen, um das Mahl zu bezahlen!"

Was werden unsere Steinhauer am Mittag haben? Viele tausend Pflastersteine, aber kein einziges Stück Brod!

Man ist bei George oft im Zweifel, ob man es wirklich nur mit Irrtümern zu thun hat. Er verfährt hier ähnlich, wie bei der oben besprochenen Erklärung des Kapitalzinses. Er spricht von der Arbeit im allgemeinen, nimmt aber seine Beispiele aus der landwirtschaftlichen Thätigkeit. Da wäre freilich eine Übervölkerung nicht zu befürchten, wenn jeder Mensch bei seiner Geburt nicht blos einen Mund zum essen und zwei Hände zum arbeiten, sondern unter seinen Füßen auch noch ein paar Morgen guten Weizenbodens mit auf die Welt brächte!

So naiv wie George ist nun Karl Marx keineswegs. Er weiß recht gut, daß die Arbeit, wenn sie auf Lohn hoffen will, eine gesellschaftlich nützliche sein muß, daß ihre Produkte in dem Irrgarten des wirtschaftlichen Verkehrs den Weg zum Mittelpunkt, zum Gelde, und von da zu den Erzeugnissen der Landwirtschaft finden müssen. Er behauptet nur, daß der verdiente Lohn dem Arbeiter nicht voll ausbezahlt, sondern von dem Kapitalisten zum Teil unterschlagen wird. Der Fehler liegt auch bei Marx darin, daß er der körperlichen Arbeit jenes gefräßige Ungeheuer, von dem jeder spricht, das aber niemals jemand zu Gesicht bekommen hat, das produktive Kapital, gegenüberstellt.

Machen wir uns den Hergang an einem Beispiel klar. England versorgt gegenwärtig mit den Produkten seiner Baumwollenindustrie die halbe Welt. An einem Zahltage mögen nun die sämtlichen Fabrikbesitzer zu ihren Arbeitern sprechen: „Wir haben bei Karl Marx gelesen, daß euch der volle Wert der den Rohstoffen einverleibten Arbeit gehört, daß wir einen Raub begehen, wenn wir uns einen Teil desselben aneignen. Hier liegt der ganze Vorrat

der in dieser Woche produzierten Waren. Nehmt sie hin und teilt sie unter euch. Uns habt ihr nur die baren Auslagen zu ersetzen: den Preis der Baumwolle, der Kohlen, sowie einige Schillinge für die Abnutzung der Maschinen und Gebäude."

Vergnügt zieht der Arbeiter mit seinen Waren von dannen. Er ist zu klug, um sich an den Händler zu wenden, er weiß recht wohl, daß der auch zu den Blutsaugern gehört. Er geht direkt an die Quelle, er geht auf's Land zu den Bauern. „Sieh' diese Waren", so spricht er, „sie sind das Produkt meiner Arbeit. Auch ein Kenner wird an ihnen nichts aussetzen können. Gib mir dafür das Produkt deiner Arbeit: das Getreide, das auf deinem Speicher lagert, die Milch, die Butter, den Käse aus deinem Keller." „Thut mir sehr leid", antwortet der Bauer, „aber ich habe absolut kein Bedürfnis für Baumwollwaren." „Zweifelst du an dem Wert meiner Waren", frägt der Arbeiter, „ich verkaufe sie dir ja zu den üblichen Marktpreisen." „Daran zweifle ich nicht", antwortet der Bauer, „aber ich bezweifle, daß deine Waren *für mich* Wert haben. Meine Produkte dienen für mich und die Meinen zum Lebensunterhalt. Und wenn ich andere Waren nötig habe, so wird es mir leicht, sie einzutauschen. Denn jedermann braucht Brod und Fleisch. Im Besitz deiner Waren hätte ich zwar Kleider in Hülle und Fülle, aber könnte ich damit meinen Hunger stillen?"

Der Arbeiter klopft noch auf verschiedenen Bauernhöfen an, aber überall erhält er dieselbe Antwort. Endlich wendet er sich an den Händler. Der ist bereit, die Waren zu nehmen. Er bietet jedoch einen so niedrigen Preis, daß nach Abzug der Auslagen kaum der gewöhnliche Arbeitslohn übrig bliebe.

Schließlich kehren die Arbeiter in die Fabrik zurück. „Du hast uns schön angeführt", so sprechen sie zu dem Fabrikanten, „die Waren, die du uns gegeben hast, will niemand kaufen, wenigstens nicht zu ihrem vollen Werte. Darum gib uns diesen Wert in barem Gelde oder in Fleisch und Brod." „Fleisch und Brod", frägt der Fabrikbesitzer, „wo liegt denn der Acker, den ihr bestellt, und wo weiden die Rinder, die ihr gezüchtet habt? Ihr habt nicht Gold und Silber gegraben, sondern ihr habt

Baumwollwaren fabriziert. Und die habe ich euch gegeben. Ihr scheint nicht zu wissen, welch' eine Summe von Arbeit dazu gehört, bis sich eure Arbeit in Brod und Fleisch umsetzt. Seht, ich gebe die Waren dem Kommissionär. Der macht den Exporthändler ausfindig, der ihrer bedarf. Dieser übergibt die Waren dem Kapitän, der sie in monatelanger gefahrvoller Seefahrt nach Indien bringt. Hier übernimmt sie der Importhändler und jetzt haben sie oft noch eine lange Landreise zu machen, bis sie durch Vermittelung der Kleinhändler und Hausierer in die Hände der Konsumenten, der indischen Bauern, gelangen, welche bereit sind, die Produkte ihrer Thätigkeit, Reis und Weizen, für Baumwollenwaren einzutauschen. Und die landwirtschaftlichen Produkte Indiens müssen dann denselben Weg zurückmachen.

Alle diese Leute arbeiten, und mit Recht erwarten sie, für ihre Arbeit belohnt zu werden. Das ist aber noch nicht alles. Um unseren Handel zu schützen, um in unseren Kolonien die Ruhe aufrecht zu erhalten, müssen zahlreiche Kriegsschiffe jahraus jahrein alle Meere durchkreuzen, sind in England wie in Indien viele Beamte nötig, muß in Indien fortwährend ein großes Heer unterhalten werden.

Ihr bildet, wie ihr seht, nur ein Glied in der langen Kette und nicht einmal das wichtigste. Oder ist für eure Arbeit so viel Talent und Wissen nötig, wie für die des Beamten und Kaufmanns, erfordert sie so viel Thatkraft und Mut wie die des Schiffers, ist sie so gefahrvoll wie die des indischen Soldaten?

Auch *meine* Arbeit scheint ihr recht sehr zu unterschätzen. Und doch bin ich die Seele des ganzen wirtschaftlichen Getriebes. Ich muß die Berichte über die Aussichten der Baumwollenernte in Amerika und Asien studieren, um mich mit dem Einkauf des Rohmaterials danach zu richten, ich muß die Einrichtungen der übrigen Fabriken, nicht blos in England, sondern auch auf dem Kontinent und in Amerika fortwährend im Auge behalten, um nicht mit der Einführung neuer Maschinen zurückzubleiben, ich muß die Konjunkturen des Weltmarktes berücksichtigen, um danach die Warenproduktion zu beschleunigen oder zu verlangsamen. Ein einziger Rechenfehler kann genügen, um diese gewaltige Ansammlung

von Gütern, die ihr produktives Kapital nennt, unter meinen Händen zerrinnen zu lassen.

Seid also zufrieden mit dem Lohn, den ich euch gebe. Er genügt zum Unterhalt für euch und die Euren. Vor allem aber lasset uns Frieden halten, denn wir sind auf einander angewiesen wie am menschlichen Körper der Kopf und die Glieder."

Die Frage, wie groß bei gerechter Verteilung die Quote des Gewinns sein muß, welche auf die körperliche, und wie groß die, welche auf die geistige Arbeit entfällt, läßt sich in der That nicht beantworten. Das Recht auf Arbeit und damit auf Unterhalt ist aus wirtschaftlichen Gesetzen nicht abzuleiten. Ein sehr tüchtiger Fabrikant kann Löhne zahlen, bei denen ein minder tüchtiger nicht bestehen könnte. Und wenn jemand durch die Erfindung eines neuen Werkzeugs, einer Maschine oder die Einführung einer arbeitsparenden Neuerung hohen Gewinn erzielt, so ist dieser Gewinn der Ertrag seiner geistigen Arbeit. Er gehört ihm allein, und er braucht ihn nicht mit seinen Arbeitern zu teilen. Die körperliche Arbeit hat nicht die Maschinen hervorgebracht, sondern umgekehrt, die Maschinen haben die Arbeiter geschaffen. Welch' eine ungeheuere Summe geistiger Arbeit hat sich in den Maschinen verkörpert, die seit anderthalb Jahrhunderten erfunden sind! Die Erfinder selbst haben oft nicht den gehofften goldenen Lohn gefunden, dafür aber ist ihnen Ehre und Ruhm zu teil geworden. Sie haben nicht blos für sich gearbeitet, sondern auch für ihre Mitbürger, für ihr Volk, für die Menschheit. Es war die geistige Arbeit der Hargreaves, Arkwright, Watt, Crompton, Cartwright, welche dem englischen Volke zu Ende des vorigen Jahrhunderts das große wirtschaftliche Übergewicht über alle anderen Völker verschaffte und damit die Quelle ungeheurer Reichtümer eröffnete. Wenn aber dereinst Angehörige anderer Völker die Engländer durch neue Erfindungen überflügeln, dann werden die englischen Arbeiter dahinsiechen und verkümmern wie jetzt die Handarbeiter Indiens. Und wenn sie dann zu der Regierung sprechen werden: „Gib uns Arbeit", so werden sie Unmögliches verlangen, denn ihre Forderung würde bedeuten: „Gib uns Männer von der geistigen Kraft jener, unter deren Führung wir einst die Welt

erobert haben." Sie werden ein gewaltiges Heer sein, aber ein Heer ohne Offiziere.

Anders aber liegt die Frage, wenn man sie nicht blos rein theoretisch auffaßt, sondern auch nach ihrer praktischen, politischen Bedeutung betrachtet. Hier heißt sie nicht: wie hoch ist der Lohn, welcher gerechterweise dem einzelnen Arbeiter gebührt, sondern: wie groß ist das Einkommen, welches ein Arbeiter haben muß, um noch als ein nützliches Glied der Gesellschaft existieren zu können? Und hier ist es nicht blos das Recht, sondern auch die Pflicht des Staates, ordnend einzugreifen, ebensogut wie er im vorigen Jahrhundert dem bedrängten deutschen Bauernstand durch die Gesetzgebung zu Hilfe kam, als diesem durch den übermächtigen grundbesitzenden Adel der Untergang drohte.

Doch ist hier noch nicht der Ort, weiter auf diese Frage einzugehen. Wir werden uns im vierten Buch ausführlicher mit ihr zu beschäftigen haben.

Wir haben bisher, indem wir die einzelnen Einkommen nach ihrem Ursprung untersuchten, gefunden, daß sie sich in drei von einander verschiedene Arten teilen, je nachdem sie ihre Quelle haben in den natürlichen, freiwirkenden Kräften der Natur, in der geistigen oder in der körperlichen Arbeit. Je nach der Art des Einkommens teilten wir die Bevölkerung in drei Klassen oder Stufen: in Grundbesitzer, Mittelstand und Arbeiter. Unser erster Einkommenszweig, der Bodenertrag, deckt sich so ziemlich mit der Ricardo'schen Grundrente, nur schieden wir die nicht fruchttragenden Grundstücke aus, auch verwiesen wir die Pächter in die zweite Bevölkerungsklasse, den Mittelstand. Zu diesem gehören außerdem alle Unternehmer und derjenige Teil der persönliche Dienste Leistenden, welche mit dem Kopf und nicht mit den Händen arbeiten. Auf der Grenze, aber noch zum Mittelstand gehörig, stehen diejenigen, deren Arbeit nicht eine rein körperliche ist, die sogenannten qualifizierten Arbeiter.

Es bleibt nun noch ein Einkommenszweig übrig, der in dem gangbaren System einen hervorragenden Platz einnimmt, der Kapitalzins.

Ist nun unsere Aufstellung der drei Einkommenszweige richtig, so hat der Kapitalzins daneben keinen Platz. Er muß sich auf einen oder mehrere unserer Einkommenszweige zurückführen lassen.

Man darf dabei freilich nicht von dem Gläubiger ausgehen, indem man frägt, für welche Arbeit oder für welche Eigenschaften der Kapitalbesitzer den Zins erhält. Sondern man muß, wie wir das auch bei den anderen Einkommenszweigen gethan haben, auf die Quelle zurückgehen, man muß fragen: woher nimmt der Schuldner den Zins und wie wird es ihm möglich, dauernd einen Teil seines Einkommens abzugeben. Wenn wir so verfahren, so werden wir sehen, daß unsere Einkommenszweige alle drei zum Kapitalzins beizusteuern haben.

Am augenscheinlichsten ist das bei dem Bodenertrag. Wer ein überflüssiges Kapital besitzt, kann dafür Grundstücke kaufen. Dann stehen ihm die auf der erworbenen Fläche wirkenden Naturkräfte zur Verfügung. Das Gras wächst und das Korn reift, einerlei ob der Eigentümer Begabung und Kenntnisse besitzt oder nicht. Er kann aber auch sein Kapital einem Landmann leihen unter der Bedingung, daß dieser ihm bis zur Rückzahlung einen Teil seines Einkommens aus dem Bodenertrag abtritt. Es fragt sich nur, ob er einen Landmann findet, der dazu geneigt ist, sei es, weil er das Geschäft für vorteilhaft hält, oder weil er durch die Umstände dazu gezwungen ist. Das ist nicht immer der Fall, wenigstens nicht in gleichem Grade. Wenn die Schulden der Grundbesitzer in einem Lande stark anwachsen, so ist daraus immer zweierlei zu schließen. Erstens, daß die Grundbesitzer in der Lage sind, einen Teil ihres Einkommens abzugeben und zweitens, daß ihnen eine andere Bevölkerungsklasse, in der Regel der Mittelstand, wirtschaftlich bedeutend überlegen ist. Die Ursachen sind nach Ländern und Zeiten verschieden. Eine Untersuchung derselben, sowie eine Prüfung, wann und wie der Staat hier helfend und ordnend einzuschreiten hat, gehört in den politischen Teil.

Es ist klar, daß diese Art des Kapitalzinses seine Quelle im Bodenertrag hat. Das Mittelalter rechnete ihn deshalb logischer Weise auch gar nicht zu den bekanntlich verbotenen Zinsen. Man

nannte ihn Rente, von dem lateinischen redditus, und das Geschäft Rentenkauf: also den Kauf der Früchte eines bestimmten Grundstücks, in älterer Zeit unter Übertragung, in späterer unter bloßer Verpfändung des letzteren.

Eine andere Art des Kapitalzinses hat man mit dem speziellen Namen des Leihezinses belegt. A besitzt ein Kapital, d. h. Güter, jedoch keine Talente und Kenntnisse, um durch die Einverleibung geistiger Arbeit den Wert der Güter erhöhen zu können. B dagegen besitzt Talent und Kenntnisse, aber kein Kapital, keine Güter, auf die er befruchtend wirken kann. Nun mag B zu A sprechen: „Überlasse mir das Kapital, das in deinen Händen eine tote Masse ist. Ich bin im Stande, es durch meine Arbeit zu vermehren, und gerne bereit, dir einen Teil der Früchte abzugeben.“ A geht auf den Vorschlag ein. Ist nun B im Stande, durch seine Arbeit mit dem Kapital jährlich 20 Prozent zu verdienen und ist das Kapital groß genug, daß 10 Prozent für B genügen, um seinen Unterhalt zu bestreiten und auch noch jährlich eine Summe zurückzulegen, so vermag er die übrigen 10 Prozent als Entgelt an A abzugeben. Das Geschäft ist für beide vorteilhaft. Wie lange wird nun dieses Verhältnis dauern? Gesetzt, die Hälfte des Einkommens, also 5 Prozent des Kapitals, genügt zum Unterhalt für A wie für B. Dann ist A im Stande, die andere Hälfte am Ende des ersten Jahres zu 10 Prozent auszuleihen. B dagegen wird seinen Überschuß im Geschäft verwenden und, da er von dem Ertrag nichts abzugeben braucht, 20 Prozent damit verdienen. So wird beider Einkommen steigen, aber das des B in viel stärkerem Maße. Er wird nun offenbar so lange seine wachsenden Überschüsse in das Geschäft stecken und nicht zur Rückzahlung des geliehenen Kapitals verwenden, als er mehr als 10 Prozent damit verdienen kann. Wann der Zeitpunkt eintritt, wo das nicht mehr der Fall ist, das hängt von den intellektuellen und Charaktereigenschaften ab, welche B zur Verfügung stehen. Für den einen Kaufmann wird es vorteilhaft, seine Überschüsse nicht mehr zur Vergrößerung des Geschäfts zu benutzen, wo ein anderer, mit größerer Thatkraft und weiterem Blick ausgestatteter Unternehmer noch mit fremdem Kapital zu wirtschaften vermag.

Man kann das Verhältnis, das zwischen den nicht arbeitenden Kapitalisten und den Unternehmern besteht, als ein Sozietätsverhältnis auffassen, bei dem sich jedoch der geistig thätige Unternehmer in einer ungleich günstigeren Position befindet als der stille Teilhaber. Daher kommt es, daß eine fortwährende Verschiebung der Vermögensverhältnisse, ein ewiges Wandern des Kapitals, stattfindet. Die Kapitalisten verlieren es an die geistig arbeitenden Unternehmer und nachdem diese oder ihre Nachkommen selbst Kapitalisten geworden sind, treten neue Unternehmer zum Wettkampf in die Schranken.

Es ist nun natürlich, daß sich die Kapitalisten gegenüber den Eindringlingen im Besitz des Kapitals zu erhalten suchen. Sie sind aber, da sie selbst nicht im Stande sind, die Güter nutzbar zu machen, auf die Fähigkeiten Anderer angewiesen. Das Darleihen des Kapitals ist, wie wir sahen, ein gefährlicher Weg. Wie nun, wenn es den Kapitalisten gelingt, sich tüchtige Kräfte dienstbar zu machen und diese doch wieder so in Schranken zu halten, daß es ihnen unmöglich oder doch sehr schwer wird, Kapital zu sammeln? Als vornehmstes Mittel, um dieses zu erreichen, dient das Institut der Aktiengesellschaft.

Auf den ersten Blick könnte es hier allerdings scheinen, als ob das Kapital Leben gewonnen, als ob es die Kraft erlangt hätte, sich aus sich selbst zu vermehren. Die Aktionäre erhalten Dokumente über das von ihnen eingeschossene Kapital und haben weiter nichts zu thun, als jährlich die Dividenden oder Zinsen einzukassieren. Sieht man sich aber die einzelnen Unternehmungen genauer an, so wird man auch hier die geistige Arbeit als die Quelle des Zinses erkennen. Zunächst wird sehr selten ein Aktienunternehmen neu gegründet. Gewöhnlich wird ein schon bestehendes und bewährtes Unternehmen angekauft, es muß also von einem einzelnen, mit hervorragenden Fähigkeiten ausgestatteten Geschäftsmann begründet sein. Dieser muß einen Stamm von tüchtigen Arbeitern und Angestellten herangezogen, er muß für einen Kreis sicherer Abnehmer und Kunden gesorgt, er muß dem ganzen Betrieb seinen Geist eingehaucht haben. Oft wird auch ausbedungen, daß er seine schirmende Hand nicht ganz von dem

Unternehmen abziehen, daß er eine Art Oberaufsicht führen und daß sein Name in der Firma bleiben soll. Gerne sieht man, wenn er eine Anzahl Aktien übernimmt und eine Hauptbedingung pflegt zu sein, daß er kein neues Unternehmen derselben Art gründen darf.

Ein Haupterfordernis sind ferner kaufmännische und technische Direktoren mit hervorragenden Fähigkeiten und Kenntnissen. Von ihrer Tüchtigkeit ist in der Regel die Höhe der Dividende abhängig, und oft hat die Drohung eines Direktors, seinen Abschied zu nehmen und selbst ein Unternehmen zu gründen, die Schar der Aktionäre in Angst und Schrecken versetzt.

Bisweilen wirken auch noch andere Faktoren mit. Ich wähle ein naheliegendes Beispiel. Gegenwärtig ist das Münchener Bier sehr beliebt. Nicht blos in Deutschland, sondern auch in den anderen europäischen Ländern, ja in fremden Weltteilen. Die Nachfrage ist darum sehr groß und die bestehenden Brauereien können derselben nicht gerecht werden. Da schießen denn die Aktienbrauereien wie Pilze aus der Erde und, alle machen gute Geschäfte. Wem verdanken hier die Aktionäre die hohe Dividende? Ich denke den alten Brauern, und hier vorab dem vom Staate betriebenen Hofbräuhause, die durch unabläßige Arbeit, durch immer neue Verbesserungen die Münchener Bierproduktion auf eine solche Höhe brachten, daß sie auf dem Weltmarkte alle anderen Fabrikate zu besiegen im Stande war. Sodann dem Scharfblick und dem rastlosen Eifer der Unternehmer, welche die Absatzwege aufspürten, welche die Märkte eroberten. Jene Dividenden sind die Brosamen, die vom Tische des Reichen fallen.

Der Ursprung der Aktiengesellschaften macht es begreiflich, daß sie so schwer zu folgen vermögen, wenn eine Produktionsveränderung eintreten muß, während der tüchtige Einzelunternehmer gerade hier die besten Geschäfte macht. Sie gleichen einem Wagen, der durch einen kräftigen Stoß in Bewegung gesetzt, immer auf der vorgeschriebenen Bahn verharren muß, während der einzelne Unternehmer seinen Karren gemächlich vorwärts schiebt, den Hindernissen ausweicht und, wenn es nötig wird, einen neuen Weg einschlägt. Gewöhnlich verlangsamt sich der Lauf des Wagens, um

im Bilde zu bleiben, immer mehr, wenn es nicht gelingt, ein paar tüchtige Pferde als Vorspann zu erhalten, und schließlich bleibt er stecken. Dann stemmen wohl die Aktionäre durch Leistung von Nachzahlungen ihre Schultern gegen den Wagen, aber sie kommen selten weit. Auf dem Felde der geistigen Arbeit gibt es eben keine Summierung der Kräfte.

Etwas anderes ist es, wenn der Staat den Kapitalisten durch Verleihung von Monopolen zu Hilfe kommt. Dann liegt die Quelle des Zinses in der vom Staat und seinen Organen unentgeltlich geleisteten geistigen Arbeit.

Hier ist der Ort, den wohl nicht häufigen Fall zu besprechen, wo der Zins weder in dem Bodenertrag noch in der geistigen Arbeit, sondern in der körperlichen Arbeit seinen Ursprung hat.

Man kann wohl für alle in einem einzelnen Geschäftszweige arbeitenden Unternehmer ein durchschnittliches Niveau der geistigen Kräfte annehmen. Der in diesem durchschnittlichen Niveau erzielte Gewinn wird die Höhe des Arbeitslohnes bestimmen. Wer sich über dasselbe erhebt, kann bei größerem Gewinn auch höhere Löhne zahlen, er kann den höheren Gewinn aber auch als Ertrag seiner geistigen Arbeit für sich behalten. Wer das Niveau nicht erreicht, kann bei dem gewöhnlichen Arbeitslohn nicht bestehen. Er kann nun den Versuch machen, durch Reduzierung des Lohnes einen Gewinn für sich herauszuschlagen. Gewöhnlich wird dieses Mittel nicht lange wirksam sein. Die besten Arbeiter werden den Unternehmer verlassen. Wer aber mit schlechten Arbeitern dasselbe zu leisten im Stande ist, wie andere mit tüchtigen, der muß über geistige Fähigkeiten verfügen, deren Besitz es unnötig macht, zu dem gehässigen Mittel der Hungerlöhne zu greifen. Am leichtesten kann dieser Fall bei Aktiengesellschaften eintreten. Hier ist der tüchtige Leiter bisweilen durch die Vorschriften der Aktionäre, die nicht persönlich hervortreten und sich darum nicht den Haß der Arbeiter zuziehen, gebunden. Ist er von hervorragender Tüchtigkeit, so kann er auch bei niedrigen Löhnen, und infolge dessen geringeren Leistungen, einen Gewinn erzielen.

Mit einigem Zagen gehe ich zu der Besprechung einer anderen Art von Kapitalzinsen über. Denn was ich hier zu sagen habe,

klingt so paradox, widerstreitet so sehr den herrschenden Ansichten und Systemen, daß ich fast befürchte, es möchte mir nicht gelingen, den Leser zu überzeugen, daß auch hier die Zinsen ihren Ursprung in der geistigen Arbeit haben.

Ich meine die Zinsen, die von den Staaten und Gemeinden für ihre Schulden entrichtet werden.

Aus welchen Mitteln werden die Zinsen der Staatsschulden bezahlt? Offenbar aus den Steuern. Und wer entrichtet die Steuern? Man wird hier ebenso leicht mit der Antwort bei der Hand sein wie bei der ersten Frage. Dem Anscheine nach, so wird man sprechen, sind alle Staatsbürger beteiligt, aber in Wirklichkeit ist das anders. Das Heer der Beamten, Offiziere und sonstigen Angestellten gibt dem Staat nur einen geringen Bruchteil von dem zurück, was der einzelne an Gehalt bezieht. Gerade so gut könnte man ihnen etwas weniger Gehalt geben. Was der Arbeiter an direkten und indirekten Steuern bezahlt, muß ihm in dem höheren Lohn ersetzt werden. Die eigentlichen Steuerzahler sind in Wahrheit die Angehörigen des mit Recht so genannten Nährstandes: die Bauern, die Handwerker, die Kaufleute, die Industriellen, die Rentner. Sie sind es, welche die Zinsen für die Staatsschulden aufbringen, ebenso wie sie das Heer unterhalten, wie sie den Gehalt der Beamten und Angestellten bestreiten.

Wir haben diese so plausibel scheinende Erklärung auf ihre Richtigkeit zu prüfen.

Von zwei Brüdern, die beide reich begabt und mit tüchtigen Charaktereigenschaften ausgestattet, auch im Besitz eines kleinen Vermögens sind, entschließt sich der eine, Jurisprudenz zu studieren, während der andere sich dem Kaufmannsberufe widmet. Nachdem der Jurist die Universität absolviert, die Referendarienzeit durchgemacht, ein gutes Staatsexamen bestanden hat und nun zur Anstellung gelangt, ist von dem Vermögen nichts mehr übrig geblieben. Mit einigen dreißig Jahren ist er im Stande, eine Familie zu gründen. Seine Frau hat kein Vermögen. Die Vorgesetzten werden auf seine hervorragenden Leistungen aufmerksam. Er steigt rascher empor als andere. Doch mit dem wachsenden Gehalt mehren sich

auch die Ausgaben. Seine Familie vergrößert sich. Nach und nach werden ihm zwei Söhne und zwei Töchter geboren. Die Knaben sind wenig begabt und die Töchter nicht besonders schön. Die Erziehung kostet viel Geld. So ist er nicht im Stande, nennenswerte Ersparnisse zu machen. Unterdes steigt er höher. Ja, er soll es sehr weit bringen, er soll schließlich Direktor im auswärtigen Amt werden mit einem Jahresgehalt von 20 000 Mark. Das ist allerdings sehr viel. Aber die gesellschaftlichen Anforderungen sind hier auch sehr hohe. So kommt es, daß unser Jurist, als er mit siebenzig Jahren stirbt, am Ende eines langen Lebens voll angestrengtester Arbeit kein Vermögen hinterläßt. Seine Söhne sind ebenfalls Beamte geworden. Aber sie sind noch in den unteren Stellen und haben bei ihren geringen Fähigkeiten kaum Aussicht, es weit zu bringen. Die Witwe bezieht noch einige Jahre eine Pension. Dann stirbt auch sie. Die Töchter sind unverheiratet geblieben. Sie besaßen nichts, was Freier anlocken konnte und der Vater verstand nicht die Kunst, strebsame Untergebene dauernd an sein Haus zu fesseln. Nun führen sie ein freudloses Dasein. Vielleicht müssen sie gar Stunden geben oder Handarbeiten verkaufen.

Wenn nun bei dem Tode des Beamten ein Minister vor das Parlament getreten wäre mit der Forderung, als Anerkennung der ausgezeichneten Leistungen den Erben für ewige Zeiten den Gehalt von 20 000 Mark fortzubezahlen, würde man ihn nicht ausgelacht haben?

Unterdes ist der andere der beiden Brüder in einer Seestadt als Lehrling in eine Großhandlung getreten. Dann ist er Kommis geworden. Auch hat er nicht versäumt, sich neben den praktischen tüchtige theoretische Kenntnisse anzueignen. Dann geht er auf Reisen ins Ausland. Aber nicht auf seine Kosten, sondern als Angestellter in die überseeischen Komptoirs und Faktoreien der großen Handelshäuser. Er hält Augen und Ohren offen. Er lernt die Bedürfnisse und den Geschmack der Völker kennen, mit denen sein Vaterland Handelsbeziehungen unterhält. Diese Kenntnisse und Erfahrungen weiß er trefflich zu verwerten als er nach seiner Rückkehr ein eigenes Geschäft gründet. Aus kleinen Anfängen erwächst dieses bald zu größerer Bedeutung. Schon hat er ein eigenes Schiff in See, dem bald ein zweites, ein drittes

folgt. Bald gilt er für einen reichen Handelsherrn und als er nach vierzigjähriger Arbeit die Augen für immer schließt, da hinterläßt er ein Vermögen von — nun, wie viel soll er haben? Ich denke, wenn wir ihm zwei Millionen Mark geben, so ist das keineswegs hoch gegriffen. Denn ein Kaufmann wird es sicherlich öfter zu einem so großen Vermögen bringen als ein Beamter zu einem Gehalt von 20 000 Mark. Auch der Kaufmann hat ein Mädchen ohne Vermögen geheiratet, auch er hinterläßt zwei Söhne und zwei Töchter, auch seine Söhne sind wenig begabt und seine Töchter nicht schön. Trotzdem hat es den letzteren nicht an Freiern gefehlt, sie haben die Wahl gehabt, wem sie Herz und Mitgift geben wollten. Vor seinem Tode hat der Vater die Geschäfte abgewickelt. Seine Söhne sind nicht fähig das Geschäft weiter zu führen und er weiß recht gut, daß das Geld sich nicht von selbst vermehrt. Dafür zu sorgen überläßt er lieber anderen, indem er gute vierprozentige Staatspapiere kauft. So erbt jedes der Kinder eine jährliche Rente von 20 000 Mark.

Hat nun der Beamte weniger gearbeitet als der Kaufmann? Oder erforderte seine Thätigkeit weniger Fähigkeiten und Kenntnisse? Schwerlich. Woher kommt es dann, daß die Arbeit des Kaufmanns so viel höher bezahlt wurde? Weil, so antworte ich, die Arbeit des Beamten unter ihrem Wert belohnt wurde, oder mit anderen Worten, weil der Beamte unentgeltlich für den Kaufmann mitgearbeitet hat. Dieser von den Beamten umsonst geleistete Überschuß an geistiger Arbeit, er ist auch die Quelle, aus welchem die Zinsen für die Staatsschulden fließen.

Um das, was wir hier an einem einzelnen Fall beobachteten, als allgemein giltig nachzuweisen, ist es nötig, von dem Gesamteinkommen auszugehen.

Das Volkseinkommen setzt sich zusammen aus den in einem Lande, sei es durch die frei wirkenden Kräfte der Natur, sei es durch geistige oder körperliche Arbeit erzeugten Gütern, vermehrt um den Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr. Die Masse dieser Güter bildet das Produkt der Gesamtarbeit eines Volkes. Eine ideale Verteilung dieses Gesamteinkommens würde fordern, daß ein jeder genau nach Maßgabe der von ihm geleisteten Arbeit

belohnt würde. Schon das Privateigentum am Grund und Boden macht eine vollkommen gerechte Verteilung unmöglich. Es mag dem Bauer oft schwer genug fallen, dem einen Sohne den ganzen Hof zu übergeben, während er die übrigen Kinder mit einer geringen Summe abfindet. Aber er weiß recht gut, daß die im Boden wirkenden Naturkräfte nur langsam zu steigern sind und daß sie keine fortwährende Teilung gestatten. Es tritt hier dem Interesse des Einzelnen das Interesse der Familie, des Staates gegenüber.

Leichter scheint eine gerechte Verteilung unter den Angehörigen der beiden übrigen Bevölkerungsstufen, des Mittel- und Arbeiterstandes. Wenn man hier nur der Natur keine Hindernisse in den Weg legt, wenn man die Konkurrenz frei walten läßt, so wird der geistig oder körperlich Starke schon den Schwächeren besiegen. Naturgemäß wendet sich der Hochbegabte einem Berufe zu, in welchem er für seine Fähigkeiten den weitesten Spielraum findet. Das ist aber der Schutz gegen äußere Feinde, die Wahrung von Recht und Gesetz im Innern, der Unterricht des Volks. So finden wir den Krieger-, den Richter-, den Priesterstand bei allen Völkern im höchsten Ansehen und oft entspricht diesem auch das Einkommen. Den persischen Satrapen, den Feldherren Alexanders des Großen, den Konsuln und Prätoren der römischen Republik, den napoleonischen Generalen wurden die Einkünfte ganzer Reiche und Provinzen zugewiesen. Die Anführer der Heeresabteilungen: die Herzöge, die richterlichen Beamten: die Grafen, die Träger der Wissenschaft: die Priester, wurden im Laufe des Mittelalters zu mächtigen Fürsten.

Erst wo sich ein Einzelner hoch über alle anderen erhebt, wo sich in einem starken Königtum der Inbegriff aller militärischen, aller richterlichen und priesterlichen Gewalt in Einer Person vereinigt, wird das Verhältnis ein anderes. Nun treten jene Berufsklassen aus der Konkurrenz, aus dem Mitbewerb um den Ertrag der Gesamtarbeit heraus. Die Staatsdiener werden nicht mehr blos mit Geld bezahlt, es tritt ein anderer Lohn hinzu: die Standesehre. Denn ist es etwa der Lieutenantsgehalt, welcher den künftigen Majoratsherrn verlockt, die besten Jahre seines Lebens im angestrengtesten Dienst zu verbringen? Oder wenn ein Kriegs-

gerücht dem jungen Lieutenant das Blut in die Wangen treibt, seine Augen blitzen macht, bewirkt das die Aussicht, einige Jahre eher Premierlieutenant zu werden und dadurch eine monatliche Zulage von 21 Mark zu erlangen? Ist es nicht in beiden Fällen die Hoffnung, vom König ausgezeichnet zu werden, ihm zu zeigen: Sieh! es war kein Unwürdiger, dem du gestattet hast, deinen Rock zu tragen, den du gewürdigt hast, dein Kamerad zu werden?

In den anderen Beamtenkategorien tritt das Mißverhältnis zwischen Arbeit und Lohn nicht so grell hervor. Daß es aber überall besteht, kann bei unbefangener Betrachtung nicht geleugnet werden. Oder drückt wirklich der Gehalt, den die Männer der Wissenschaft: die Mathematiker, die Physiker, die Chemiker beziehen, den vollen Anteil aus, welchen sie mittelbar oder unmittelbar an den Erfindungen und Verbesserungen haben, durch die auf industriellem Gebiet so große Gewinne erzielt werden? Ist der Gehalt der Leiter der auswärtigen Politik und der Gesandten, der Konsuln und der Marineoffiziere alles, was ihnen für ihre Arbeit aus den ungeheuren Summen zukommt, welche durch den auswärtigen Handel in das Land strömen?

Es ließen sich noch Beispiele genug anführen, um den Satz zu erhärten, daß das hohe Einkommen, welches durch Handel und Industrie gewonnen wird, zum guten Teil zurückzuführen ist auf die vom Staat und seinen Organen geleistete, unter ihrem Wert bezahlte, geistige Arbeit. Dieser Überschuß an Arbeit ist zugleich die Quelle, aus welcher die Zinsen der Staatsschuld fließen. Denn wenn jede Leistung nach ihrem vollen Werte bezahlt würde, so könnte nichts für Leute übrig bleiben, die nicht arbeiten. Es ist also nicht der sogenannte Nährstand, welcher den Beamtenstand erhält, — eher könnte man das Gegenteil behaupten. Während die Glieder des Offizierskorps aus ihrem Privateinkommen Millionen opfern, um dem Vaterlande würdig dienen zu können, erhält der Gewerbstand in den Zinsen der Staatsschuld zu dem großen Einkommen noch einen Zuschuß von vielen Millionen.

Hier mögen diese kurzen Andeutungen genügen. Wir werden später, bei der Besprechung der politischen Bedeutung der Staatsschulden, auf diesen Gegenstand zurückzukommen haben.

Mit wenig Worten haben wir noch einer Art des Einkommens zu gedenken, die wir vorhin einstweilen beiseite gelassen haben.

Wie schon gesagt wurde, setzen Ricardo und alle späteren Nationalökonomen die fruchttragenden Grundstücke den sterilen Bauplätzen völlig gleich, indem sie die Hervorbringung einer Rente als die Eigenschaft des Bodens an sich betrachten.

Indem wir als Ursprung des Bodenertrags die vitalen Kräfte der Natur erkannten, mußten wir allen Grund und Boden, auf dem diese nicht wirksam sind, ausscheiden.

Diese Art der sogenannten Grundrente hat nicht ihre Quelle in einer mysteriösen Kraft des Bodens, sondern, ebenso wie der Kapitalzins, in der geistigen Arbeit. Mit dem Zins teilt sie auch die Eigenschaft, daß hier ebenfalls der Ertrag der Arbeit nicht immer dem zu gute kommt, der sie geleistet hat. Das ist aber auch bei den anderen Einkommenszweigen nichts ungewöhnliches. Nur die Tugend der Enthaltsamkeit findet immer ihren gerechten Lohn, aber auch diese nur in dem Gehirn des Engländers Senior und seiner Nachbeter.

Zunächst ein Beispiel. Nach dem Kriege von 1866 und mehr noch nach dem französischem Kriege wuchs die Stadt Berlin außerordentlich, sowohl an Bedeutung wie an Umfang. Eine Folge davon war, daß die Grundstücke in und um Berlin rasch im Preise stiegen. Hat sich nun wohl einer der über Nacht reich gewordenen Hauseigentümer klar gemacht, daß er diesen großen Gewinn einzig und allein der geistigen Arbeit des Königs und seiner Räte und Feldherren zu verdanken hatte?

Ähnlich ist das Wachstum Münchens und damit das Steigen der Häuserpreise zum Teil wenigstens zurückzuführen auf die geistige Arbeit König Ludwigs I., der München zur ersten Kunststadt Deutschlands emporhob.

In der Regel ist es jedoch nicht die geistige Arbeit eines Einzelnen, sondern vieler, ja mehrerer Generationen, welche die Preissteigerung der Grundstücke bewirkt. In gewissem Grade gilt das von der Arbeit des Mittelstandes, des Städters überhaupt im Gegensatz zu der von der Bevölkerung des platten Landes geleisteten; in höherem Grade, wo durch die geistigen Fähigkeiten

und den Unternehmungsgeist der Einwohner eine Stadt zu einem Mittelpunkte für Handel und Gewerbe erwächst. Hier muß sich der Zugewanderte durch den hohen Preis, den er für ein Haus, für einen Laden bezahlt, gleichsam einen Anteil erkaufen an den Vorteilen, welche die geistige Arbeit anderer geschaffen hat.

Auch die Preissteigerung, welche die Landgüter im Umkreise wachsender Städte erfahren, indem durch die Ermöglichung eines intensiveren Anbaues das Einkommen aus dem Bodenertrag erhöht wird, ist auf die geistige Arbeit des Mittelstandes zurückzuführen.

Daß aber die Rente, welche der Eigentümer bebauter Grundstücke bezieht, nicht eine Eigenschaft des Bodens selbst ist, das erkennt man an dem raschen Sinken der Preise, wenn die geistige Kraft der Einwohner einer Stadt erlahmt, wenn der Unternehmungsgeist nachläßt. Zur Zeit der Blüte Venedigs mußte der Käufer eines Bauplatzes den Boden mit Gold belegen, heute kann man dort um ein paar tausend Lire einen Palast kaufen.

Zweites Buch.

Die Entstehung der drei Bevölkerungsstufen.

Erstes Kapitel.

Die Entstehung der ersten Bevölkerungsstufe.

Im Kampf mit der Natur ist der einzelne, ganz auf sich angewiesene Mensch beinahe ohnmächtig; er wird fast immer nach kurzer Zeit unterliegen. Wenn heute in den weiten Wäldern des Westens von Nordamerika ein Jäger jahrelang ein einsames Leben führt, so ist er doch thatsächlich nicht allein. An die zivilisierte Gesellschaft knüpfen ihn Bande, von deren Festigkeit seine Existenz abhängt. Dort hat er die Genossen zurückgelassen, die ihm das Blei aus der Erde holen, die in mannigfachem Arbeitsprozeß ihm das Pulver bereiten. In seinem sicher treffenden Hinterlader hat sich die geistige Arbeit von Generationen verkörpert. Dazu kommen die mancherlei anderen Werkzeuge und Gerätschaften, sowie die Kenntnisse, die er sich vorher angeeignet hat.

Auf niederer Kulturstufe vermögen die Menschen nur mit vereinten Kräften sich der Feinde zu erwehren, sich allmählich zu Herren der Natur zu machen. Diese Vereinigungen, wie wir sie bei allen Völkern auf den unteren Stufen der Kultur finden, sind zugleich Erwerbsgenossenschaften und staatliche Verbände. Ein Jägervolk besteht aus lauter Horden, die kleine Staaten für sich bilden. In ihnen liegt die Summe der militärischen, der richterlichen und oft auch der priesterlichen Gewalt. Nur schwer schließen sie sich zusammen, um unter einem gemeinsamen Anführer einen Feind zu bekämpfen. Sobald der Zweck erreicht ist, löst sich das kaum geschlungene Band wieder. Erst wenn es mit der steigenden Kultur möglich und nützlich wird, die Funktionen zu teilen, verlegt sich der Schwerpunkt in immer größere politische

Vereine. So wandert er in Deutschland aus der Markgenossenschaft durch den Gau und das Herzogtum, bis im Reich alle stammverwandten Völkerschaften zu einem einzigen Staat und zu einer allgemeinen Wirtschaftsgenossenschaft zusammengeschlossen werden.

Auf den unteren Kulturstufen ist die Größe der Genossenschaften abhängig von der Menge und Stärke der lebendigen Kräfte der Natur, welche auf einer gegebenen Fläche wirksam sind. Denken wir uns ein Jägervolk in einzelnen Horden über ein Land verstreut, so wird das Gebiet einer jeden Horde kaum mehr als eine Tagereise im Durchmesser haben können. Bei einer größeren Fläche würde die Ausnützung der entfernteren Jagdgründe und noch mehr die Behauptung derselben gegen angrenzende Horden sehr erschwert sein. Man würde sich in einem solchen Fall wohl lieber zu einer Teilung in zwei Horden entschließen. Die Kopfzahl einer solchen Horde ist abhängig von den lebendigen Kräften der Natur, die auf dem von ihr eingenommenen Gebiet wirksam sind, das heißt also: von dem jährlichen Zuwachs an Tieren und eßbaren Früchten. Dadurch ist die Grenze für die mögliche Vermehrung genau bestimmt. Wird diese überschritten, so zieht das eine Verminderung der Unterhaltsmittel nach sich und in deren Gefolge Hunger und Krankheit, oder, wenn der Versuch gemacht wird, das Gebiet zu erweitern, Krieg mit den Nachbarn. So wird die Volkszahl stets um eine gewisse Höhe herumschwanken. Dieser Zustand kann, wenn das Volk auf derselben Kulturstufe verharrt, Jahrhunderte und Jahrtausende dauern. Es ist stets ein Überfluß an Menschen vorhanden, was leicht zu kriegerischen Unternehmungen führt. Die Lücken werden rasch durch den Nachwuchs ausgefüllt. Eine Einwirkung auf die vitalen Kräfte der Natur, eine Leitung derselben, findet so gut wie gar nicht statt. Sie besteht nur in der Ausrottung der Konkurrenten, der Raubtiere.

Die Masse der Nahrungsmittel, der Hauptsache nach also des jährlichen Zuwachses an Jagdtieren, ist abhängig von der Menge des für diese vorhandenen Futters, das heißt von der Menge des zu jeder, auch der knappsten Zeit vorhandenen Futters, nicht von der Gesamtmasse, die in einem Jahre wächst. Der Unterschied zwischen den Jahreszeiten ist aber ein sehr großer,

zumal in der gemäßigten Zone. Da hier der im Winter vorhandene Futtervorrat die Menge der Tiere bestimmt, so herrscht im Sommer ein gewaltiger Überfluß, der wohl für die zehnfache Anzahl ausreichte.

Es ist nun ein großer Fortschritt, wenn der Mensch dazu gelangt, zwischen Mangel und Überfluß auszugleichen, oder, mit anderen Worten, die ganze Masse des im Jahre wachsenden Futters zu verwerten.

Das geschieht durch den Übergang zur Viehzucht. Indem man jetzt einen Teil des im Sommer reichlich vorhandenen Futters für den Winter aufhebt, findet auf derselben Fläche eine viel größere Anzahl von Tieren ihre Nahrung. Die Folge ist ein Überfluß an Unterhaltsmitteln für die Menschen. Solche Übergänge zu einer intensiveren Wirtschaft sind immer die goldenen Zeiten für die Landwirtschaft. Sie dauern aber nur so lange, bis die jetzt erfolgende stärkere Vermehrung der Menschen wieder an der Grenze der Unterhaltsmittel angekommen ist. Dann ist der Zustand, mag sich auch die Menschenzahl verdreifacht haben, wieder ein ähnlicher wie vorher.

Der Übergang zur Viehwirtschaft pflegt, einmal begonnen, rasch und vollständig vor sich zu gehen. Sie erfordert wenig mehr an Arbeit: die Tiere sorgen selbst für ihre Vermehrung. Auch die Besitzverhältnisse brauchen sich nicht zu ändern. Die entferntesten Gründe, die der Jäger noch ausnutzen konnte, vermag auch der Hirte mit seiner Heerde zu erreichen. Dagegen wird die Ansiedelung vielleicht den Ort wechseln. Für den Jäger war eine Lichtung im Walde der bequemste Wohnplatz. Der Viehzüchter wird die Nähe von Wasser und Wiesen aufsuchen. Denn die letzteren sind jetzt der wertvollste Besitz. Von ihrem Umfange und ihrer Beschaffenheit ist die Menge des Winterfutters abhängig und damit die Größe der Heerde überhaupt. Es ist wohl nicht Zufall, daß wir so oft in unseren Dörfern oder in unmittelbarer Nähe derselben die größten und besten Wiesen der Feldmark finden. Vielleicht kann man daraus auf das hohe Alter der Dörfer schließen: nämlich, daß sie schon zu einer Zeit angelegt wurden, als noch die Wiesen und nicht das Ackerland die Hauptarbeit erforderten.

Viel langsamer erfolgt der Übergang von der Viehwirtschaft zum eigentlichen Ackerbau. Anfänge desselben wird man allerdings schon bei den meisten Hirtenvölkern finden. Bis er aber gegenüber der Viehwirtschaft zu größerer Bedeutung gelangt, vergeht oft eine lange Zeit und zwischen den verschiedenen Kulturstufen liegen nicht selten Zwischenräume von vielen Jahrhunderten.

Abgesehen von solchen Zeiten, in welchen ein Übergang zu intensiverer Kultur stattfindet, wird die Zahl eines solchen Volkes, mag es sich nun durch Ackerbau, Viehzucht oder durch die Jagd ernähren, notwendig stabil bleiben. Da aber die Bevölkerung die Tendenz hat, ihre Zahl von Generation zu Generation zu verdoppeln, so wird durch die gleichbleibende Masse der Unterhaltsmittel ein bedeutender Teil jeder Generation gezwungen sein, auf die Fortpflanzung zu verzichten oder sich anderswo die nötigen Subsistenzmittel zu suchen. So ist ein solches Volk mit nur Einer Bevölkerungsstufe im Stande, fortwährend große Auswandererscharen zu entsenden, ohne daß dadurch die Volkskraft im geringsten geschwächt würde. Denn das Einkommen wird hier nicht hervorgebracht durch die menschliche Arbeit, sondern durch die vitalen Kräfte der Natur. Die ungeheure, kaum zu erschöpfende Kraft solcher Völker offenbart sich am meisten, wenn sie mit alternden Kulturstaaten zusammenstoßen.

Von einem Staat kann man bei solchen Völkern eigentlich noch nicht reden. Denn in dem Worte Staat, aus status, Zustand, gebildet, liegt der Begriff des Dauernden.

Sehr oft tritt dieser Zustand des in sich abgeschlossenen Staates erst ein, wenn sich aus den überschüssigen Kräften der ersten Bevölkerungsstufe, des Bauernstandes, die zweite, der städtische Mittelstand, bildet. So war es bei den Griechen und Römern.

Daß dieser Übergang aber nicht eine notwendige Voraussetzung ist, daß sich auch auf nur Einer Bevölkerungsstufe mächtige und wohlgegliederte Staaten aufbauen können, dafür zeugen die gewaltigen Despotien, wie sie in Asien bestanden und teilweise noch bestehen, dafür zeugt das tausendjährige Mittelalter des deutschen Volkes.

Die ersteren, die orientalischen Militärdespotien, bilden wohl die einfachste Form eines eigentlichen Staates. Die Grundlage

des Ganzen ist hier der Bauernstand, welcher in Dörfern über das ganze Land verteilt lebt. Die Bauern sind aber nur Besitzer. Für die Benützung des Bodens liefern sie an den eigentlichen Grundeigentümer, den Herrscher, eine Quote von dem jährlichen Ertrag ab. Mit diesen Produkten des Landes, die von allen Seiten an den Hof strömen, eilt zugleich die überschüssige Menschenmenge herbei, um in der Residenz den Unterhalt zu gewinnen. Der eine arbeitet sich zum mächtigen Günstling empor, der wird Handwerker, jener Künstler. Viele finden als Diener der Mächtigen ihr Brod, die große Masse aber nimmt das Heer auf. Der große Überfluß an Frauen, der dadurch entsteht, führt bei den reicheren leicht zur Vielweiberei.

Es gibt hier keinen selbständigen Mittelstand, keinen durch Grundbesitz unabhängigen Adel. Alles ist von der Gunst des Herrschers abhängig. Auf seinen Wink entstehen jene Riesenbauten, zu denen noch heute das Auge des Reisenden staunend emporblickt. Gefällt es dem Fürsten, seine Residenz zu verlegen, so verschwindet die alte Stadt und eine neue wächst rasch aus der Erde hervor.

Ist der Herrscher untüchtig oder verweichlicht er in den Gemächern des Harems, dann stürzt ihn wohl eine Palastrevolution und ein Günstling setzt sich statt seiner auf den Thron. Oder ein kräftiger Nachbar erobert das Reich. Das ändert aber an dem Staatswesen nichts. Nur die Dynastie hat gewechselt. Nach wie vor sendet der Bauer seinen Tribut, strömt die überschüssige Menschenmenge herbei, um dem neuen Herrscher so gut wie dem alten zu dienen.

Es liegt eine große Kraft in einem solchen Staatswesen, das auf dem sichersten Einkommen, dem Bodenertrag, fundiert ist. Auch die Dauer ist unbegrenzt, so lange die Hauptstadt nicht blos die Ertragsquote der Landeserzeugnisse verzehrt, sondern auch die überschüssige Menschenproduktion verbraucht.

Das ändert sich, wenn ein solcher Staat mit einem abendländischen Industriestaat in Berührung kommt. Ja, man kann mit Sicherheit seinen baldigen Untergang voraussagen, wenn es dem Herrscher nicht gelingt, sich den europäischen Kultur- und Geldbringer fern zu halten.

Nachdem die Verbindung hergestellt ist, erfolgt zunächst ein scheinbarer Aufschwung. Der europäische Staat vermag die meisten Industrieerzeugnisse wohlfeiler zu liefern, als sie der einheimische Handwerker herzustellen im Stande ist. Die besitzende Klasse kann also mehr Waren kaufen als früher, oder Ersparnisse zurücklegen. Aber eine große Anzahl von Handwerkern wird brodlos. Bald gewöhnen sich der Fürst und die Großen an den europäischen Luxus. Sie prunken nicht mehr, wie früher, mit einer zahlreichen Dienerschaft, sondern mit Häusern, die nach europäischem Muster eingerichtet sind. Die Hauptstadt wird menschenleer. Sie ist nicht mehr im Stande, den natürlichen Zuwachs der ländlichen Bevölkerung zu verbrauchen. Dieser fällt nun auch dem platten Lande zur Last. Die Abgaben fließen infolgedessen spärlicher. Früher hatte man sich in solchen Fällen in der Hauptstadt einschränken müssen. Jetzt ist das nicht nötig. Der freundliche Europäer gibt willig Geld her. Natürlich zu angemessenem Zins und unter Verpfändung gewisser Einkünfte. Bald kommen neue Geldkalamitäten. Man dringt auf Einschränkung der Ausgaben. Wozu ein zahlreiches Heer unterhalten, wenn der mächtige Freund seine schützende Hand über das Land hält? Die Armee wird auf eine Leibgarde reduziert.

Jetzt hat das Staatswesen seine Basis völlig verloren. Das Blut stockt gleichsam in den Adern, denn das Herz ist krank geworden. Die Abgaben dienen nicht mehr dazu, um die überschüssige Bevölkerung des eigenen, sondern um die des fremden Staates zu unterhalten. Es entsteht ein ländliches Proletariat. Räuberbanden machen das Land unsicher und bald herrscht völlige Anarchie.

Da erscheint es schließlich beinahe als eine Wohlthat, wenn der europäische Staat das Land völlig annektiert, es seinem Körper einverleibt, wo es dann besondere, später zu besprechende Funktionen auszuüben hat.

Wir gehen über zur Betrachtung eines anderen Staatswesens mit nur Einer Bevölkerungsstufe, des christlich-germanischen Bauernstaates, wie er sich am reinsten auf dem von der römischen Kultur wenig berührten Boden Deutschlands entwickelt hat.

Die Grundlage des deutschen Bauernstaates ist die Mark. Diese besteht wieder aus dem Dorf, dem Herrenhof und der gemeinen Mark. Die Ansiedelung der Deutschen geschah fast ausnahmslos in geschlossenen Dörfern. Jedoch nicht so, daß ein Haus an das andere anstieß, sondern jedes Gehöft ist von einem größeren eingezäunten Stück Landes umgeben, der Hauskoppel, dem Toft. Innerhalb des Zauns kann jeder schalten und walten wie er will. In älterer Zeit diente wohl nur die Hauskoppel zum Anbau von Feldfrüchten. Was außerhalb des Dorfzauns, der aus den Zäunen der an einander stoßenden Hauskoppeln gebildet wird, liegt, ist die gemeine Mark. Hier gibt es keinen Privatbesitz. Besitzer ist die Gesamtheit der Hofbesitzer, der Hufner. Der Einzelne hat nur ideale Nutzungsrechte. Die Mark besteht aus Wiesen, Weiden und Wäldern. Die Wiesen dienen zur Heugewinnung. Sie werden eingezäunt und in manchen Gegenden schon früh unter die Hufner verteilt, wodurch sie rechtlich den Hauskoppeln gleichgestellt werden. Die Weiden bieten den großen, von gemeinsamen Hirten bewachten Viehherden im Sommer und meist auch im Winter Nahrung. Dem gleichen Zweck dienen die Wälder. Man darf diesen Wald nicht mit unserem heutigen Hochwald vergleichen, in welchem die Stämme, durch den dichten Stand gezwungen, nur in die Höhe streben, um für die winzige Krone Licht und Luft zu gewinnen. Er gleicht mehr einem Niederwald. Das Holz hat keinen Tauschwert und für den eigenen Gebrauch ist reichlich vorhanden. Zahlreiche Lücken und Lichtungen gestatten der Sonne Zutritt zum Boden und ermöglichen einen reichlichen Graswuchs. Dadurch erhalten zugleich die einzeln stehenden Fruchtbäume, die Eichen und Buchen, Raum, um ihre Kronen voll zu entfalten. So dient der Wald zur Heugewinnung, zur Weide für das Großvieh im trockenen Hochsommer wie im schneereichen Winter, namentlich aber zur Mast des wichtigsten Haustieres, der Schweine.

Innerhalb der Markgrenzen liegt sodann der Herrenhof. In patriarchalischer Zeit scharen sich hier die Dorfleute als Herdgenossen um ihren Führer. Später wird die Kluft eine größere. Der Herr erhält einen höheren Stand. Er ist im Kriege der Führer der Dorfleute, übt im Frieden die niedere Gerichtsbarkeit

und hat in den Dorfversammlungen den Vorsitz. Der Herrenhof ist, ähnlich wie die Gehöfte der Hufner, von einem eingezäunten Stück Landes umgeben. Nur ist es bedeutend größer und wird nicht vom Herrenhof aus bestellt. Es ist ähnlich wie die Dorfmark in kleine Gehöfte eingeteilt, die der Herr an Zinsbauern vergibt. Diese sind minderen Standes als die Hufner, sie sind Hörige und zahlen als solche dem Herrn ein Leibgeld. Im Dorf haben sie keine Rechte und an der gemeinen Mark keinen Anteil. Meist sind es kunstfertige Leute, Schmiede, Wagner und andere Handwerker, die nicht blos dem Herrn dienen, sondern gegen Entgelt auch den Dorfgenossen.

Den Unterhalt für sich und sein Hausgesinde bestreitet der Herr aus den Abgaben der Hörigen, den Gerichtsgefällen, freiwilligen Geschenken der Dorfleute und namentlich aus seinem Anteil an der Nutzung der gemeinen Mark, welcher größer ist als der des einzelnen Hufners.

Zu Cäsars Zeit ist der Ackerbau gegenüber der Viehwirtschaft jedenfalls noch ganz unbedeutend. Die Thätigkeit des Bauern ist noch beinahe eine rein okkupatorische. Der Ertrag ist darum in hohem Grade abhängig von der natürlichen Beschaffenheit des Gebiets. Da aber die wichtigsten Bestandteile des Besitzes, Wasser, Wiesen und Laubwälder über ein Land ungleich verteilt zu sein pflegen, so erklärt es sich, daß zum Ausgleich innerhalb des Gaues ein jährlicher Wechsel der einzelnen Marken stattfand.

Zu Tacitus Zeit ist das nicht mehr der Fall. Die Germanen sind vollkommen seßhaft geworden. Der Körnerbau hat sich ausgedehnt: man ist zur sogenannten wilden Feldgraswirtschaft fortgeschritten. Von der gemeinen Mark wird ein geeignetes Stück Land eingezäunt und in zwei Hälften, Schläge, geteilt, von welchen die eine zum Anbau von Winter-, die andere von Sommergetreide bestimmt ist. Diese Schläge teilt man dann wieder nach der Güte des Landes in eine mehr oder minder große Anzahl möglichst regelmäßig geformter Stücke von gleichmäßiger Bodenbeschaffenheit: Gewanne, Cämpe, Zelge. Endlich werden diese Gewanne mittelst der Meßrute in so viele schmale Ackerstreifen zerlegt, als Hufen im Dorfe vorhanden sind. Das Ackerland des Einzelnen ist also

in lauter kleinen Stücken über das ganze Feld zerstreut. Man erreicht so auf die einfachste Weise, daß die einzelnen Lose nicht blos von derselben Größe, sondern auch von gleicher Güte sind.

Ursprünglich wurden wohl die Arbeiten gemeinsam vorgenommen und der Ertrag erst nach der Ernte verteilt. Doch bald bestellt jeder sein Land selbst. Nur macht die Gemenglage nötig, daß es von allen zu gleicher Zeit geschieht: das Land bleibt dem Flurzwang unterworfen.

So weit stimme ich vollständig mit den schönen Ausführungen Hanssens*) überein. Doch kann ich ihm nicht beipflichten, wenn er annimmt, daß man bei der wilden Feldgraswirtschaft das Ackerland jedes Jahr gewechselt habe und daß dasselbe so durch die ganze Mark, bis in die entlegensten Winkel hinein gewandert sei. Abgesehen von den vielen wirtschaftlichen Gründen, die dagegen sprechen, auf die einzugehen jedoch hier nicht der Ort ist, sehe ich auch keinen zwingenden Grund, die Stelle des Tacitus, auf welche man sich beruft, so auszulegen. Tacitus sagt: arva per annos mutant. Per annos heißt aber doch eigentlich nicht jährlich, sondern im Laufe der Jahre, periodisch. Man wechselte das Ackerland eben, wenn der Boden keine genügende Ernte mehr hergab: in früherer Zeit jedenfalls seltener als später, wo man mehr Gewicht auf den Ackerbau zu legen begann.

So brauchte man auch nicht zu weit vom Dorfe sich zu entfernen. Ja es konnte aus diesem System auf natürliche Weise sich die spätere Dreifelderwirtschaft entwickeln. Denkt man sich, daß bei geeigneter Lage die Ackerflur im Kreise um das Dorf wandert, und nimmt man ferner an, daß in späterer Zeit jedes Jahr für die Hälfte, also für einen Schlag, neues Land umgebrochen wurde, so mußte, als später die Schläge größer wurden, am Ende der Kreis sich soweit schließen, daß man im Herbst das Stück Land in Anbau nehmen mußte, welches noch im Jahr vorher

*) Georg Hanssen: Agrarhistorische Abhandlungen, 2 Bände, 1880/84. Hierher gehören namentlich die Abhandlungen: „Wechsel der Wohnsitze und Feldmarken in germanischer Urzeit" und „Zur Geschichte der Feldsysteme in Deutschland", beide im ersten Band.

Sommerfrucht getragen hatte, also das Brachland der Dreifelderwirtschaft.

Indem man so aus der gemeinen Mark ein Stück herausnahm, um es mit Getreide zu bestellen, wurde das Weideland verringert. Der Hufner hatte dabei keinen Nachteil: für den Verlust an Weide wurde er reichlich durch den Ertrag an Feldfrüchten entschädigt. Nicht so der Herr. Es erscheint deshalb wahrscheinlich, daß dieser in der Regel seine Zustimmung zur Verkleinerung der gemeinen Mark davon abhängig machte, daß man ihm von dem Ertrag des Ackerlandes eine bestimmte Abgabe zusicherte.

Für eine solche Mark als geschlossenes Wirtschaftsgebiet ist der lateinische Ausdruck villa, und das Herrenland heißt von dem Hof oder Saal terra salica.

Aber weder der Herr noch der Hufner besitzt an dem Grund und Boden das Eigentumsrecht. Dieses gehört der Gesamtheit des Volkes: in monarchischen Staaten dem Fürsten, in dem späteren deutschen Reich dem König.

Mit dem Eigentum an allem Grund und Boden ist die hohe Gerichtsbarkeit verbunden. Diese übt der Fürst entweder in eigener Person oder durch einen Vertreter: den Grafen. Die Gerichtsgefälle fließen in die Kasse des Königs. Der Graf ist Vorstand eines Gaues, der eine größere Anzahl von Marken umfaßt, nicht aber wie diese zugleich ein wirtschaftlicher, sondern lediglich ein administrativer Verband ist. Zur Bestreitung seines Unterhalts ist dem Grafen zugleich in einer oder mehreren Marken seines Gaues das Herrenrecht verliehen. In der Mark, in welcher er seinen Wohnsitz hat, übt der Graf die Herrenrechte in eigener Person, in den übrigen bestellt er Verwalter: Maier, Probst. Der Maier übt die niedere Gerichtsbarkeit im Namen des Grafen, unterhält aus den Einkünften sein Hauswesen und führt den Rest an den Grafen ab.

Ähnlich wie der Graf besitzt der König in den verschiedenen Gauen eine größere Anzahl Marken oder Villen, die er auf die gleiche Weise verwalten läßt.

Sogenannte Bauhöfe: Gutswirtschaften, welche von den Herren,

Grafen und Fürsten selbst betrieben werden, kommen erst ganz spät auf. Nur der Bauer baut im eigentlichen Mittelalter.

So gibt es dreierlei Recht am Grund und Boden: das Eigentum, das Herrenrecht und den Besitz.

Alles Land muß einen Herrn haben. Stirbt das Herrengeschlecht in der männlichen Nachkommenschaft aus, oder verwirkt es sein Recht durch Untreue, Fehde oder andere Ursachen, so heißt das Land herrenlos, und der König hat darüber zu verfügen.

Man sieht, das Ganze ist politisch und wirtschaftlich wohl gegliedert. Und doch kann man hier in dem oben angedeuteten Sinne nicht eigentlich von einem Staat sprechen. Es kommt in Deutschland weder zu einem erblichen Herrscherhaus noch zu einer festen Residenz. So fehlt der Mittelpunkt, in welchem die überschüssige Bevölkerung sich sammeln, zum Wohl des Ganzen verbraucht werden könnte.

Da aber die seßhafte Bevölkerung eines Bauernlandes notwendig stabil bleiben muß, solange nicht Änderungen in der Bewirtschaftung des Bodens eintreten, so konnte Deutschland in der ersten Periode seiner Geschichte fortwährend gewaltige Scharen seiner überschüssigen Menschenproduktion über die Grenze schicken, ohne selbst eine Schwächung zu verspüren. Als jedoch die römischen Provinzen von Deutschen in Besitz genommen waren, als es außerhalb der Grenzen kein Land mehr zu erobern gab, da tauchte in der deutschen Geschichte zum erstenmal die soziale Frage auf. Denn die soziale Frage ist eine Bevölkerungsfrage, sie lautet: wie ist die überschüssige Menschenproduktion zum Wohle des Ganzen zu verwerten? Ob dieser Überschuß an Menschen aus der ersten, aus der zweiten oder aus der dritten Bevölkerungsstufe hervorgeht, das ändert an dem Wesen der Frage nichts, sondern nur an der Form, in welcher sie auftritt. Die erste Form zeigt sie während der Stürme der Völkerwanderung, die zweite in der gewaltigen Katastrophe des Reformationszeitalters, in der dritten beschäftigt sie gegenwärtig die Staatsmänner nicht blos Deutschlands, sondern aller großen Kulturstaaten.

Man hat nun wohl gesagt, was die Germanen seßhaft gemacht, das sei die christliche Lehre gewesen, welche mit ihrer Forderung

der Nächsten-, ja der Feindesliebe, die Gemüter der alten Deutschen so erweicht habe, daß sie in der Folge davon abließen, erobernd die Grenze zu überschreiten. Ich muß gestehen, daß ich in der Geschichte des Mittelalters wenig Spuren von dieser christlichen Liebe finde, man müßte denn die greuelvollen, von der Kirche selbst gepredigten Kreuzzüge, die nie ruhenden Fehden, die entsetzlichen Ketzer- und Hexenverfolgungen oder das grausame Gerichtsverfahren als Ausflüsse derselben ansehen.

Und doch ist es richtig, daß die christliche Kirche einen wesentlichen, vielleicht den wesentlichsten Anteil daran gehabt hat, die germanischen Völkerschaften zur Ruhe zu bringen: nicht aber durch ihre Lehre, sondern durch ihre eigenartigen Institutionen.

Es liegt in der geschilderten wirtschaftlichen Verfassung der Germanen begründet, daß die christliche Lehre hier nur durch die Gunst der Fürsten Eingang finden konnte. Nur sie waren im stande, durch Verleihung herrenloser Marken den Geistlichen die nötigen Subsistenzmittel zu gewähren. Wir wissen, was das heißt. Dem Kloster, und nur in dieser Form erfolgte in der älteren Zeit die Ansiedelung, wird in einer oder mehreren Marken das Herrenrecht verliehen. Es erhält dadurch dieselben Rechte wie die weltlichen Herren und ursprünglich gewiß auch dieselben Einkünfte: also die Gefälle aus der niederen Gerichtsbarkeit, Abgaben und Leibgeld der auf der terra salica angesiedelten Hörigen, feste Naturalabgaben von dem Ackerland der freien Bauern und endlich Nutzungsrechte an der gemeinen Weide und dem Markwald.

Hier tritt nun aber bald eine Änderung ein. Die Kirche hat es ja von jeher geliebt, sich von der weltlichen Macht möglichst zu emanzipieren, ihre Ansprüche auf ein höheres Recht zu begründen. Unter Anlehnung an die in manchen Gegenden noch aus der Römerzeit, wenn auch längst nicht mehr in der alten Bedeutung, übliche Abgabe der decima fordert die Kirche bald auf Grund der bekannten Bibelstellen den ihr von Gott selbst verliehenen zehnten Teil von dem gesamten Bodenertrag.

Diese Neuerung mußte bald eine Umwandlung in der Bewirtschaftung des Bodens herbeiführen. Wenn diese Abgabe auch nicht blos vom Ackerland, sondern als Blutzehent auch von der

Nutzung der Weide gefordert wurde, so stellte der letztere doch bei weitem nicht den zehnten Teil des vollen Ertrags dar. Wird zum Beispiel das zehnte Kalb einer Viehherde in einem bestimmten Alter abgegeben, so bleibt alles, was die übrigen neun Kälber bis sie ausgewachsen sind, also während mehrerer Jahre, an Wert gewinnen, außer Rechnung. Sodann ist in dem Blutzehent so gut wie gar keine menschliche Arbeit enthalten, in dem Getreidezehent dagegen liefert der Bauer den zehnten Teil seiner gesamten Arbeit ohne Entgelt mit ab. Auch ist der letztere viel leichter zu kontrollieren. Es mußte daher den geistlichen Herren daran gelegen sein, den Ackerbau auf Kosten der Viehwirtschaft möglichst auszudehnen.

Dazu kommt, daß in den stark besetzten Klöstern wegen der ganz verschiedenen Lebensweise der Bedarf an Getreide viel größer war als bei den weltlichen Herren. Erwägt man endlich, daß die sämtlichen Missionäre, mochten sie nun über die Alpen oder über den Rhein oder über die Nordsee kommen, immer aus Ländern stammten, in welchen die römische Dreifelderwirtschaft seit langem heimisch war, so erscheint es sehr wahrscheinlich, daß unter dem Einfluß der Kirche in Deutschland die wilde Feldgraswirtschaft durch die Dreifelderwirtschaft verdrängt wurde.

Es tritt jetzt eine vollständige Scheidung zwischen Weide- und Ackerland ein. Das permanente Ackerland wird in drei Schläge oder Felder eingeteilt, welche in regelmäßigem Wechsel je ein Jahr mit Wintergetreide und mit Sommergetreide bestellt werden und im dritten Jahre brach liegen. Die Einteilung der Felder in Gewanne und Äcker bleibt dieselbe, wie bei der Feldgraswirtschaft.

Verbunden mit diesem Übergang ist eine Ausdehnung des Ackerbaues und dadurch eine Vermehrung des Bodenertrages. Das ermöglicht einer größeren Anzahl von Familien, auf derselben Fläche den Unterhalt zu gewinnen. Da aber in dem alten geschlossenen Dorf für neue Höfe in der Regel kein Platz vorhanden, auch eine zu große Ausdehnung der Ackerflur für die Bewirtschaftung nicht günstig ist, so schreitet man meistens zum Ausbau: zur Anlegung von Tochterdörfern. Dieser Ausbau wird dadurch erleichtert, daß man jetzt freier geworden ist in der Wahl der Lage. Die Nähe von Wasser und Wiesen ist nicht mehr so wichtig

wie zur Zeit der Viehwirtschaft. Jetzt legt man mehr Gewicht auf eine bequeme Lage des Ackerlandes. Ja es kommt vor, daß ein Dorf, welches einst eine vorzügliche Lage hatte, zum Beispiel auf einer Landzunge oder in der Krümmung eines Flusses, später ganz verlassen wird, so daß nur die einsame Kirche übrig bleibt.

In der Regel zieht man die Rodung des Waldes einer Ansiedelung auf der Weide vor. Der Wald war bis dahin der am wenigsten ausgenutzte Teil der Mark, auch ist sein Boden für den Ackerbau meist geeigneter als die Weidegründe. Bisweilen teilt man auch den Wald und die Gemeinweide, oft bleibt jedoch die Benutzung eine gemeinsame, so daß neben den selbständigen Dorfgemeinden die alte Markgenossenschaft bestehen bleibt.

Die Klöster mußten diese Anlegung neuer Dörfer gerne sehen. Die Einführung des Zehnten ging auf dem neugerodeten Lande jedenfalls viel leichter von statten, als in den alten Dörfern die Umwandlung der festen Abgabe in die Ertragsquote, die gewiß nur allmählich und nicht ohne hartnäckigen Widerstand der Bauern erfolgte.

So geht die Einführung der christlichen Kirche in Deutschland Hand in Hand mit einer Vermehrung der Unterhaltsmittel, welche für längere Zeit der überschüssigen Bevölkerung gestattet, im Lande zu bleiben, neue Hausstände zu gründen. Und während sich die neu geöffneten Kanäle allmählich füllen, breitet sich die Kirche immer mehr aus, wird das Land mit Klöstern und Stiftern übersät, in manchen Gegenden so dicht, daß ein Pilgersmann jede Nacht in einem anderen Kloster schlafen und auch noch in einem Kloster zu Mittag speisen konnte. Und als dann die Kanäle gefüllt sind, als die Bevölkerung wieder gegen die Grenze der Unterhaltsmittel zu drängen beginnt, da hat sich eine große Wandlung vollzogen: die Umbildung zum Staat ist erfolgt.

Sehen wir uns dieses politische Gebilde etwas näher an, dabei immer im Auge behaltend, was wir als das Wesen des Staates erkannt haben: daß die jeweilige Überproduktion an Menschen im Dienste und zum Wohle des Ganzen verbraucht wird, so dem Staate Selbständigkeit und Dauer verleihend.

Der eigentliche Kern des Volkes ist der freie Bauernstand. Die Methode des Anbaues, die Dreifelderwirtschaft, erhält sich fast

ein Jahrtausend hindurch nahezu unverändert. Es findet daher keine sprungartige Vermehrung der Unterhaltsmittel statt, wie man sie beim Übergang zu intensiveren Wirtschaftsarten beobachtet. Die Steigerung der Subsistenzmittel ist eine ganz langsame und sie wird bewirkt durch die allmähliche Verbesserung des Bodens, die Veredlung der Viehrassen und die Verwandlung von Wald und Weide in Ackerland. Infolgedessen kann auch die Vermehrung der Hausstände nur eine sehr geringe sein. Wollte man auch als Durchschnitt für ganz Deutschland annehmen, daß vom Jahre 700 bis zum Jahre 1700 die sämtlichen Vollhufen in Viertelhufen abgeteilt wären, so würde diese Vermehrung, die, wenn dem Vermehrungstrieb keine Schranken entgegenstünden, bequem in Einem Jahrhundert erfolgen könnte, auf einen so großen Zeitraum verteilt, doch eine so minimale sein, daß man die Anzahl der ackerbautreibenden Familien für einen Abschnitt von einem oder zwei Jahrhunderten als nahezu stabil annehmen kann.

Ähnlich steht es mit den Herren-, Grafen- und Fürstengeschlechtern. Auch hier finden Teilungen statt, aber sie sind vielleicht noch seltener als beim Bauernstand.

So wird noch immer fortwährend ein Überschuß an Menschen produziert. Aber die Verwendung desselben ist eine andere geworden.

Manche, und das gilt besonders vom Bauernstand und hier wieder vornehmlich vom weiblichen Geschlecht, bleiben auf dem väterlichen Hofe zurück, indem sie sich als ledige Familienglieder nützlich machen und so den Unterhalt verdienen. Wer dagegen hohen Mut in sich fühlt und thatenlustig ist, der zieht an den Hof eines mächtigeren Herrn, eines Grafen oder Fürsten, um in dessen Gefolge einzutreten. Solange er in dem Gefolge dient, bleibt er ledigen Standes. Aber es winkt hier doch dem nachgeborenen Sohne die Hoffnung, einen eigenen Hausstand gründen, einen neuen Zweig seines Geschlechtes stiften zu können. Entweder es gelingt ihm, sich in den nie ruhenden Fehden so auszuzeichnen, daß sein Gebieter ihm den herrenlos gewordenen Besitz des geschlagenen Feindes oder das heimgefallene Lehen eines gefallenen Freundes verleiht, oder aber er weiß durch höfisches Benehmen und ruhmreiche Thaten im friedlichen Kampfspiel Herz und Hand

einer Erbin zu gewinnen. Daher das immer wiederkehrende Motiv der höfischen Dichtkunst: der fahrende Ritter, der auszieht, um durch glänzende Thaten die gefangene Königstochter oder verzauberte Prinzessin zu befreien und dann durch zierliches Auftreten und wohlgesetzte Reden ihr Herz zu erobern.

In älterer Zeit steht der Eintritt in das Gefolge so gut dem Sohne des freien Bauern offen, wie dem des Herrn, aber auch später gelingt es noch manchem Niedriggeborenen, sich durch die Gunst seines Gebieters aus niederen Diensten zum adeligen Lehenträger emporzuarbeiten.

Ausschließlich aus dem Stande der Bauern und dem der Hörigen rekrutiert sich das niedere Hausgesinde des Herrn. Der Sohn des Freien muß bei seinem Eintritt auf seinen Stand verzichten, er verkauft sich dem Herrn. Dafür erhält er den Unterhalt und wird je nach seinen Fähigkeiten beschäftigt: als Kriegsknecht, auf der Jagd, im Hause, oder er lernt ein Handwerk. Denn alles, was die große Hausgenossenschaft braucht, muß bei dem Fehlen der Städte im Hause selbst angefertigt werden. Darum ist das Gesinde sehr zahlreich. Auch hier hat der Eintretende Hoffnung, dereinst eine Familie gründen zu können: indem ihm der Herr auf dem Herrenland ein freiwerdendes Salgut verleiht.

Endlich, und das ist gegenüber den früheren Zuständen etwas durchaus Neues, können Glieder aller Stände sich dem Beruf eines Geistlichen widmen. Dieser Beruf ist aber im Mittelalter ein viel umfassenderer als heutzutage. Er umschließt, mit Ausnahme der Richter und Verwaltungsbeamten, so ziemlich alles, was heute auf Universitäten und Akademien vorbereitet wird, also das ganze Gebiet der Kunst und Wissenschaft. Denn nicht blos die seelsorgerische Thätigkeit nimmt den Priester in Anspruch. Viele beschäftigt der Unterricht der Jugend, der höhere wie der niedere. Der sitzt in einsamer Zelle und studiert die Werke der Alten oder zeichnet auf, was er aus dem Munde erfahrener Leute über die Geschichte seiner Zeit erkundet, der steigt in nächtlicher Stunde auf den Turm, um den Gang der Himmelskörper zu beobachten und jener durchstreift Wald und Feld, um für die leidende Menschheit heilsame Kräuter zu sammeln. Diese verstehen sich auf den

Gebrauch von Richtmaß und Zirkel, sie bauen herrliche Kirchen und zierliche Kreuzgänge, und wieder andere schmücken das Innere mit schönen Gemälden und anderem Bildwerk. Dem Talent und dem Ehrgeiz bietet sich hier ein weites Feld. Wer hochstrebt, der sucht in die kaiserliche Kanzlei zu kommen: er wird Diplomat. Nichts hindert ihn dann, als Lohn seiner Verdienste dereinst einen Bischofssitz zu gewinnen, ja, zum ersten deutschen Reichsfürsten emporzusteigen.

Diese ganze, ungemein zahlreiche Geistlichkeit lebt in ehelosem Stande.

Man sieht, alle jene Funktionen, welche im modernen Staate der zweiten Bevölkerungsstufe, dem Mittelstande, zufallen, sie werden auch im mittelalterlichen Bauernstaate ausgeübt. Es gibt Erzieher der Jugend und Lehrer des Volkes, es gibt Gelehrte und Künstler, Ärzte und Techniker, es gibt Berufskrieger und Handwerker. Aber trotzdem kann man hier nicht von einem Mittelstande reden. Denn niemand vermag auf die bloße Arbeit, sei es geistige oder körperliche, seine Existenz zu gründen. Er muß ein angeborenes oder erworbenes Recht auf den Unterhalt besitzen. Auch wenn er den Acker nicht mehr selbst bestellt, knüpft ihn immer noch ein festes Band an die Scholle. Wer dieses zerreißt, fällt aus der Gesellschaft heraus, er wird rechtlos. Wenn ich mir heute ein Brod kaufe, so weiß ich nur, daß ich das Geld durch geistige oder körperliche Arbeit verdient habe, ob das Getreide im Lande selbst gewachsen ist, ob es aus Amerika oder Ostindien stammt, das kümmert mich wenig. Im Mittelalter kennt jeder den Acker, auf dem das Korn gewachsen ist, das ihm zur Nahrung dient. Er erhält es nicht als Lohn seiner Arbeit, sondern infolge eines Rechts. Nicht die Güte seiner Arbeit bestimmt für den einzelnen die Höhe seines Einkommens, sondern der Reichtum des Klosters, dem er angehört, die Wohlhabenheit des Herrn, dem er dient. Der bedeutendste Gelehrte und der größte Künstler, deren Ruhm die Jahrhunderte überdauert, sie erhalten kein reichlicheres Mahl, als der Bruder Pförtner oder Kellermeister. Und wenn sich die Thore des Klosters hinter ihnen schließen, so sind sie brodlos bis ein anderes sie aufnimmt. Auch der geschickteste Handwerker kann nicht

zu sich sprechen: „Meine Arbeit ist trefflicher als die von hundert anderen. Im Vertrauen auf diese meine persönliche Tüchtigkeit werde ich jetzt eine Familie gründen.“ Er würde im weiten Reiche nicht ein Stück Land finden, das groß genug wäre, um die kleinste Hütte darauf zu bauen. Er muß warten bis eine Lücke frei wird, bis ihm sein Herr eine Heimstätte verleiht.

Ich weiß nicht, ob ich mich klar genug ausgedrückt habe. Die Teilung der Arbeit, auf welche Adam Smith und seine Nachfolger so viel Gewicht legen, ist es nicht, was den Bauernstaat vom modernen Staat unterscheidet. Sie findet sich so gut im Mittelalter wie in der Neuzeit. Auch ist es nicht die Scheidung in Stände und Berufsklassen. Der Unterschied besteht darin, daß es im Bauernstaat keine eigene, sich selbständig oder doch zum guten Teil durch eigene Kraft vermehrende, auf das Einkommen aus der geistigen und körperlichen Arbeit begründete Bevölkerungsstufe gibt, innerhalb deren dem einzelnen ein freier Spielraum gelassen ist, so daß er mit allen anderen in Konkurrenz treten, sich je nach seiner Tüchtigkeit und seinem Fleiß einen größeren oder geringeren Anteil an den Gütern sichern kann, welche der Bauernstand als Lohn der städtischen Arbeit an den Mittelstand abtreten muß. Im Vertrauen auf den Ertrag seiner Arbeit kann er zur Gründung einer Familie schreiten, und wenn er zehn tüchtige Söhne hinterläßt, so hindert nichts, daß sie dem Beispiel des Vaters folgen und das Geschlecht durch Jahrhunderte fortpflanzen. Im Mittelalter gehen alle Stände und Berufsklassen direkt aus dem Stande der Grundbesitzer hervor und wer sich von der Scholle getrennt hat, der kann nur dann an die Gründung einer Familie denken, wenn es ihm gelingt, den Weg zur Scholle zurückzufinden, sei es als Lehensmann, als freier Bauer oder als zinspflichtiger Höriger.

Wer ganz in den Anschauungen unserer Zeit lebt, einer Zeit, welche die Freiheit der Familiengründung für jeden in Anspruch nimmt, ja welche das „Recht auf Arbeit“ für alle proklamieren möchte, der wird vielleicht über diese Gebundenheit, diesen Zwang, den Kopf schütteln. Ja, wenn unsere berühmte Freiheit, auf welche wir so stolz sind, nur nicht eine so arge Illusion wäre! Man

kann die Schar der zur Ehe gelangenden Männer mit einer Armee vergleichen. Der mittelalterliche Heerführer trifft eine sorgfältige Auswahl, er nimmt nur solche, die sich schon bewährt, die ihre Kraft erprobt haben. Er erhält infolgedessen kein sehr großes, aber ein leistungsfähiges Heer. Der moderne Feldherr dagegen nimmt alles, was Beine hat. Aber nach den ersten Marschtagen ist ein Drittel umgefallen und in der ersten Schlacht läuft ihm ein zweites Drittel davon.

Jedenfalls wird man dem geschilderten Staatswesen die innere Harmonie nicht absprechen können. Die Grundlage des Ganzen, der Bauernstand, erhält sich jung und frisch, da er die überschüssige Menschenproduktion fortwährend auszuscheiden vermag. Zur Ausübung der Funktionen des Mittelstandes sind stets reichlich Kräfte vorhanden, sodaß die richtige Auswahl getroffen werden kann. Die militärische Kraft ist eine große. Das stehende Heer setzt sich aus den verschiedenen Gefolgschaften zusammen. Um diese als Kern scharen sich nach aufgebotenem Heerbann die übrigen. Vor allem ist die Kraft eine außerordentlich nachhaltige. Die Geschichte weist ja Beispiele genug auf, in welchen Bauernstaaten aus Kriegen mit scheinbar übermächtigen Handelsstaaten schließlich als Sieger hervorgegangen sind. Das hat hauptsächlich seinen Grund darin, daß das Einkommen aller direkt aus dem Bodenertrag fließt, daß es nicht durch das geleistete Quantum geistiger oder körperlicher Arbeit bedingt wird. Das Gesamteinkommen ändert sich nicht, solange es möglich ist, den Acker zu bestellen, die Ernte einzuheimsen. Und das kann im Notfall durch die Frauen, Greise und Kinder geschehen.

Auch für dieses Staatswesen ist es eine Lebensbedingung, daß stets der Verbrauch von Menschenkräften und die Produktion derselben in dem richtigen Verhältnis stehen. Das Gleichgewicht kann also gestört werden, entweder durch einen verminderten Verbrauch oder durch eine vergrößerte Produktion. Es ist nun eigentümlich, daß gerade derjenige Stand, dem am meisten an der Erhaltung des Gleichgewichts gelegen sein mußte, der geistliche, am meisten gethan hat, um dasselbe aufzuheben.

Ursache ist die Form, in welcher die Geistlichkeit ihren Anteil an dem Bodenertrag bezieht. Wir sahen, daß die Umwandlung

der festen Abgabe in die Ertragsquote es für den Zehentherrn vorteilhaft machte, wenn sich der Körnerbau auf Kosten der Viehwirtschaft möglichst ausdehnte. Da aber die Städte und damit ein Markt für die überschüssigen Bodenprodukte noch fehlen, so baut jeder Grundbesitzer nur soviel Getreide, als er nach Abzug der Abgaben für sein Hauswesen nötig hat. Stehen ihm mehr Naturkräfte zur Verfügung, als er für seinen Unterhalt braucht, so legt er den Überschuß nicht in Getreide, das dem Verderben ausgesetzt ist, an, sondern in einem vergrößerten Viehstapel. Um nun trotzdem zum Ziel zu gelangen, begünstigt die Geistlichkeit die Teilung der Vollhufen in Halb-, Viertel-, Achtel-, Sechzehntel-, ja in manchen Gegenden in Zweiunddreißigstel- und Vierunddreißigstelhöfe. Diese Teilung ist für den Grundherrn so lange vorteilhaft, als der Besitzer noch steuerfähig bleibt, d. h. so lange er noch nach Entrichtung der Zehnten und anderen Abgaben von seinem Boden für sich und die Seinen den notdürftigen Unterhalt zu gewinnen vermag.

Auf dem Gebiete der weltlichen Herren ist der Hergang nicht selten ein ähnlicher. Häufig sind diese schon in früher Zeit dem Beispiel der Kirche gefolgt, indem auch sie, den Vorteil erkennend, die feste Abgabe in die Ertragsquote umgewandelt haben. Sehr zu ihrem Nachteil. Denn bald kommt der Satz auf und gelangt zur allgemeinen Geltung, daß alle Zehnten ursprünglich Eigentum der Kirche gewesen und dann teilweise derselben entfremdet seien, daß es darum für das Heil der Seele sehr zuträglich sei, sich solchen geraubten Kirchenguts möglichst rasch zu entledigen. Nichts hat so sehr zur Bereicherung der Kirche beigetragen, nichts aber auch so viel zu deren Ausbreitung. Denn anstatt das unrechtmäßig besessene Gut vielleicht einem fernen Kloster zu überlassen, entschließt sich mancher Grundherr, wenn auch oft erst auf dem Sterbebett, auf seinem eigenen Grund und Boden eine Kirche zu bauen und mit den Zehnten auszustatten.

Wo diese Umwandlung nicht erfolgt ist, da sind die Teilungen weniger vorteilhaft für den Herrn. Denn die festen Abgaben werden in solchen Fällen auf die einzelnen Bestandteile repartiert. Aber einiger Vorteil ist doch vorhanden. So wird die Abgabe

des Besthaupts, das Recht des Herrn, beim Tode des Bauern das beste Stück Vieh aus dem Stall zu nehmen, offenbar einträglicher, wenn es auf vier Viertel- oder acht Achtel-, als wenn es auf einer Vollhufe geübt wird.

Diese fortgesetzten Teilungen bewirken eine Vermehrung der Hausstände und dadurch eine größere Produktion an Menschen. Anstatt daß der Bedarf aber gestiegen wäre, hat er sich eher verringert. Die Teilungen haben den Bauernstand zwar zahlreicher, in seinen einzelnen Gliedern aber auch weniger wohlhabend und daher auch minder widerstandsfähig gegen die Übergriffe der Grundherren gemacht. Mehr und mehr gelingt es dem Adel, den jüngeren Söhnen der Bauern den Eintritt in die Domkapitel und in die reicheren Stifter und Klöster zu versperren. Diese setzen nicht mehr ihren Stolz darein, eine möglichst große Anzahl von Mitgliedern zu beherbergen, sondern einer kleineren Gemeinschaft einen möglichst reichlichen Unterhalt zu gewähren. Sie werden zu Versorgungsanstalten des Adels.

Da scheint es, als solle das gestörte Gleichgewicht noch einmal hergestellt werden. Im dreizehnten Jahrhundert finden die Bettelorden Eingang in Deutschland. Sie werden von dem niederen Volk mit Begeisterung aufgenommen, und bald verbreiten sie sich über das ganze Land.

Aber schon ist es zu spät. Der aufgestaute Strom hat sich ein neues Rinnsal gegraben. Immer stärker ergießen sich die Fluten in das neue Bett, immer mehr wird das frühere zum stagnierenden Altwasser.

Die Bildung eines selbständigen Mittelstandes hat begonnen.

Zweites Kapitel.

Die Entstehung der zweiten Bevölkerungsstufe.

Es leuchtet ein, daß von den drei großen Gruppen, welche, wie wir sahen, die fortwährend durch die landsässige Bevölkerung produzierte überschüssige Menschenmenge aufnehmen, ihrer ganzen Organisation nach weder das adelige Gefolge noch die Geistlichkeit die Elemente in sich tragen, aus welchen sich eine selbständige, sich durch eigene Kraft erhaltende und vermehrende Bevölkerungsstufe bilden kann. Bei der Geistlichkeit ist das schon durch den Cölibat ausgeschlossen. Bei dem Gefolge ist die Art des Einkommens ein Hindernis. Dasselbe besteht einzig und allein in dem Bodenertrag, welcher dem Gefolgsherrn zur Verfügung steht, es hat also feste, durch die Natur gezogene Grenzen. Der einzelne Gefolgsmann kann nur dann zur Ehe schreiten, wenn eine Lücke frei wird durch das Erlöschen eines mit Grundbesitz ausgestatteten Vasallengeschlechts. Dann aber gehört er wieder der ersten Bevölkerungsstufe an.

Anders ist das bei der dritten Gruppe: dem auf dem Herrenlande angesiedelten Stande der Hörigen. Ursprünglich, solange die Hörigen lediglich Gesinde des Herrn sind, ist auch ihre Anzahl genau bestimmt durch die Größe des ihnen eingeräumten Bodenertrags, also durch die Anzahl der auf der terra salica errichteten Zinshöfe, von denen jeder so groß sein muß, daß eine Familie auf demselben den Unterhalt gewinnen kann. Da aber in der Regel die Hörigen ein Handwerk gelernt haben, oder ein anderes Gewerbe betreiben, so bietet sich ihnen die Möglichkeit, ihr Einkommen zu vergrößern, indem sie ihre Arbeit an die Bauern im Dorfe gegen Bodenprodukte vertauschen. Dieses Nebeneinkommen

ist nicht mehr auf den Bodenertrag begründet, sondern auf die Arbeit. Die früher durch die Menge der zur Verfügung stehenden Naturkräfte gezogene, unüberschreitbare Grenze ist also gefallen. Die Höhe des Einkommens ist jetzt abhängig von der Menge und Güte der geleisteten Arbeit. Indem gegenüber diesem Nebeneinkommen das ursprüngliche Einkommen aus dem Bodenertrag immer mehr an Bedeutung verliert, wird es möglich und wegen der Erhöhung der Leibzinsgelder für den Herrn zugleich vorteilhaft, die einzelnen Höfe zu teilen. Diese Teilungen können unter günstigen Verhältnissen fortgesetzt werden bis nur noch bloße Häuser übrig bleiben.

Ich sage, unter günstigen Verhältnissen, denn die Entwicklung ist in der That eine außerordentlich verschiedene. Sie ist nicht blos anders im Westen als im Osten, anders im Norden Deutschlands als im Süden, sie ist oft in zwei benachbarten Marken eine ganz entgegengesetzte. Es verlohnt sich wohl, einen Augenblick dabei zu verweilen. Denn die so verschiedenartige wirtschaftliche Entwicklung ist schließlich überall zurückzuführen auf die Gestalt, welche das Verhältnis zwischen Herrenland und Bauernland im Laufe der Zeit in den einzelnen Marken annimmt.

Es kommen vornehmlich drei Fälle in Betracht.

Erstens: Herr der Mark ist ein niederer Adeliger, welcher sonst keinen Grundbesitz hat. Er wohnt in dem festen Herrenhause auf der terra salica. Sein Einkommen besteht aus den Gefällen der niederen Gerichtsbarkeit, den Naturalabgaben der im Dorfe oder in den Dörfern wohnenden Bauern, den Leibgeldern der Hörigen, die auch gewisse Arbeiten verrichten oder genau bestimmte Produkte ihres Gewerbes abliefern müssen, endlich aus der Mitbenutzung der gemeinen Weide und des Markwaldes. Da entstehen die Städte mit ihrem entwickelteren Handwerk. Bald wird der Herr inne, daß er die an ihn abgelieferten Arbeiten der Hörigen doch eigentlich sehr teuer bezahlt, daß es für ihn vorteilhafter ist, wenn er das ihnen zur Nutznießung eingeräumte Land einzieht, es von den übrigen Hörigen bebauen läßt und für die gewonnenen Bodenprodukte städtische Arbeit eintauscht. Im Verkehr mit den Städten wachsen die Bedürfnisse. Der Herr muß auf Erweiterung

seines Einkommens sinnen, wenn er gegenüber dem reich werdenden Bürgerstande seine bevorzugte Stellung behaupten will. So fällt eine Zinshube nach der anderen. Bald werden in dem ungleichen Kampfe, der sich entspinnt, die Bauern im Dorfe gezwungen, nicht blos, wie früher, zu Burg- und Brückenbauten, sondern auch zu gewöhnlichen Feldarbeiten Frondienste zu leisten.

Eine weitere Gelegenheit zu Übergriffen bietet die gemeine Weide. Der Herr treibt mehr Vieh auf, als ihm eigentlich zukommt. Die oft langwierigen Streitigkeiten, die daraus entstehen, können meist nur dadurch geschlichtet werden, daß die Dorfgenossen dem Herrn ein Stück von der Weide zur Einziehung in das Herrenland abtreten. Nach einiger Zeit beginnt dann das Spiel von neuem.

Im Walde bietet die Jagd, die der Herr bald ausschließlich für sich in Anspruch nimmt, eine willkommene Handhabe. Um dem Wild das Futter nicht zu entziehen, werden den Bauern die Weide- und Hennutzungen beschränkt. Als dann das Holz Tauschwert gewinnt, beginnen die Klagen über den ungeregelten Betrieb und die verschwenderische Wirtschaft der Bauern. Es werden Forstordnungen erlassen. Der Niederwald verwandelt sich in Hochwald, in dem das Vieh nur noch wenig Futter findet. Der Bauer darf nicht mehr nach Belieben Holz schlagen, sondern nur zu bestimmten Zeiten und nur solche Bäume, die ihm von dem herrschaftlichen Beamten ausgezeigt sind. Dann wird auch dieses Recht beschränkt: der Bauer erhält nur noch ein bestimmtes Holzquantum geliefert. Auf diese Weise sind wohl ohne Ausnahme, wenn sich der Hergang im einzelnen auch nicht immer verfolgen läßt, die herrschaftlichen und Staatswaldungen entstanden. Wenn daher heute ein Finanzbeamter oder ein Förster, dem seine Eichen- und Buchenbestände ins Herz gewachsen sind, über diese schädlichen Holzrechte der Bauern den Kopf schüttelt und die Gutmütigkeit der früheren Landesherren, die sie den Unterthanen einräumten, beklagt, so bedenkt er nicht, daß diese Rechte nur die kümmerlichen Reste des einstmaligen vollen Besitzes sind.

Auf dieser Stufe bleibt die Entwicklung in Süddeutschland stehen. Wir finden also hier geschlossene Hofmarken, die von

Dörfern umgeben sind. Die in den letzteren ansässigen Bauern bestellen das Hofland im Frondienst und sind der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit unterworfen. Die daraus fließenden Gefälle bilden einen bedeutenden Teil des Einkommens. Als daher die Gerichtsbarkeit aufgehoben wird, bleiben die Hofmarken allein übrig als nicht gerade glückliche wirtschaftliche Gebilde: zu groß für den bäuerlichen Betrieb, zu klein, um ein standesmäßiges Einkommen zu gewähren. Diese Hofmarken sind vielleicht bestimmt, noch einmal eine Rolle zu spielen in dem Todeskampf des Bauernstandes, der bereits begonnen hat. Sie sind mit ihren oft stattlichen Herrenhäusern bequeme Mittelpunkte, um durch Auskaufen der umliegenden Dörfer Latifundien zu bilden.

Im Norden und im Osten Deutschlands schreitet die Entwicklung weiter fort. Nach der Weide kommt das Ackerland daran. Ein Bauernhof nach dem andern wird gelegt, ein Dorf nach dem andern verschwindet, bis schließlich die ganze Mark einen großen Gutskomplex bildet. Ermöglicht und begünstigt wird dieser Gang der Dinge durch drei Umstände. Zunächst durch das Eindringen des römischen Rechts, das, den deutschen Besitz nicht kennend, die Grundsätze der Emphyteuse auf denselben anwendet und so dem Gutsherrn eine Handhabe bietet, um den Bauern zu verdrängen, ihn abzumeiern. Sodann durch die Entvölkerung, welche der dreißigjährige Krieg im Gefolge hatte. Endlich durch den Umstand, daß häufig die Dorfbewohner einem anderen, dem slavischen, Volke angehörten, gegen das man weniger rücksichtsvoll verfuhr. So fallen beispielsweise in Holstein die heutigen adeligen Güterdistrikte zusammen mit dem ehemals von Slaven okkupierten Gebiet.

Wir gehen zum zweiten Fall über. Besitzer der Mark ist ein mächtigerer Herr, ein Graf, ein geistlicher oder weltlicher Fürst, der aber nicht seinen Wohnsitz in der Mark selbst hat. Auf dem Herrenlande ist sein Vertreter, der Probst, angesiedelt, der im Namen des Herrn die Gerichtsbarkeit übt, für ihn die Gefälle und Abgaben einzieht. Der Probst hat weder die Macht, noch ein Interesse, die Zinshöfe der Hörigen zu legen, das Herrenland auf Kosten des bäuerlichen Besitzes zu erweitern. Die Lage der Bauern ist hier also eine bessere, ihre Existenz nicht gefährdet.

Als dann die Territorialherrschaften anfangen, sich zu organisieren, wird immer eine ganze Anzahl solcher Marken zu Gerichten vereinigt, an deren Spitze ein fürstlicher Beamter steht. Innerhalb der Gerichtsgrenzen steht die hohe Gerichtsbarkeit dem Fürsten vollständig zu, die niedere dagegen und die Polizei nur in solchen Marken, die schon vorher in seinem Besitz waren. Es gibt also in den Gerichten gerichtische und hofmärkische Unterthanen. Nachdem dann auch das Finanzwesen geregelt, die Naturalleistungen in Geld umgewandelt, und die Erhebung der Abgaben ebenfalls den fürstlichen Beamten für ganze Distrikte übertragen ist, da wird der Probst überflüssig, sein Hof wird an Zinsbauern vergeben. Die Aufhebung der Leibeigenschaft verwischt endlich den letzten Unterschied. Die ganze Mark hat sich in Bauerndörfer aufgelöst. Doch erkennt man das ehemalige Herrenland oft noch an dem geringeren Umfang der Dorfmark. Auch der Name villa hat sich erhalten, indem man diese kleineren Dörfer noch heute in Süddeutschland generell als „Weiler" bezeichnet.

Zum dritten Fall übergehend, sind wir zu unserem Ausgangspunkt zurückgekehrt. Wenn ein mächtigerer Herr, ein Bischof, ein Herzog oder ein Graf seinen Wohnsitz in einer Mark nahm, so mußte das schon früh eine Veränderung in den Besitzverhältnissen herbeiführen. Nehmen wir an, es sei ein Bischof. Dieser verleiht bald einzelne Stücke des Herrenlandes an die zu seiner Hofhaltung gehörigen adeligen Dienstleute. Mit anderen Stücken wird die Geistlichkeit begabt: das Domkapitel und andere am Bischofssitz gegründete Stifter und Klöster. Auch bäuerlicher Besitz geht oft in die Hände von Nichtbauern über, sei es durch Kauf oder durch Schenkung zu frommen Zwecken. So entstehen neben dem Bischof eine Reihe kleinerer Grundherren, die auf dem ihnen verliehenen Grund und Boden dieselben Rechte üben wie ersterer. Auch sie können den Teil des Landes, den sie nicht für sich brauchen, an zinspflichtige Hörige vergeben.

Indem nun aus den übrigen Marken, welche der Bischof noch besitzt, die Bodenprodukte als Abgaben an seinen Hof strömen, wird hier die Unterhaltung zahlreicher höherer und niederer Dienstleute möglich. Die höheren Ansprüche rufen bessere Leistungen

hervor. Bald zeichnet sich die Arbeit der Hofhandwerker vor der der übrigen durch ihre Güte aus. Der Absatz beschränkt sich nicht mehr auf die Mark, auch aus ferneren Gegenden eilen Käufer herbei. Dieses Zusammenströmen an den Sitzen der mächtigeren Herren wird durch mancherlei Umstände begünstigt. Der Kaiser gestattet dem Bischof, eine Münze zu errichten. Nur hier können die überflüssigen Bodenprodukte gegen Geld umgetauscht werden, das im Verkehr ein immer wichtigerer Faktor zu werden beginnt. Meist ruhen in der bischöflichen Kirche die Gebeine eines vom Volke verehrten Heiligen. Zahlreiche Prozessionen pilgern an den Gnadenort. Besonders stark ist das Zuströmen an den hohen Festtagen und an dem Namensfeste des Patrons. Mit der kirchlichen Feier verbindet sich ein lebhafter Geschäftsverkehr. Noch heute erinnern ja die Namen Messe, Dult, sowie das Ein- und Ausläuten der Jahrmärkte an den geistlichen Ursprung. Immer mehr erweitert sich das Absatzgebiet der anwachsenden Stadt, immer fernere Gegenden sucht der den Austausch der Produkte vermittelnde Händler auf. Auf dem flachen Lande verschwinden die Handwerker bis auf die absolut unentbehrlichen, wie die Schmiede und Wagner. Kaiserliche Privilegien begünstigen diese Entwicklung. Innerhalb der den meisten Städten verliehenen Bannmeile dürfen sich keine Handwerker niederlassen.

Dieser wachsenden sozialen Bedeutung der Handwerker entspricht bald nicht mehr ihre rechtliche Stellung. Noch immer sind sie hörig. Sie wohnen auf fremdem Grund und Boden und bezahlen als Zeichen der Abhängigkeit einen Grundzins. Die Verwaltung des Gemeinwesens, das sich mehr und mehr der Gewalt der Fürsten zu entziehen weiß, liegt ausschließlich in den Händen der Grundherren. Diese, mögen sie nun aus adeligen Dienstmännern oder freien Bauern hervorgegangen sein, haben sich zu einem eigenen Stand, dem Patriziat oder den Geschlechtern, zusammengeschlossen. Um ihre Stellung gegenüber dem reicher werdenden Handwerkerstand zu behaupten, müssen sie auf eine Mehrung ihres Einkommens bedacht sein. Sie fangen an, sich an dem Handel zu beteiligen. Manche lernen auch eines der als feiner geltenden Handwerke. Dadurch wird eine Scheidewand

zwischen ihnen und dem Grundadel errichtet. Auf der anderen Seite trennt sie vom Handwerkerstand die freie Geburt.

Aber innerhalb der zweiten Bevölkerungsstufe, dem Mittelstande, können sich die Unterschiede der Geburt nicht dauernd erhalten. Was hier über das Schicksal der einzelnen entscheidet, ist die persönliche Tüchtigkeit, ist das Maß an Fleiß und Talent, das ihm zu teil geworden ist. Der dumme Sohn des vornehmen Patriziers wird als Kaufmann verarmen und der talentvolle Sohn des unfreien Handwerkers kann sich zum reichen Handelsherrn emporschwingen. Immer mehr wird das Geld der Maßstab, nach dem der Wert des einzelnen bemessen wird.

Der nie ruhende, bald offene, bald stille Kampf zwischen den Geschlechtern und Zünften zieht sich durch Generationen, ja durch mehrere Jahrhunderte fort. Das Ziel, das die Handwerker erstreben, ist überall dasselbe: sie wollen persönlich frei sein, sie wollen Eigentümer von dem Grund und Boden werden, auf dem sie wohnen, endlich verlangen sie die mit dem Grundbesitz verbundenen Rechte, namentlich Anteil an der Verwaltung des Gemeinwesens. Die persönliche Freiheit erlangen die Handwerker schon sehr früh, auch einen mehr oder minder großen Anteil an dem Stadtregiment erlangen sie in den meisten Städten, oft freilich erst nach schweren Kämpfen, im vierzehnten Jahrhundert. Zuletzt geht auch der Grund und Boden in ihren vollen Besitz über.

Die Entwicklung dieses letzteren, des privatrechtlichen Verhältnisses, hat Wilhelm Arnold*) an einem einzelnen Beispiel, der einstmaligen freien Stadt Basel, verfolgt. Er unterscheidet drei Perioden. Die erste geht bis zum Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Rechtlich gilt der Grundherr als alleiniger Eigentümer des Bodens, bei allen Veräußerungen ist seine Mitwirkung das Wesentliche und Entscheidende, der Besitzer kann noch nicht über die ihm zur Leihe gegebenen Häuser verfügen.

---

*) „Studien zur deutschen Kulturgeschichte"; Stuttgart 1882. Besonders kommt der dritte Abschnitt des zweiten Buches hier in Betracht. Ausführlicher hat Arnold denselben Gegenstand behandelt in dem früheren Werke: „Zur Geschichte des Eigentums in den deutschen Städten. Mit Urkunden. Basel 1861."

Die zweite Periode, die bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts reicht, bezeichnet Arnold als die Zeit des geteilten Eigentums. Bei allen Veräußerungen müssen Grundherr und Beliehener in förmlicher Weise zusammenwirken. Der erstere kann nicht mehr allein eine Verfügung treffen, aber auch der letztere ist noch nicht berechtigt, das Haus unter Vorbehalt der darauf ruhenden Bodenzinse zu verkaufen.

In der dritten Periode endlich hat sich das Verhältnis gegenüber der ersten völlig umgedreht. Als Eigentümer erscheint jetzt der Beliehene. Der Grundherr hat nur noch ein Zinsrecht, ein dingliches Recht an einer fremden Sache. Schließlich wird auch dieses für ablösbar erklärt. Bei Veräußerungen bedarf es nicht mehr der hinzukommenden Leihe durch den Herrn. Die anfangs noch nötige Einwilligung desselben fällt schließlich auch hinweg.

Dieser wirtschaftliche Kampf, der sich innerhalb der Stadtmauern abspielt, er wiederholt sich, nur in viel gewaltigerem Maßstabe, innerhalb der Grenzen der Reichsverfassung.

Man faßt die Entwicklung gewöhnlich so auf, als sei durch das Aufkommen des Bürgertums den bisherigen mittelalterlichen Ständen: Adel, Geistlichkeit und Bauern, lediglich ein neuer hinzugefügt worden. Diese Auffassung verkennt das Wesen des städtischen Mittelstandes vollständig. Das Bürgertum und die alten Stände des Bauernstaats passen zusammen wie Wasser und Feuer. Wo sie auf einander treffen, kommt es zum Kampf Dieser unversöhnliche Kampf dauert mehrere Jahrhunderte und endigt schließlich mit dem Siege des Bürgertums, während der einst so stolze Bau des alten Lehenstaates in Trümmer sinkt.

Die Notwendigkeit dieses Zwiespalts ist aus dem inneren Wesen des Mittelstandes zu begründen.

Der alte Bauernstaat kannte, wie wir sahen, nur Eine Bevölkerungsstufe und Einen Einkommenszweig. Der produzierte Überschuß an Menschen, wenn er sich auch anderen Beschäftigungen als dem Ackerbau zuwandte, blieb doch an die Scholle gefesselt. Für jeden Neugeborenen war der Tisch gedeckt; dafür war aber auch niemandem gestattet, im Vertrauen auf seine Tüchtigkeit, auf die bloße Arbeit seine Existenz zu begründen.

Das wird jetzt anders. Rein äußerlich betrachtet, scheint der Unterschied nicht so sehr groß zu sein. Man kann sich die Entstehung der Städte so vorstellen, als seien die Gewerbetreibenden und Handwerker aus einer ganzen Anzahl von Marken in einer einzigen, im Mittelpunkt gelegenen, vereingt worden. Zu ihrem Unterhalt ist offenbar der Ertrag des Landes disponibel, welches sie früher als Hörige auf der terra salica der verschiedenen Marken besessen haben und außerdem diejenige Quote von dem Ertrage des Dorflandes, welche die Bauern schon vorher für Handwerkerarbeit abzugeben pflegten. Aber, und hierin liegt der Unterschied, wer bisher sein Handwerk ausüben, seine Arbeit verkaufen wollte, der mußte warten, bis ein Grundherr ihm dieses durch Belehnung mit einer frei werdenden Zinshube gestattete. Nur wenn eine Lücke frei wurde, bot sich ihm die Möglichkeit, und auch dann entschied oft nicht Geschicklichkeit, sondern Gunst.

In der Stadt ist das anders. Wer hier ein Gewerbe betreiben, sich eine selbständige Existenz gründen will, der wird nicht gefragt: „wo liegt der Acker, von dessen Ertrag du dich und die Deinen ernähren willst, oder wo wohnen die Bauern, die dir zinspflichtig sind?“ Hier heißt es: „Zeige die Arbeit deiner Hände, damit wir sehen, ob du Geschicklichkeit und Kenntnisse besitzest, weise nach, was du bisher durch deinen Fleiß erübrigt, damit wir erkennen, ob dir auch die nötigen Charaktereigenschaften zu teil geworden sind, um Geld und Gut zu erwerben, das Erworbene durch Sparsamkeit zu erhalten.“ Besteht er die Prüfung, so wird ihm nicht, wie dem hörigen Zinsbauer, ein festes, von der Arbeit unabhängiges Einkommen angewiesen, er erhält nur das Recht, an dem Wettbewerb teilzunehmen, sich einen Anteil an den Bodenprodukten, welche vom platten Lande in die Stadt strömen, zu sichern. Er ist einzig und allein auf seine Arbeit gestellt. Ist diese schlecht, so schützt ihn niemand vor Hunger und Elend, übertrifft sie die Leistungen anderer, so kann ihn aber auch niemand hindern, weit mehr zu erwerben, als zu seinem Unterhalt nötig ist, allmählich zu Reichtum und dadurch zu Macht und Ansehen in der Gemeinde zu gelangen.

Um den Unterschied recht klar zu machen, denken wir uns ein isoliertes Gebiet mit einer einzigen Stadt. Die Gesamtproduktion

des platten Landes zerfällt in so viele Anteile, als Grundbesitzer und andere Berechtigte vorhanden sind. Sein Einkommen bezieht der einzelne nicht als Lohn seiner Arbeit, sondern kraft des von ihm besessenen Rechts. Sodann ist es eine Notwendigkeit, eine wirtschaftliche Notwendigkeit, daß auf einer gegebenen Kulturstufe jeder Landbewohner eine bestimmte Quote seines Einkommens für städtische Arbeit abgibt. Die Gesamtmasse der Bodenprodukte, mit welchen das platte Land der Stadt tributpflichtig ist, verteilt sich aber nicht nach einzelnen Rechten. Auf den freien Markt werden die Güter gebracht, und hier entscheidet nicht Recht und Herkommen, sondern einzig und allein die Güte und Menge der Arbeit, welche der Städter zu bieten vermag, über den Anteil, der dem einzelnen zu teil wird.

Daraus folgt, daß, wenn unser Handwerker zehn Söhne besitzt, er nicht blos, wie es bei den hörigen Handwerkern der Fall war, die Hoffnung hat, daß einer von ihnen dereinst sein Nachfolger auf dem Zinshofe werde; alle zehn können ein Handwerk erlernen und jeder einzelne kann sich durch seine Tüchtigkeit ein ebenso großes und ein größeres Einkommen sichern wie es der Vater hatte. Ja, es steht nichts im Wege, daß in der zweiten Generation hundert Enkel in behäbigem Wohlstande die Stadt bewohnen. Wenn aber die Söhne alle untüchtig sind, wenn keiner das Durchschnittsmaß erreicht, so fällt andererseits auch die Hoffnung hinweg, daß trotzdem einer von ihnen, auf das sichere Einkommen aus dem Bodenertrag gestützt, den Stamm fortpflanze. Das Geschlecht wird schon in der ersten Generation verkommen und bald aussterben.

Man wird der Bedeutung, welche die Entstehung der Städte in Deutschland und den übrigen Feudalstaaten für die ganze Kulturentwicklung derselben gehabt hat, keineswegs gerecht, wenn man sich damit begnügt, auf die Teilung der Arbeit und deren segensreiche Folgen hinzuweisen. Es ist das nur eine Folge und nicht einmal die wichtigste. Die eigentliche Bedeutung liegt darin, daß sich in den Städten neue Reservoirs gebildet haben, um den auf dem platten Lande produzierten Menschenüberschuß in sich aufzunehmen und daß dadurch den Organen des alten Bauernstaats die nötige Zuführung frischen Blutes abgeschnitten ist.

Es ist ein überaus rühriges und frisches Leben, das sich in den Städten entfaltet. Vor dem Jahre 1200 kann man eigentlich noch nicht von Städten, wenigstens nicht von einem selbständigen Bürgertum, reden. Im dreizehnten Jahrhundert beginnt die so lange durch die Verfassung des Lehenstaats künstlich zurückgehaltene Entwicklung. Das vierzehnte Jahrhundert ist die eigentliche Heldenzeit, wo im Innern die Handwerker die Teilnahme am Stadtregiment, wo nach außen die Städte gegenüber den alten Ständen die Anerkennung ihrer Gleichberechtigung erkämpfen. Das fünfzehnte Jahrhundert ist die Blütezeit, während sich im sechzehnten bei häufig noch zunehmendem Reichtum bereits die Keime des Verfalls zeigen.

Von allen Seiten strömt die ländliche Jugend der Stadt zu. Hier bietet sich dem Mut und der Kraft ein reich lohnendes Arbeitsfeld. Hier winkt jedem die Hoffnung, nicht blos für sich den Unterhalt gewinnen, sondern auch eine Familie gründen und so für den Fortbestand seines Geschlechts durch die Jahrhunderte wenigstens die Möglichkeit sichern zu können. Den Sohn des Unfreien lockt noch ein Anderes. Er hat Aussicht, in einen höheren Stand emporzusteigen. Denn bald kommt der Satz auf, daß die städtischen Mauern nur persönlich freie Menschen umschließen. Die Erwerbung des Unterhalts ist nicht schwer. Denn schon vor dem Entstehen der Städte war die Kultur eine hohe, hatte sich die Landbevölkerung daran gewöhnt, einen Teil des Einkommens für Arbeit auszugeben. Es gilt nur, die hörigen Handwerker auf dem Lande auszustechen, sie durch bessere Leistungen zu überbieten. Und das fällt dem Städter nicht schwer. Denn gerade durch das enge Zusammenwohnen solcher, die ein und dasselbe Handwerk betreiben und die dadurch hervorgerufene Konkurrenz wird das städtische Gewerbe dem ländlichen bald weit überlegen.

Und mit dem zunehmenden Reichtum und der wachsenden Bedeutung nehmen auch die Kunst und die Wissenschaft ihren Einzug in die Stadt. Der reiche Handelsherr schickt wohl seinen Sohn nach Italien, das in der Entwicklung des Städtewesens um ein paar Jahrhunderte vorausgeeilt ist, um auf den dortigen Universitäten zu studieren. Bald gründen einsichtsvolle Fürsten auch in Deutschland Hochschulen. Wer jetzt sich einer Wissenschaft

oder Kunst widmen will, der braucht nicht mehr zugleich die Bürde des geistlichen Berufs auf sich zu nehmen. Die Städte vermögen ihm Anstellung und reichlichen Erwerb zu verschaffen. Bald kommt es so weit, daß der Abt eines Klosters, wenn er einen Baumeister oder einen kunstfertigen Maler braucht, sich um Aushilfe an den Rat einer Stadt wenden muß. Und kaum kommt die junge weltliche Wissenschaft zum Gefühl ihrer Kraft, so beginnt auch das Anstürmen gegen das Alte, es entbrennt der Kampf zwischen dem Humanismus und der Scholastik.

Mehr und mehr werden den Klöstern durch die Städte die tüchtigen Kräfte entzogen, nach und nach wird der geistliche Stand auf seinen eigentlichen Beruf, die Seelsorge, zurückgedrängt. Die Heerstraße, welche Wissenschaft und Kunst wandeln, führt nicht mehr von Kloster zu Kloster, sie geht jetzt von Stadt zu Stadt, von Universität zu Universität

Ähnlich, wie die Geistlichkeit, wird der Stand der Grundherren in seiner Bedeutung herabgedrückt. Wir wissen, welche wichtige Stellung sie in dem Lehenstaat einnahmen. Als Vorsteher der kleinsten Verwaltungsbezirke, der Marken, waren sie in diesen die Gerichtsherren, zogen sie im Kriegsfall ursprünglich mit der ganzen waffenfähigen Mannschaft ihres Gebiets, später an der Spitze ihres starken Hausgesindes in den Kampf. Jetzt wird ihnen durch das Entstehen der Städte die Lebensader unterbunden. Dem Sohn des Bauern fällt es nicht mehr ein, auf seinen freien Stand zu verzichten, um im Dienste des Herrn den bloßen Unterhalt zu gewinnen, wo ihm in der Stadt eine viel glücklichere Zukunft winkt. Ja, der Herr muß Zwangsmaßregeln ergreifen, um nur das nötigste Hausgesinde zu behalten. Denn massenhaft entlaufen die Hörigen, um in der Stadt den Unterhalt und die Freiheit zu erwerben. Und zugleich lockt der Markt der Städte, die überschüssigen Bodenprodukte nicht mehr zum Unterhalt für eine zahlreiche Hausgenossenschaft, sondern zum Ankauf städtischer Arbeit, fremder Waaren zu verwenden. Nach und nach verwandeln sich die Grundherren in Gutsbesitzer. Aber, indem sie sich nicht mehr als Beamte des Reichs betrachten, indem sie die Pflichten, für deren Erfüllung ihnen ursprünglich ihr Einkommen verliehen

war, allmählich abschütteln, verringert sich auch ihre faktische Bedeutung im Staat.

Indessen können die Städte nicht dauernd in demselben Verhältnis fortwachsen, wie in der ersten Zeit nach ihrem Entstehen. Auch dem Mittelstande sind in seiner Vermehrung bestimmte Grenzen gezogen. Er ist in seinen Unterhaltsmitteln beschränkt auf diejenigen Bodenprodukte, welche das platte Land für städtische Arbeit und Waaren abzugeben im Stande ist. Ist diese Grenze erreicht, so muß, bei gleichbleibenden wirtschaftlichen Verhältnissen, in der Vermehrung der städtischen Bevölkerung ein Stillstand eintreten. Denn der auswärtige Handel spielt zwar innerhalb des Mittelstandes eine wichtige Rolle. Er ist ein Feld, auf welchem dem geschickten und unternehmenden Kaufmann die Erwerbung großer Reichtümer möglich ist. Da aber bei den wenig entwickelten Verkehrsverhältnissen sich die Einfuhr auf feinere Arbeiten und die teuren Kolonialwaren beschränken muß, so wird durch sie der Gesamtmasse der für den Mittelstand disponiblen Unterhaltsmittel verhältnismäßig wenig hinzugefügt.

Ist nun dieser Zeitpunkt, in welchem die städtische Bevölkerung keinen, oder doch keinen wesentlichen Zuwachs mehr erfährt, erreicht, dann ist es dem Mittelstande, dessen Glieder ja durchweg in der Ehe leben, ein leichtes, seine Zahl aus eigenen Kräften zu erhalten und, wenn es nötig ist, zu vermehren. Der Zuzug von außen wird also überflüssig.

Es wäre nun ein großer Irrtum, wenn man annehmen wollte, daß jetzt der Zuzug auch aufhört, daß die überschüssige Menschenproduktion des platten Landes wieder die alten Wege zu wandeln beginnt, daß sie wieder in den Klöstern und den Herrenhöfen ein Unterkommen sucht. Das wäre möglich, ja es wäre notwendig, wenn statt der Städtegründung die Kolonisation eines eroberten Landgebiets erfolgt wäre. In diesem Fall wäre, nach der vollständigen Besetzung des Landes, das gesammte Einkommen in festen Händen, denen es nicht ohne Gewalt wieder entrissen werden könnte.

In der Stadt ist das anders. Hier hat niemand ein Recht auf den dauernden Bezug seines Einkommens. Wer heute noch

seinen genügenden Unterhalt hat, dem kann derselbe morgen schon durch einen tüchtigeren Konkurrenten streitig gemacht werden. Wenn der Bauer die Augen für immer schließt, so fließt die Quelle des Einkommens unverändert fort, denn sie kommt aus der Erde, wo die nie ruhenden Kräfte der Natur wirksam sind, stirbt dagegen der Kaufmann oder Handwerker, so versiegt auch die Einkommensquelle. Wohl kann er seinen Kindern ersparte Güter hinterlassen. Aber diese sind an sich tot, nur die Arbeit vermag ihnen erhöhten Wert zu verleihen. Während jedoch der Bauer das so gut wie unveränderliche Einkommen nur Einem Sohne hinterlassen kann, so daß die übrigen leer ausgehen, kann der Städter in seinen Söhnen mehrere Nachfolger erhalten. Hinterläßt er denselben ein Vermögen, also ersparte Güter, so kann das dem Anfänger zwar das Fortkommen erleichtern, indem es ihm gestattet, sofort auf einem größeren Arbeitsfelde zu beginnen, entscheidend für die Sicherheit des Bestandes und die Höhe des Einkommens bleibt aber immer die eigene Arbeit. Ja, gerade die Größe eines Geschäfts wird dem Nachfolger, der seiner Aufgabe nicht gewachsen ist, verderblich. Denn wo der Tüchtige viel gewinnen kann, da kann der Untüchtige viel verlieren. Darum fällt es auch niemandem ein, aus der Größe des Vermögens, das ein reicher Städter hinterläßt, berechnen zu wollen, mit wieviel er angefangen, während man beim Landmann immer voraussetzt, daß er das ganze Einkommen, das er bezieht, von seinen Vorfahren ererbt hat.

Da nun die städtische Bevölkerung so gut wie die ländliche die Tendenz hat, ihre Anzahl von Generation zu Generation zu verdoppeln, so sind, wenn die Unterhaltsmittel in ihrer Gesamtmasse keinen wesentlichen Zuwachs mehr erfahren, jedesmal bei einem frei werdenden Platz zwei Bewerber vorhanden, die aus dem Mittelstande selbst hervorgegangen sind. Außerdem aber noch ein dritter, der vom platten Lande zugezogen ist. Und der letztere hat keineswegs geringere Aussichten als die beiden andern. Was ihm an Vermögen abgeht, ersetzt er reichlich durch die geeignetere Erziehung, welche das platte Land gewährt. An angeborener Begabung aber sind die Zugezogenen den Stadtsöhnen im Durchschnitt überlegen, denn sie repräsentieren nicht, wie es bei den letzteren

der Fall ist, die Gesamtzahl der Geborenen. Es hat schon eine Ausmusterung stattgefunden: die untüchtigeren und weniger unternehmenden sind auf dem Lande zurückgeblieben.

Die Folge ist, bei scheinbarer Ruhe, ein fortwährender Kampf, ein ewiges Schieben und Stoßen, ein Verdrängen und Verdrängtwerden, ein Aufsteigen und Absteigen auf der Leiter des Glücks.

Wie sich dieser Prozeß vollzieht; in welchem Verhältnis die jeweilige Zusammensetzung der Stadtbevölkerung, die offenbar nach Ländern und Zeiten verschieden sein kann und die wesentlich abhängig ist von der Quantität und Qualität des ländlichen Zuzugs einer- und der Widerstandsfähigkeit der städtischen Bevölkerung andererseits, erfolgt, damit werden wir uns im nächsten Buch eingehender zu beschäftigen haben.

Auf alle Fälle muß, sobald die Gesamtbevölkerung des Landes wieder gegen die Grenze der Unterhaltsmittel, deren Verteilung ja nicht blos eine andere geworden ist, sondern die auch infolge der durch die weitergeführte Teilung der Arbeit hervorgerufenen intensiveren Bewirtschaftung des Bodens eine Mehrung erfahren haben, zu drängen beginnt, auch wieder ein Überschuß an Menschen erzeugt werden. Aber dieser aus der zweiten Bevölkerungsstufe hervorgegangene Überschuß ist seinem ganzen Charakter nach ein wesentlich anderer als derjenige, den wir im Bauernstaat kennen gelernt haben. Dort, im Bauernstaat, hatte lediglich der Zufall der Geburt über das Einkommen entschieden. Sonst bestand kein Unterschied zwischen den Besitzern und den Besitzlosen. Hier dagegen, in der Stadt, setzt sich der Überschuß aus Elementen zusammen, denen die Möglichkeit geboten war, sich ein Einkommen zu verschaffen, sich an dem Wettbewerb zu beteiligen. Aber sie sind im Kampf ums Dasein unterlegen. Sie sind zu leicht befunden, es fehlt bei ihnen irgendwo, sei es an Charaktereigenschaften, sei es an der Begabung, sei es an beiden. Dort sind vollwichtige Körner mit leichteren gemischt, wie eben die Natur das Getreide hervorbringt, hier ist es das durch ein Sieb gefallene Hinterkorn. Dort hat sich das Band, welches den einzelnen an die Scholle knüpfte, nicht vollständig gelöst. Wem es nicht gelingt, durch eigene Kraft

seinen Unterhalt zu gewinnen, der hat im Notfall immer seine Zuflucht, seinen Unterschlupf auf dem elterlichen Hofe. Hier dagegen ist nichts übrig geblieben, nachdem die Quelle des Einkommens aufgehört hat zu fließen, nachdem die etwa ererbten Güter aufgezehrt sind. Darum werden jetzt in den Städten Institute nötig, deren das platte Land nicht bedurfte: Krankenhäuser für Arme, Spitäler für Arbeitsunfähige. Die Gesamtheit der Erwerbsfähigen muß für die Masse der Erwerbsunfähigen eintreten, einen Teil ihres Einkommens für den Unterhalt derselben abgeben. Aber diese Häuser nehmen nur Alte und Gebrechliche auf. Die Jungen und die Gesunden sind auf sich selbst angewiesen. Sie müssen, da ihnen die Stadt den Unterhalt nicht zu gewähren vermag, sich nach einer anderen Erwerbsquelle umsehen. Und diese finden sie in dem neu entstehenden Institute der Landsknechtheere.

Durch die Entstehung der Landsknechtheere wird in wirtschaftlicher Hinsicht die durch das Aufkommen des Bürgertums gestörte Harmonie wiederhergestellt. War im Bauernstaat, wie wir sahen, der fortwährend produzierte Überschuß genötigt gewesen, in ehelosem Stande sich zum Wohle des Ganzen verbrauchen, aufzehren zu lassen, so findet er jetzt in den Städten Gelegenheit zur Fortpflanzung, indem die Arbeit ihm ein selbständiges Einkommen verschafft. An seine Stelle und teilweise auch in seine Funktionen tritt jetzt die überschüssige Menschenproduktion des Mittelstandes. Die Landsknechtheere sind der Abzugskanal, welcher diese entbehrlichen Elemente den Städten entführt.

Die Entwicklung ist weiter hinausgeschoben, die Bevölkerungskette hat sich um ein Glied verlängert.

Es war nun eine große Aufgabe, welche die Zeit des ausgehenden Mittelalters der Staatskunst stellte. Sie bestand darin, für die von Grund aus umgestalteten wirtschaftlichen Verhältnisse nunmehr auch die politische Form zu finden. Denn die Entwicklung ist nicht innerhalb der Verfassung erfolgt, sondern der Verfassung zum Trotz. Noch besteht der alte Lehenstaat in der bisherigen Form, sich in seinem hierarchischen Aufbau aus Bauern, Herren, weltlichen und geistlichen Fürsten und dem Kaiser als Haupt zusammensetzend. Daneben steht der städtische Mittelstand, dem Reiche

nur lose angegliedert. Endlich bilden die Landsknechte gewissermaßen einen Staat im Staat. Sie sind heimatlos. Im Kriege von allen Ständen eifrig umworben, werden sie im Frieden verfolgt und gehetzt wie das Wild.

Und doch sind die verschiedenen Bevölkerungsstufen aufeinander angewiesen, voneinander abhängig wie die Glieder eines Körpers. Den alten Ständen ist jetzt, nachdem ihnen der Zuzug abgeschnitten ist, die geistige Arbeit des Mittelstandes unentbehrlich, dieser braucht die Bodenprodukte der Grundbesitzer, und beide sind wehrlos ohne die Landsknechtheere. Viel wichtiger aber ist der innere Zusammenhang. Es sind nicht drei selbständig nebeneinander bestehende Bevölkerungsklassen, es sind nur verschiedene Entwicklungsstufen desselben Organismus.

Die Art, wie sich die einzelnen Staaten mit der ihnen gestellten Aufgabe abfinden, ist für ihr späteres Schicksal von großer Bedeutung. Es kam offenbar nicht blos darauf an, den Mittelstand und den aus demselben hervorgehenden Überschuß in den Staatsorganismus aufzunehmen. Gleichzeitig mußte eine Umformung der alten Stände vorgenommen werden. Der geistliche Stand hatte den größeren Teil des Wirkungskreises, der ihm im mittelalterlichen Bauernstaat zugefallen war, an den städtischen Mittelstand abtreten müssen. Das gewaltige, aus dem ungeheuren Grundbesitz fließende Einkommen, das sich gerade infolge der Entstehung der Städte noch vermehrt hatte, stand in gar keinem Verhältnis mehr zu der geleisteten Arbeit. Ähnlich stand es mit dem Adel. Auch hier hatte eine Verminderung der Pflichten, eine Vermehrung der Rechte stattgefunden. Seine Hauptaufgabe, die Verteidigung des Landes, war dem Adel durch die Landsknechtheere abgenommen, aber gerade dadurch, daß er nun nicht mehr ein zahlreiches Hausgesinde zu unterhalten brauchte, war sein Einkommen bedeutend gestiegen. Zweierlei war möglich: entweder es mußte der Geistlichkeit wie dem Adel ein neues Arbeitsfeld angewiesen, oder es mußten Einkommen und Einfluß derselben dem verkleinerten Wirkungskreise entsprechend reduziert werden.

Am wenigsten glücklich ist man mit der Lösung der Aufgabe in Frankreich. Hier zuerst werden die Landsknechtscharen zum

stehenden Heere gesammelt. Es wird dadurch ein immer offener Kanal geschaffen, der breit und tief genug ist, um den ganzen Überschuß der zweiten Bevölkerungsstufe in sich aufzunehmen. Um das Heer unterhalten zu können, wird der städtische Mittelstand gezwungen, in Gestalt von Steuern, Zöllen und anderen Abgaben einen Teil seines Einkommens an den Staat abzutreten. Auf beide, auf den Mittelstand und seinen Überschuß, gestützt, beginnt dann das Königtum den langwierigen Kampf gegen die alten Stände. Aber man begnügt sich damit, die Macht derselben zu brechen, sie zum Gehorsam gegen die Krone zu zwingen. Ihr Einkommen wird ihnen gelassen, ihre Rechte werden nicht angetastet, auch wird ihnen kein neues Arbeitsfeld angewiesen. So bleiben sie in ihrer Isoliertheit bestehen. Es wird keine Brücke gebaut, keine Verbindung mit der zweiten Bevölkerungsstufe hergestellt. Wir finden daher in dem scheinbar so festgefügten, viel bewunderten Staatsgebäude Ludwigs XIV. zwei Staatsformen nebeneinander, die nur durch den losen Kitt des absoluten Königtums zusammengehalten werden: den alten Lehenstaat mit Einer und den neuen Militärstaat mit zwei Bevölkerungsstufen. Der letztere setzt sich zusammen aus den Bauern, dem Bürgerstand und dem stehenden Heer. Es ist ein organisches Gebilde. Der fortwährend auf dem platten Lande produzierte Überschuß an Menschen findet seine Verwendung in den Städten, der Überschuß des Mittelstandes wird im Heere zum Besten des Staates verbraucht. Diese Hälfte des Staates, also Bauern, Mittelstand und Heer, trägt alle Lasten, leistet die ganze Arbeit. Aus ihr gehen die Vertreter der Wissenschaft und Kunst hervor, die Richter und die Beamten, die niedere Geistlichkeit, welcher die Seelsorge obliegt, der ganze Handels- und Gewerbsstand, sie endlich bilden die Wehrkraft des Landes. Rechte aber besitzen sie gar keine.

Der Adel bezieht sein Einkommen aus dem sehr umfangreichen Grundbesitz. Dieses Einkommen ist, wie wir wissen, seiner Natur nach sehr sicher, kann dafür aber auch nur wenig und nur sehr langsam erhöht werden. Die Folge ist, daß die Zahl der besitzenden Familien notwendig stabil bleiben muß. Der Adel würde sich nun in seiner isolierten Stellung nicht lange behaupten können,

er müßte eine Verbindung mit dem Mittelstand suchen, wenn sich nicht für den produzierten Überschuß eine Gelegenheit fände, den Unterhalt zu erwerben, und zwar in cheloſem Stande. Diese Gelegenheit bietet der geistliche Stand. Die höhere Geistlichkeit, sehr zahlreich, sehr reich und sehr vornehm, scheint keinen anderen Zweck zu haben, als die jüngeren Söhne des Adels mit einträglichen Sinekuren zu versehen. Ein eigentliches Arbeitsfeld fehlt ihr so gut wie dem Adel, am wenigsten machen ihr geistliche Verrichtungen Sorge.

Denkt man sich das Gesamteinkommen, welches Adel und Geistlichkeit aus ihrem Grundbesitz beziehen, in zwei Hälften geteilt, so steht die eine den dauernden Familien zur Verfügung, die andere dient zum Unterhalt der überschüssigen Elemente, unter der Bedingung, daß sie auf die Fortpflanzung ihres Geschlechts verzichten. Man kann diesem Staat im Staat die innere Harmonie nicht absprechen. Dieselbe bleibt ungestört, so lange das numerische Verhältnis der beiden Stände zu einander das richtige bleibt, solange die Geistlichkeit im Stande ist, die ganze überschüssige Produktion des Adels in sich aufzunehmen.

Adel und Geistlichkeit bilden die eigentliche Gesellschaft. Sie *sind* nicht blos die Gesellschaft, sondern sie leben auch nur für die Gesellschaft. Alle ernste Arbeit ist aus diesem Kreise verbannt. Ämter nimmt der Adel nur an, wenn mit denselben ein hohes Einkommen, aber gar keine oder nur wenig Arbeit verbunden ist. Wer die Neigung dazu hat, erwirbt wohl eine Offiziersstelle in einem der vornehmeren Regimenter. Meist durch Kauf und gleich eine höhere Charge. Natürlich ohne die Beschwerlichkeiten des Dienstes auf sich zu nehmen.

Der Staat ist in zwei Hälften geteilt. Er besteht aus Menschen erster und Menschen zweiter Klasse. Die einen verrichten die Arbeit, die andern leben nur dem Genuß.

Diese Zustände mußten um so unnatürlicher erscheinen, als sich die Bedeutung des Bürgertums immer mehr hob, die privilegierten Stände immer mehr in erschlaffendes Nichtsthun versanken.

Das Königtum war mit der Lösung der ihm gestellten Aufgabe nicht fertig geworden. In der großen Revolution wird sie wieder aufgenommen. Dieses Mal aber vom Volke: die Arbeitsbienen fallen über die Drohnen her.

Ganz anders ist die Entwicklung in Großbritannien. Hier gewinnt der Mittelstand das Übergewicht. Indem er im Hause der Gemeinen eine Vertretung erhält, wird es ihm möglich, auf den Gang der Politik Einfluß zu üben, sich an den Staatsgeschäften zu beteiligen. Durch die Reformation sind die Stifter und Klöster aufgehoben. Ihr Einkommen ist vom Staat eingezogen. Die Geistlichkeit, auf die Seelsorge beschränkt, ist infolge der Aufhebung des Cölibats in den Mittelstand übergetreten. Sie eignet sich nicht mehr dazu, den Überschuß der ersten Bevölkerungsstufe aufzunehmen und zu verbrauchen. Dadurch wird die isolierte Stellung des grundbesitzenden Adels eine Unmöglichkeit. Er wird genötigt, für seine jüngeren Söhne ein anderweitiges Unterkommen zu suchen. Dieses findet er aber nur im Mittelstand. So fällt die einst beinahe unübersteigliche Schranke zwischen Adel und Bürgerstand. Zahlreich tritt der Überschuß des ersteren in den letzteren ein, um an der Arbeit teilzunehmen, durch dieselbe den Unterhalt zu erwerben. Und umgekehrt wird es dem glücklichen Kaufmann, der durch Handel reich geworden ist, möglich, Ländereien zu kaufen und so in die erste Bevölkerungsstufe, in den Stand der Grundbesitzer, zurückzutreten.

Je mehr nun Handel und Industrie zunehmen, desto größer wird auch das Übergewicht des Mittelstandes, bis er schließlich den Adel und mit ihm das Königtum vollständig in den Schatten stellt. Dieser Prozeß vollzieht sich jedoch erst in einem späteren Entwicklungsstadium. Seine Vorbedingung ist die Entstehung der dritten Bevölkerungsstufe, des Arbeiterstandes, und die dadurch ermöglichte volle Entwicklung des Handels- und Industriestaates. Darauf wird später zurückzukommen sein.

Vorläufig haben wir in England das folgende Schema: Adel und Bauernstand unterscheiden sich nur durch die Größe des Grundbesitzes. Beide liefern den von ihnen produzierten Überschuß an Menschen an den Mittelstand ab; dessen Überschuß hinwiederum wird verbraucht und verzehrt durch das stehende Heer, die Marine, und in hervorragender Weise durch die Handelsflotte.

Auch diesem Staatswesen läßt sich die innere Harmonie nicht absprechen. Der Bevölkerungsstrom fließt ruhig dahin. Gefährliche Stauungen sind nicht wohl möglich und das Ausströmen der Fluten in das offene Meer ist gesichert.

Während so in England und Frankreich, sowie in den meisten übrigen europäischen Staaten, das Absterben des Lehenstaates zugleich die Entstehung des nationalen Einheitsstaates bedeutet, haben in Deutschland die Kämpfe, welche den alten Bauernstaat vernichten, den vollständigen Zerfall des Reiches, die Zertrümmerung desselben in einzelne Territorialstaaten zur Folge. Es zeigte sich, daß Kaiser und Reich der ihnen gestellten Aufgabe nicht gewachsen waren. Die Umformung, die politische Neubildung vollzieht sich infolgedessen nicht im Rahmen des Reichs, sondern innerhalb der Grenzen der Territorialherrschaften.

Gerade die Bildung, oder doch wenigstens das Erstarken der Einzelstaaten, ist eine der wichtigsten Folgen, welche das Aufkommen des Mittelstandes in Deutschland gehabt hat. Früher waren die Fürsten nur ein Glied in der hierarchischen Ordnung des Reichs. Sie waren zwar die Oberheerführer ihres Gebiets, aber das Heer setzte sich zusammen aus den einzelnen Kontingenten, welche die vielen Herren zu stellen hatten. Von dem guten Willen dieser waren sie also abhängig, sie konnten nicht frei verfügen über die Heereskraft. Das ändert sich jetzt. Der Bürgerstand in den Fürstenstädten bietet die Mittel, um die Macht der adeligen Vasallen zu brechen, sie allmählich beiseite zu schieben. Die Städte geben mit ihren Steuern und Zöllen die Grundlage für ein neues Finanzsystem. Aus ihnen werden die fürstlichen Beamten genommen, aus ihnen geht das Material für die Söldnerheere hervor. So entsteht das bunte und verworrene Bild, welches am Ausgang des Mittelalters das deutsche Reich bietet. Zwei Staatssysteme sind in eigentümlicher Weise in einander geschachtelt. Das eine besteht in seiner hierarchischen Abstufung aus dem Kaiser, Fürsten, Herren und Bauern, das andere aus den Fürsten, Beamten, Bürgern und Bauern.

In den einzelnen Staaten ist die Entwicklung eine sehr verschiedene. Wichtig ist hier vor allem, ob sich der betreffende

Fürst der Reformation zuwendet, oder ob er an der alten Lehre festhält. Ist das letztere der Fall, so gestalten sich die Dinge ähnlich, wie in Frankreich. Der geistliche Stand bleibt in seiner alten Formation bestehen, wirtschaftlich und politisch eng verbunden mit den adeligen Grundbesitzern. Wo die geistlichen Pfründen nicht ausreichen, um alle jüngeren Söhne des Adels unterzubringen, da hilft wohl der Staat mit Sinekuren aus. So waren beispielsweise bis in unser Jahrhundert hinein in Bayern die meisten wichtigeren Ämter doppelt besetzt: mit einem Adeligen, welcher den Gehalt bezog, und einem Bürgerlichen, der die Arbeit verrichtete.

Nur in Einem deutschen Staate erwächst ein eigenartiges politisches Gebilde, das weder mit dem französischen, noch mit dem englischen zu vergleichen ist: in Preußen. Äußerlich betrachtet, hat es wohl noch am meisten Ähnlichkeit mit dem ersteren. Auch in Preußen bildet sich, gestützt auf die Finanzkraft des Mittelstandes und auf das, aus dem Überschuß der Städte sich rekrutierende, geworbene Heer, die absolute Militärmonarchie aus. Auch hier wird schon unter dem großen Kurfürsten der Kampf mit den Ständen, mit dem übermächtigen Grundadel, siegreich durchgekämpft. Aber, und darin liegt der große Unterschied, man begnügt sich nicht damit, die Macht des Adels zu brechen, man sucht ihn in das Interesse des Staates zu ziehen, ihn dem Ganzen dienstbar zu machen.

Friedrich der Große hat die Regierungsmaxime, nach welcher schon seine großen Vorgänger aus dem Hohenzollerngeschlechte handelten, in Worte gefaßt. Sie lautet: „Der König ist nur der erste Diener des Staates." Im Gegensatze zu den französischen Königen fassen die Hohenzollernfürsten die ihnen von Gott übertragene Regierungsgewalt als ein Amt auf, als ein Amt, mit welchem schwere Verantwortung und große Pflichten verknüpft sind. Der Staat ist nicht um ihretwillen da, sondern sie um des Staates willen. Sie ordnen sich ihm unter, sie betrachten es als eine heilige Pflicht, die ganze Kraft, alle Fähigkeiten, die ihnen verliehen, für das Wohl des Ganzen einzusetzen.

Wenn aber der Monarch selbst nur ein Diener des Staates ist, wie viel mehr sind es dann die Unterthanen. Niemand hat

danach das Recht, sein Einkommen müssig zu verzehren. Aus welcher Quelle und kraft welchen Rechtes der einzelne immer seinen Unterhalt beziehen mag, er muß ihn stets wieder verdienen durch die Arbeit, die er im Staat und für den Staat leistet.

Das wird ermöglicht durch eine neue politische Institution, vielleicht die bedeutendste, die seit Ausgang des Mittelalters in irgend einem Staate geschaffen wurde. Ich meine das preußische Heer, oder richtiger das preußische Offizierkorps.

Worin besteht das Wesen desselben und wodurch unterscheidet es sich von den Offizierkorps früherer Zeiten und anderer Länder?

Wohl nie ist ein Mann auf einem Thron gesessen, der so frei von Vorurteilen war, wie der Philosoph von Sanssouci, wohl nie sind Leute, welche glaubten, Kenntnisse und Fähigkeiten durch vornehme Geburt ersetzen zu können, mit so herbem Spott heimgeschickt worden, wie von ihm, und dennoch hat gerade Friedrich der Große, der bei allen übrigen Ämtern nur auf die persönlichen Eigenschaften des Bewerbers sah, mit der größten Strenge darauf gesehen, daß nur Adelige in sein Offizierkorps aufgenommen wurden. Schon dieser Umstand sollte davon abhalten, wie es auch heute noch so häufig geschieht, über die Bevorzugung des Adels im Heere als über eine fürstliche Schwäche halb mitleidig, halb ärgerlich die Achseln zu zucken. In Wirklichkeit war und ist sie die eigentliche Grundlage der Armee und damit der Größe Preußens und Deutschlands.

Die Bevölkerung Preußen-Brandenburgs war aus den Stürmen des Reformationszeitalters in einer ähnlichen Zusammensetzung hervorgegangen wie die der anderen deutschen Staaten. Nur war hier infolge der Besiedelung slavischen Gebiets und der gerade in Preußen häufigen Bauernlegungen der mittlere Grundadel ein besonders zahlreicher. Diesem waren nun durch die Einführung der evangelischen Lehre die geistlichen Pfründen und damit der Unterhalt für die jüngeren Söhne entzogen. Außerdem war ihm durch die sich mehr und mehr zum Absolutismus ausbildende Fürstengewalt in langen und schweren Kämpfen die Bedeutung eines politischen Standes genommen. So schien der Adel verurteilt

zu sein, entweder durch Teilungen des Besitzes zu verarmen und allmählich in den Bauernstand überzugehen, oder sich, wie in England, an der gewerblichen Thätigkeit des Mittelstandes zu beteiligen. Beides wurde vermieden durch die Einführung des stehenden Heeres mit seinem Offizierkorps.

Dieses letztere bildet, so groß auch äußerlich betrachtet die Verschiedenheit ist, in bevölkerungspolitischer Hinsicht einen Ersatz für die aufgehobenen Institute der römischen Kirche: die Klöster, Stifter und Kapitel. Wie sie früher in diese eintraten, widmen sich jetzt die jüngeren Söhne des Adels dem Dienste des Königs, der ihnen dafür den Unterhalt gewährt. Aber dieser Unterhalt ist so knapp bemessen, daß er jahrelang einen Zuschuß nötig macht. Mit Absicht. Denn nicht das Geld soll den Lohn bilden für die geleisteten Dienste, sondern die Ehre, einem Stande anzugehören, welcher der Person des Fürsten nahe steht, der von ihm auf alle Weise ausgezeichnet wird. Zwar gelten für den Offizier nicht die Cölibatgesetze der Geistlichkeit, aber das Einkommen ist, wenigstens während des eigentlichen Heiratsalters, ein so geringes, daß es unmöglich ist, eine Familie damit zu begründen. Zudem bedarf es zum Eingehen einer Ehe der Erlaubnis des Fürsten. Und diese wird nur gewährt, wenn genügend reichliche anderweitige Hilfsquellen nachgewiesen werden. Die große Masse der Offiziere lebt infolgedessen im ehelosen Stande. Dadurch wird fortwährend die Zuführung frischer Kräfte nötig. Dem Stande der adeligen Grundbesitzer aber bleiben Stellen offen, um seine jüngeren Söhne unterzubringen. Indem derselbe so Teilungen des Besitzes oder größere Auszahlungen vermeidet, erhält er sich selbst wirtschaftlich gesund. Der Staat dagegen erhält auf diese Weise ein wohlfeiles, weil zum größten Teil aus dem Ertrag der Familiengüter unterhaltenes Offizierkorps.

Alle stehenden Heere sind einer großen Gefahr unterworfen, und die meisten sind derselben erlegen. Während im Mittelalter mit seinem Fehdewesen eigentlich fortwährend Krieg herrschte, sind in der neueren Zeit die Friedensperioden lang, die Kriege selten geworden. Da geschieht es denn leicht, daß der Ernst schwindet, daß die Übungen lässig betrieben werden, daß sie sich in bloße

Schaustellungen und Paraden verwandeln. Bedarf es doch großer Ausdauer, ja Aufopferung, wenn ein ehrgeiziger und begabter Mann in ewiger Vorbereitung sich ein Leben lang geistig und körperlich abmühen muß, mit der Aussicht, vielleicht einmal seine Kenntnisse und Fähigkeiten im Ernstfall erproben, vielleicht einmal die Früchte seiner Arbeit ernten zu können.

Die angedeutete Gefahr ist nur zu vermeiden, wenn auch im Frieden dem Verdienste der Lohn zu teil wird, und zwar ein Lohn, der auch dem Hochstehenden und Reichen noch begehrenswert erscheint. Was für die Pflanze das Tageslicht, das ist für das Heer die unablässige Fürsorge, die hingebendste Mitarbeit des Monarchen. Und daran hat es in Preußen nie gefehlt. Die Hohenzollern haben nicht nur mit weitem, staatsmännischen Blick das Offizierkorps ins Leben gerufen, auch die Erhaltung desselben ist ihr eigenstes, in unermüdlicher, Jahrhunderte langer Arbeit geschaffenes Werk.

Nach dieser Richtung wird kaum jemals Gefahr drohen, solange sich das Schwert Deutschlands in den Händen preußischer Könige befinden wird.

Eine andere Gefahr könnte entstehen, wenn durch reichlichere Dotierung auch der niederen Grade der Offizierstand zu einem einträglichen Gewerbe herabgedrückt würde. Doch ist das vorläufig kaum zu befürchten, da von den maßgebenden Teilen der eine so wenig Neigung zum Geben besitzt wie der andere zum Nehmen. Ernstlich würde diese Gefahr jedoch werden, wenn infolge der eigenartigen wirtschaftlichen Verhältnisse, die gegenwärtig herrschen, der Stand der größeren Grundbesitzer, aus dem auch heute noch der Kern des preußischen Offizierkorps hervorgeht, in seiner Zahl eine erhebliche Minderung oder in seinen Vermögensverhältnissen eine bedeutende Schwächung erführe.

Doch vorläufig genug hiervon. Wir haben in Preußen bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts das folgende Bevölkerungsschema: die Grundlage ist, wie überall, der Stand der großen und kleinen Grundbesitzer, Adel und Bauern. Aus dem Überschuß der letzteren bildet sich der Mittel- oder Bürgerstand und dessen Überschuß wieder findet seine Verwendung in dem stehenden Heere.

Der Überschuß des Adels dagegen tritt, unter Umgehung des Mittelstandes, direkt in das Heer über, doch in bevorzugter Stellung. Die tiefe Kluft, welche in der preußischen Armee von jeher zwischen Offizieren und Soldaten bestand, wodurch sie sich so wesentlich von den alten Landsknechtheeren und den Armeen der anderen Völker unterscheidet, rührt also daher, daß die beiden Bestandteile verschiedenen Bevölkerungsstufen angehören. Das ändert sich, als zu Anfang unseres Jahrhunderts die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wird und die Offizierstellen auch Bürgerlichen zugänglich gemacht werden. Daß aber das preußische Offizierkorps aus diesen großen Wandlungen in ungeschwächter Kraft hervorging, das verdankt es der Gesundheit seines Kerns, in welchem die Arbeit von Jahrhunderten aufgespeichert war, und vor allem der einsichtigen und rastlosen Thätigkeit der Herrscher.

Drittes Kapitel.

Die Entstehung der dritten Bevölkerungsstufe.

Es unterliegt ja gewiß keinem Zweifel, daß zu allen Zeiten Menschen vorhanden sind, die nur körperliche Arbeiten verrichten und dadurch ihren Unterhalt gewinnen. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß es auch eine eigene Bevölkerungsklasse geben muß, deren Glieder auf die bloße körperliche Arbeit nicht nur ihre Existenz, sondern eine Familie gründen können. In dem Staat mit nur zwei Bevölkerungsstufen, wie wir ihn im letzten Kapitel betrachtet haben, ist das nicht der Fall. Das platte Land kennt keine eigentlichen Tagelöhner. Die Arbeiten auf den größeren Gütern werden verrichtet von Fronbauern, die ihren Unterhalt aus dem Ertrag ihres eigenen unfreien Hofes beziehen, oder von ledigen Knechten, denen die Gründung einer Familie erst möglich wird, wenn sie in die Klasse der Fronbauern eintreten. Nicht anders ist das in der Stadt. Die Gewerbe werden hier handwerksmäßig betrieben. Der Meister und seine Arbeiter: die Gesellen und Lehrlinge, gehören einer und derselben Bevölkerungsstufe an. Zwischen ihnen besteht nur ein Altersunterschied. Erreichen auch nicht alle das erstrebte Ziel, so hat doch jeder Geselle und jeder Lehrling begründete Hoffnung, dereinst sein Handwerk als selbständiger Meister ausüben zu können. Jedenfalls muß er mit dem Eingehen einer Ehe bis dahin warten.

Man sagt gewöhnlich, die Dampfmaschine habe den Arbeiterstand geschaffen. Das ist doch nicht richtig. Die großen Handelsrepubliken Norditaliens hatten schon im Mittelalter einen zahlreichen Arbeiterstand. In den süddeutschen Reichsstädten hatte die Bildung

eines solchen im 16. Jahrhundert begonnen. Die Entwicklung wurde hier durch den dreißigjährigen Krieg unterbrochen. Die Bevölkerung des niederländischen Handels- und Industriestaates endlich hatte schon im 17. und 18. Jahrhundert eine ähnliche Zusammensetzung wie die heutige englische. Doch ist nicht zu läugnen, daß die Einführung des Dampfbetriebes die Entstehung der dritten Bevölkerungsstufe außerordentlich begünstigt, die große Vermehrung derselben, wie sie in unserem Jahrhundert in allen Kulturstaaten stattgefunden, erst ermöglicht hat.

Die notwendige Voraussetzung für die Bildung der dritten Bevölkerungsstufe ist, daß man aufhört, die Gewerbe oder doch einige derselben handwerksmäßig zu betreiben. Diese Ersetzung des Kleinbetriebs durch den Großbetrieb erfolgt durch die Vermittlung des Handels. Jeder Handwerker ist von einem gewissen Kundenkreis abhängig. Solange er in direktem Verkehr mit den Konsumenten bleibt, kann zwar ausgezeichnete Arbeit seinen Ruf ausbreiten, den Absatzkreis erweitern, aber naturgemäß nimmt die Anziehungskraft mit der Entfernung ab, so daß das Gebiet, welches er beherrscht, immer ein räumlich eng begrenztes bleibt. Das ändert sich, wenn der Kaufmann mit größeren Bestellungen an den Handwerker herantritt, um die übernommene Ware in fremde Länder oder in andere Gegenden desselben Landes zu führen, wo dieselbe überhaupt nicht oder nicht in gleicher Güte produziert wird. Jetzt sind die Schranken, welche der persönliche Verkehr zwischen Produzenten und Konsumenten um das Absatzgebiet zog, gefallen, das letztere kennt keine natürlichen Grenzen mehr.

Die Folge ist bald eine Änderung in der Produktion. Der handwerksmäßige Betrieb setzte voraus, daß jeder Ausübende dereinst selbständiger Meister würde. Jeder einzelne mußte deshalb alle Manipulationen kennen lernen, um später allein oder doch mit wenig Hilfskräften die sämtlichen in das Handwerk einschlagenden Arbeiten liefern zu können. Das wird jetzt anders. Während das Handwerk auch in den größten Werkstätten nur ein Nebeneinanderarbeiten kennt, beginnt in der Manufaktur ein organisches Zusammenarbeiten. Durch die Arbeitsteilung und die Anwendung der Maschinen wird das Arbeitsprodukt ein besseres. Dagegen

werden an die geistigen Fähigkeiten des Arbeiters nicht mehr so hohe Anforderungen gestellt. Auch der minder begabte vermag es durch Übung auf einem engen Arbeitsfelde zu großer Fertigkeit zu bringen. Jene Eigenschaften aber, die beim handwerksmäßigen Betrieb erst den tüchtigen Meister ausmachen, und die sich in der geschickten Leitung der Arbeiten und dem kaufmännischen Betrieb des Geschäftes zeigen, sind für den Arbeiter entbehrlich geworden. Das alles besorgt nunmehr der Unternehmer. Zwischen diesem und den Arbeitern hat sich eine tiefe Kluft gebildet. Ist er auch häufig aus dem Arbeiterstande hervorgegangen, so steht doch der großen Menge von Arbeitern eine so kleine Anzahl von Unternehmern gegenüber, daß der einzelne Arbeiter fast gar keine Hoffnung hat, es jemals zum selbständigen Industriellen zu bringen.

Die Folge ist, daß die unselbständigen, von einem Unternehmer abhängigen Arbeiter in die Ehe treten. So hat sich aus dem Überschuß des Mittelstandes, der zweiten Bevölkerungsstufe, eine dritte, der selbständige Arbeiterstand, gebildet. Das Einkommen desselben besteht ganz oder doch zum größten Teil aus dem Ertrag der bloßen körperlichen Arbeit. Dieses Einkommen ist, wie wir sahen, wenig variabel, denn das kräftigste Paar Arme vermag nicht mehr zu leisten als zwei Paar normale.

Es ist klar, daß nach Einführung der Manufakturen und Fabriken nicht mehr, sondern weniger Menschen erforderlich sind, um dasselbe Quantum an Waaren hervorzubringen, wie früher bei dem handwerksmäßigen Betrieb. Da nun in einem isolierten Lande, das also keinen auswärtigen Handel treibt, die Zahl der Gewerbetreibenden abhängig ist von dem Quantum an Lebensmitteln, welches die ländliche Bevölkerung für städtische Arbeit abzugeben im Stande ist, so muß auch jetzt die Bevölkerung notwendig eine stabile bleiben. Der Überschuß der Landbevölkerung tritt in den Mittelstand über, dessen Überschuß in den Arbeiterstand und der hier erzeugte Überschuß endlich wird in das Heer aufgenommen.

Ein solcher Fall jedoch, daß sich die vielen kleinen Betriebe zu großen Fabriken vereinigen, dürfte in einem isolierten Lande

nicht leicht eintreten. Gewöhnlich wird dieser Prozeß eingeleitet durch den emporblühenden auswärtigen Handel. Dadurch wird die Sachlage eine ganz andere. Die dritte Bevölkerungsstufe ist jetzt in ihrer Zahl nicht mehr beschränkt durch die im Lande selbst produzierten Lebensmittel. Ihre Vermehrung kann solange fortschreiten, als in irgend einem Teile der Erde Leute vorhanden sind, die ihre Waren zu kaufen vermögen, das heißt, die Arbeit gegen die notwendigen Unterhaltsmittel einzutauschen in der Lage sind.

Auch hier pflegt der Übergang eines Staates zum Handels- und Industriestaat, vorausgesetzt, daß der Prozeß sich natürlich vollzieht und nicht künstlich hervorgerufen wird, das goldene Zeitalter für den Arbeiter zu sein. Die Löhne sind hoch, da die Arbeiter knapp sind. Die Fabriken nehmen den ganzen vom Mittelstand produzierten Überschuß auf. Die stehenden Heere haben Not, sich zu rekrutieren. Die Regierungen entschließen sich, vom Werbesystem zur allgemeinen Wehrpflicht überzugehen. Man hat selbst Mühe, die geringe Anzahl von Berufssoldaten, die man für die Unteroffiziersstellen braucht, zum Weiterdienen zu bewegen. Der hohe Arbeitslohn ermöglicht dem Arbeiter das Heiraten. Ja, die Ehe wird vorteilhaft für ihn, denn auch die Frauen und selbst die Kinder finden schon in zarter Jugend Beschäftigung und Verdienst in den Fabriken.

So muß die Zahl der Arbeiter rasch anwachsen. Denn die natürliche Vermehrung innerhalb des Arbeiterstandes selbst ist eine sehr große. Sie ist größer als in den beiden anderen Bevölkerungsstufen. Bei der ersten, dem Bauernstand, muß der Sohn solange mit dem Eingehen einer Ehe warten, bis es dem Vater gefällt, ihm den Hof zu übergeben. Bei dem Mittelstande muß die Mehrzahl sich erst selbst eine gesicherte Stellung schaffen. Es wird vorteilhaft, die Ehe hinauszuschieben, denn mit den Jahren pflegt das Einkommen zu steigen. Das ist bei der dritten Bevölkerungsstufe nicht der Fall. Der jugendliche Arbeiter verdient in der Regel ebensoviel, ja mehr, als der ältere. Es ist darum vorteilhaft, früh zu heiraten: damit die Kinder groß sind und sich selbst durchbringen können, wenn die Kräfte des Vaters nachzulassen beginnen. Die körperlichen Kräfte pflegen sich ja schneller abzunutzen als die

geistigen. Ein Sechziger kann als Beamter noch ausgezeichnete Dienste leisten, als Kaufmann noch vollkommen den Geschäften gewachsen sein, ein sechzigjähriger Arbeiter ist in der Regel nicht viel mehr wert.

Diese natürliche Vermehrung wird nun noch verstärkt durch den fortwährend vom Mittelstand produzierten Überschuß. So ist es begreiflich, daß selbst eine wachsende Industrie dieser rapiden Vermehrung der Arbeiter nicht zu folgen, daß sie nicht mehr alle Kräfte zu beschäftigen vermag. Bald kommt es auch hier zur Produktion eines Überschusses.

So hat sich unsere Bevölkerungskette wieder um ein Glied verlängert und es ist das dritte Mal, daß wir auf einen Überschuß stoßen. Aber dieser Überschuß hat sich wieder verschlechtert: er ist abermals durch ein Sieb gefallen. Es sind diejenigen, welche auch als Arbeiter keine Beschäftigung mehr finden: die körperlich schwachen, die geistig niedrig stehenden, vor allem aber solche, denen die nötigsten Charaktereigenschaften fehlen: Fleiß und Ausdauer. Und abermals wird dieser Überschuß von einer Armee aufgenommen von der Armee der Vagabunden und Landstreicher. In Deutschland allein schätzt man ihre Anzahl auf fünfzig- bis sechzigtausend, und in manchem anderen Lande dürfte sie kaum geringer sein.

Die Vagabundenfrage ist ja gegenwärtig eine der sogenannten brennenden, und man hat die verschiedensten Mittel vorgeschlagen, um dieses „soziale Übel", diese „Krankheit unseres Volkskörpers" zu heilen. Gewiß ist ja das Heer der Landstreicher keine erfreuliche Erscheinung in unserem Volksleben. Man darf aber nicht aus dem Auge verlieren, daß es eine natürliche, ja notwendige Folge unserer Bevölkerungsverhältnisse ist. Und wenn wohlmeinende Leute glauben, mit allerhand Palliativmitteln, als Besserungsanstalten, Arbeiterkolonien und dergleichen dem Übel abhelfen zu können, so befinden sie sich in einem argen Irrtum.

Doch davon später mehr. Wir haben hier nur zu konstatieren, daß das Vagabundenheer für die dritte Bevölkerungsstufe trotz aller äußeren Verschiedenheit dasselbe ist, was im Bauernstaat für die erste Bevölkerungsstufe die Klöster und Gefolgschaften, im Militärstaat für die zweite die stehenden Heere waren: die großen

Abzugskanäle, in denen sich die Überschüsse sammeln, um auf Kosten der Gesamtheit unterhalten und verbraucht zu werden, unter der Bedingung, daß sie auf die Vermehrung aus eigenen Kräften verzichten. Soll darum in dem Staat mit drei Bevölkerungsstufen die Harmonie gewahrt bleiben, so muß das Heer der Landstreicher, bei denen ja durch die Lebensweise die Ehe so gut wie ausgeschlossen ist, so groß sein, daß der natürliche Abgang durch den Tod dem vom Arbeiterstande fortwährend produzierten Überschuß entspricht.

Ist nun noch eine vierte Bevölkerungsstufe denkbar? Man sollte kaum glauben, daß es außer den drei Einkommenszweigen aus dem Bodenertrag, der geistigen und der körperlichen Arbeit, noch einen vierten gäbe, der die Gründung einer Familie gestattet. Und doch ist diese Frage nicht schlechtweg zu verneinen.

In Deutschland und wohl in den meisten Staaten des Kontinents wird das Vagabundenheer zum größten Teil von der Bevölkerung des platten Landes unterhalten, die, wenn sie gegenwärtig auch nicht auf Rosen gebettet ist, doch immer noch ein Stück Brod für den armen Handwerksburschen übrig hat. In England dagegen gibt es heute keinen Bauernstand mehr. Das platte Land wird bewohnt von wenigen großen Herren und von armen Landarbeitern, die nichts abzugeben haben. Zahlreicher auftretende Landstreicher müßten hier verhungern. Sie werden daher in die Städte zurückgedrängt, zur Seßhaftigkeit gezwungen. So entstehen jene von Schmutz starrenden Armenviertel der großen Industriestädte, namentlich Londons, deren Bevölkerung nur vom Bettel und vom Verbrechen lebt. Die Seßhaftigkeit bringt als natürliche Folge die geschlechtliche Fortpflanzung mit sich. Hier sind Generationen von Verbrechern nichts seltenes. Von einem Überschuß kann man bei dieser Bevölkerungsstufe nicht reden. Hier treten, wie bei den Völkern der niedersten Kulturstufen, Malthus depressive Maßregeln in Wirksamkeit: Laster, Hunger und Elend.

So sind wir denn bei dem Staat mit drei Bevölkerungsstufen angelangt. Der Betrachtung desselben sollen die zwei folgenden Bücher gewidmet sein. Und zwar wird das dritte Buch von den drei Bevölkerungsstufen als Teilen der Gesellschaft handeln. Wir

werden also versuchen, das Chaos, welches auf den ersten Anblick die Bevölkerung eines Staates bietet, in seine Bestandteile zu zerlegen, den fortwährend stattfindenden Übergang aus der einen Bevölkerungsstufe in die andere, den Bevölkerungsstrom, nachzuweisen und aus dem verschiedenartigen Wesen der drei großen Gruppen zu erklären. Im vierten Buche wird sodann auf die politische Bedeutung der drei Bevölkerungsstufen und auf ihr Verhältnis zu einander, auf die Wirkung, die eine auf die andere ausübt, einzugehen sein.

Drittes Buch.

Die drei Bevölkerungsstufen als Bestandteile der Gesellschaft.

Erstes Kapitel.

Das Wachsen der Städte.

Gewöhnlich stellt man sich die Zunahme der städtischen Bevölkerung vor, wie das Wachsen eines Krystalls. Zuerst bildet sich ein fester Kern, um den sich immer weitere Schichten ablagern. Der Plan einer Stadt würde also zugleich ein Bild von dem Wachsen der Bevölkerung geben. Die Altstadt in der Mitte wäre von den ältesten Familien bewohnt. Mit der Entfernung von dieser nähme das Alter ab, und in den neuen Vorstädten hauste der jüngste Zuzug vom Lande.

Diese Vorstellung ist eine grundfalsche. Die Zunahme der städtischen Bevölkerung ähnelt vielmehr dem Wachsen eines organischen Körpers, eines Baumes, eines Knochens. Mitten hinein in das Herz der Stadt strömen die frischen Kräfte, hier werden sie verarbeitet, dann wieder allmählich hinausgedrängt, bis sie schließlich an der Peripherie abgestoßen werden.

Diese Behauptung soll mittelst des vorhandenen statistischen Materials bewiesen werden.

Die umstehende Tabelle läßt ersehen, wie sich in jedem einzelnen Stadtbezirk Münchens die am 1. Dezember 1880 ermittelte Einwohnerzahl auf die drei Gruppen: Ortsgeborene, sonst in Bayern Geborene und außerhalb Bayerns Geborene verteilte. Um zu zeigen, wie wenig sich das Verhältnis geändert hat, habe ich die Zahlen vom 1. Dezember 1885 daneben gesetzt.

Man sieht, die Differenz ist in der ersten Rubrik, welche die Ortsgebürtigkeit zeigt, eine sehr große. Sie beträgt nicht weniger als 23 Prozent. Im Jahre 1885 hatte sie sich nicht verringert.

Bezirk	Unter 100 Ortsanwesenden waren am 1. Dezember 1880			Unter 100 Ortsanwesenden waren am 1. Dezember 1885		
	Ortsgeborene	Sonst in Bayern geborene	Übrige	Ortsgeborene	Sonst in Bayern Geborene	Übrige
XVII	53,53	42,78	3,69	52,05	43,79	4,16
XVIII	53,24	43,06	3,70	51,64	44,74	3,62
XVI	52,48	42,72	4,82	51,08	44,37	4,55
XIV	46,85	48,34	4,81	46,70	48,35	4,95
XIII	41,38	50,26	8,36	41,14	48,58	10,28
X	40,92	51,77	7,31	40,21	51,71	8,08
II	39,79	51,70	8,51	39,82	51,46	8,72
XI	39,58	50,92	9,50	39,68	49,61	10,71
XV	37,35	57,49	5,16	37,58	56,79	5,63
III	37,18	52,74	10,08	37,06	52,77	10,17
VII	36,70	57 36	5,94	37,76	55,09	7,15
I	36,55	54,19	9,26	35,89	53,77	10,34
XII	35,47	54,21	10,32	36,44	53,24	10,32
VIII	34,41	56,55	9,04	33,78	55,91	10,31
XIX	34,16	61,16	4,68	36,75	58,29	4,96
IV	33,65	53,82	12,53	34,84	52,06	13,10
IX	32,83	56,05	11,12	32,41	55,53	12,06
VI	31,37	55,93	12,70	31,63	53,28	14,89
V	30,56	58,22	11,22	29,48	58,07	12,45

Um die Bedeutung der Zahlen anschaulicher hervortreten zu lassen, teilen wir die Bezirke in drei, sich natürlich ergebende Gruppen einer großen, einer mittleren und einer kleinen Ortsgebürtigkeit, wie sie auf dem beigegebenen Plane sich deutlich abheben.

Die Gruppe mit geringer Ortsgebürtigkeit lagert sich um den immer mehr den Verkehr an sich ziehenden großen Zentralbahnhof. Von da zieht sich ihr Gebiet mitten in die Altstadt hinein, wo sie den Bezirk mit den lebhaftesten Geschäftsstraßen, der Neuhauser-, Kaufinger-, Wein- und Theatinerstraße, umfaßt. Diese Gruppe wird umspannt von der Zone mit mittlerer Ortsgebürtigkeit. Es sind die übrigen, weniger verkehrsreichen Bezirke der Altstadt, sowie die besseren der neu entstandenen Stadtteile. Außerdem gehört zu dieser Gruppe der 15. Bezirk. Hier bildet der Ostbahnhof, in ähnlicher Weise wie der Hauptbahnhof, ein

zweites, doch weniger wichtiges Verkehrszentrum. Die Gruppe mit großer Ortsgebürtigkeit bildet den äußersten Ring. Zu ihr gehören vornehmlich die Bezirke der Vorstädte Au, Haidhausen und Giesing, die teilweise erst in jüngster Zeit entstanden sind. Ohne Zweifel gehört auch der 19. Bezirk von rechtswegen zu dieser Gruppe. Es ist das frühere Dorf Sendling, das erst im Jahre 1877 dem Münchener Stadtgebiet einverleibt wurde. Alle vor diesem Jahre in Sendling Geborenen erscheinen also auf unserer Tabelle in der zweiten Rubrik als sonst in Bayern Geborene. Von 1880 bis 1885 ist denn auch die Zahl der Ortsgeborenen schon um $2^1/_2$ Prozent gestiegen und wird jedenfalls noch weiter steigen.

Auch die Zahlen des 7. Bezirkes geben sicherlich kein richtiges Bild von der Zusammensetzung seiner Bevölkerung. München hat hier keine natürliche Grenze, indem sich unmittelbar die nicht zur Stadtgemeinde gehörenden Vororte Oberwiesenfeld und Neuhausen anschließen. Der Umzug in ein wenige Schritte entferntes Haus ändert also schon die Zahlen für die Ortsgebürtigkeit. Seinem ganzen Charakter nach würde auch dieser Bezirk mit den angrenzenden Gemeinden der Gruppe mit großer Ortsgebürtigkeit zuzuzählen sein.

Umgekehrt dürfte die auffallend niedrige Zahl der Ortsgeborenen im 5. Bezirk durch die in demselben liegende Universität und die große Türkenkaserne beeinflußt sein.

Ein genaues Bild von der Zusammensetzung der städtischen Bevölkerung ist mit dem heutigen statistischen Material überhaupt nicht zu geben. Schon die Größe der Bezirke macht das unmöglich. Darauf kommt es hier aber auch nicht an. Jedenfalls genügt das Angeführte, um die gewöhnliche Ansicht zu widerlegen und die vorhin aufgestellte Behauptung zu beweisen, daß in den verkehrsreichen und wohlhabenden Stadtteilen die wenigsten, in den ärmeren und größtenteils von Arbeitern bewohnten Bezirken die meisten Ortsgeborenen wohnen.

Ich sehe einige Einwürfe voraus. Zunächst wird man mir einwenden, daß in den wohlhabenden Bezirken mehr Dienstboten gehalten werden, als in den ärmeren, und da diese zum größten Teil vom Lande hereingezogen, so müsse durch sie die Zahl der

Ortsgebürtigen herabgedrückt werden. Darauf ist zu erwidern, daß die Zahl der Dienstboten doch nicht groß genug ist, um so starke Differenzen in den Zahlen zu bewirken. Aber selbst wenn das der Fall wäre, so würde dieser Einwurf doch nur stichhaltig sein, wenn die Annahme richtig wäre, daß der größte Teil der Dienstboten nach einiger Zeit wieder in die Heimat zurückkehrt. Das ist sie aber keineswegs. Die meisten weiblichen Dienstboten — die Anzahl der männlichen ist ja so verschwindend klein, daß sie nicht in Betracht kommt — bleiben ihr ganzes Leben in der Stadt, freilich nicht als ledige Dienstboten, sondern als verheiratete Frauen. Denn wie die Statistik lehrt, haben die weiblichen Glieder keines Standes so viel Aussicht, zur Ehe zu gelangen, wie die Dienstboten. Im Jahre 1884 gehörten beispielsweise in München*) von den 1887 Bräuten 840, also 44 Prozent, dem Stande der Dienstboten an. Und zwar verheirateten sich von diesen 393 mit Gewerbegehilfen und 238 mit selbständig Gewerbe und Handel Treibenden. Die meisten früheren Dienstboten leben also später als Frauen in den Arbeitervierteln, wo sie folglich auch als Nichtortsgeborene gezählt werden. Nimmt man nun an, daß ein Mädchen im Durchschnitt vom 15. bis zum 25. Jahre dient, und dann 20 Jahre, also bis zum 45. Lebensjahre, in der Ehe lebt, so müßte durch den Zuzug der Dienstboten die Ortsgebürtigkeit eher in den Arbeiterbezirken, als in den wohlhabenderen herabgedrückt werden.

Man wird mir ferner einwerfen, daß infolge der frühen Ehen in Arbeiterkreisen in den von den ärmeren Klassen bewohnten Distrikten verhältnismäßig mehr Kinder vorhanden seien als in den vornehmeren, und daß dadurch naturgemäß die Zahl der Ortsgebürtigen gesteigert werde. Die Triftigkeit dieses Einwandes muß ich zugeben und zugleich gestehen, daß das für München zu Gebote stehende statistische Material nicht genügt, um den angedeuteten Fehler zu eliminieren. Doch möchte ich für höchst unwahrscheinlich halten, daß durch die größere Zahl der Kinder eine so große Differenz in der Ortsgebürtigkeit hervorgebracht werden kann. Zum

*) Mitteilungen des statistischen Bureaus der Stadt München, Band 8, Seite 66.

Glück kommt uns in dieser Not von anderer Seite statistisches Material zu Hilfe, bei welchem jener Fehler vermieden wird.

Bevor ich jedoch auf eine Besprechung desselben eingehe, setze ich noch für Berlin eine analoge Tabelle hierher. Kenner des Lokalen werden sofort ersehen, daß auch hier die Arbeiterdistrikte die größte Ortsgebürtigkeit aufweisen. Für solche, die Berlin nicht hinreichend kennen, führe ich als ungefähren Maßstab für die Wohlhabenheit bei jedem Stadtviertel den durchschnittlichen Mietwert der Wohnungen an.

Stadtteile	Von 100 Einwohnern sind in Berlin geboren	Durchschnittlicher Mietwert der Wohnungen	Stadtteile	Von 100 Einwohnern sind in Berlin geboren	Durchschnittlicher Mietwert der Wohnungen
Unt. Friedrich-Vorstadt	32,99	2 221	Berlin	42,39	1 043
Dorotheenstadt	33,69	2 292	Neu-Cöln	42,54	1 095
Schöneberger Vorstadt	34,99	746	Luisenstadt jenseits . .	42,65	366
Friedrich Wilhelmstadt	35,07	810	Luisenstadt diesseits .	44,07	688
Tiergarten-Vorstadt . .	35,33	1 790	Alt-Cöln	44,55	870
Ob. Friedrich-Vorstadt	37,46	1 069	Oranienburg. Vorstadt	45,20	369
Friedrichswerder . . .	40,06	1 423	Stralauer Viertel . .	45,71	412
Spandauer Viertel . .	40,20	612	Königs-Viertel	47,43	471
Friedrichstadt	40,68	1 331	Rosenthaler Vorstadt .	48,55	301
Tempelhofer Vorstadt .	41,76	524	Wedding	50,94	233
Moabit	41,91	476			

Eine Darstellung dieser Verhältnisse auf einem Plane von Berlin, in ähnlicher Weise wie es für München geschehen, unterlasse ich. Sie würde wegen der mehrfachen Verkehrszentren wenig anschaulich ausfallen. Überhaupt eignet sich für solche Zwecke am besten eine regelmäßig gebaute, mittelgroße Stadt mit lebhaftem Handel und bedeutenderer industrieller Thätigkeit von nicht zu neuem Ursprung. Leipzig im Vereine mit den Außendörfern, oder Augsburg dürften passende Objekte für derartige Untersuchungen sein.

Wir gehen nunmehr zur Besprechung des vorher erwähnten Materials über.

Nach dem neunten Jahrgang des statistischen Jahrbuchs der Stadt Berlin gibt die folgende Tabelle, und zwar auf Grund

der Zählung vom 1. Dezember 1880, in der ersten Zahlenreihe die Summe der ermittelten Selbstthätigen, ohne Rücksicht auf das Geschlecht. Die beiden folgenden Reihen zeigen, wie viele von diesen in und wie viele außerhalb Berlins geboren waren. In der vierten Reihe endlich ist berechnet, wie viel geborene Berliner sich unter je 100 Selbstthätigen der einzelnen Gewerbeklassen befanden. Bezüglich der Aufstellung der letzteren muß ich bemerken, daß eine größere Spezialisierung für unsere Zwecke erwünscht gewesen wäre. Namentlich ist das bei der Klasse „Wäsche, Bekleidung, Putz" der Fall. In der Zahl dieser numerisch stärksten Klasse sind nicht weniger als 37 142 weibliche Selbstthätige enthalten: also neben den Schneidern auch alle Näherinnen, ja auch die Inhaber von Kleidermagazinen, Trödler u. s. w., wie aus dem Umstande zu schließen ist, daß 2 383 Juden gezählt wurden. Außer dieser umfaßt nur noch die Klasse „Reinigung" sehr viel weibliche Selbstthätige: 7 031 gegen 221 männliche.

Von den im Jahrbuch aufgeführten Klassen habe ich zwei fortgelassen. Zunächst „Bergbau, Hütten, Salinen." Derartige Gewerbe wird gewiß niemand in Berlin suchen. In der That zeigt die geringe Anzahl von 61 Selbstthätigen, daß es sich hier nur um die Beamten und das übrige Personal der in Berlin ihren Sitz habenden betreffenden Oberbehörden handeln kann. Sodann die Klasse „Rhederei und Schiffahrt." Sie umfaßt zwar 2 020 Selbstthätige. Da von diesen jedoch nur 19 Personen als in Berlin geboren angegeben sind, so müssen hier ganz besondere lokale Verhältnisse obwalten, die mir nicht bekannt sind.

Hier handelt es sich also nur um Selbstthätige; Kinder und andere Angehörige sind nicht mitgezählt, können also auch nicht auf die Ortsgebürtigkeit einwirken. Trotzdem ist die Differenz zwischen der ersten und der letzten Klasse eine noch viel größere, fast genau eine doppelt so große, als wir sie in den Münchener Stadtbezirken fanden. Offenbar kommt hier der Bevölkerungsstrom viel reiner zum Vorschein. Es handelt sich nicht um das zufällige Zusammenwohnen in einem mehr oder minder verkehrsreichen Stadtteil, sondern die Angehörigen der einzelnen Gewerbeklassen sind aus der gesamten Bevölkerung ausgeschieden.

Bilden wir auch hier drei annähernd gleiche Gruppen einer kleinen, einer mittleren und einer großen Ortsgebürtigkeit, so entfallen

Gewerbeklassen	Summe der Selbstthätigen	Von den Selbstthätigen sind geboren		Unter 100 Selbstthätigen sind in Berlin geboren
		in Berlin	außerhalb	
Beherbergung, Erquickung . . .	11 036	1 553	9 483	14,07
Getränke	2 325	343	1 982	14,75
Hausiergewerbe	113	17	96	15,04
Vegetabilische Nahrungsmittel .	6 492	1 064	5 428	16,39
Schuhmacher	13 092	2 262	10 830	17,28
Reinigung	7 252	1 340	5 912	18,48
Straßenverkehr	10 827	2 140	8 687	19,76
Land- und Forstwirtschaft . . .	807	161	646	19,95
Baugewerbe	22 183	4 428	17 755	19,96
Chem. Industrie	905	191	714	21,10
Gärtnerei	1 525	322	1 203	21,11
Spedition, Handelvermittlung .	5 890	1 375	4 515	23,34
Versicherungswesen	1 119	275	844	24,58
Animalische Nahrungsmittel . .	5 142	1 361	3 781	26,47
Haar-, Bartpflege	2 581	701	1 880	27,16
Warenhandel	49 386	14 779	34 607	29,92
Schaustellungen	495	153	342	30,91
Heiz-, Leuchtstoffe	535	167	368	31,21
Geld-, Kredithandel	3 253	1 020	2 233	31,36
Wäsche, Bekleidung, Putz	52 702	17 657	35 045	33,50
Holz-, Schnitzstoffe	25 564	8 673	16 891	33,93
Buch-, Kunst-, Musikhandel . .	1 767	617	1 150	34,92
Tabak	2 533	959	1 574	37,86
Maschinen-, Werkzeugindustrie .	8 028	3 056	4 972	38,07
Metallverarbeitung	24 822	9 806	15 016	39,50
Steine und Erde	2 724	1 166	1 558	42,80
Papier, Leder	10 735	4 620	6 115	43,04
Textilindustrie	8 166	3 961	4 205	48,51
Fischerei	67	37	30	55,22
Buch-, Kunstdruck	6 848	3 785	3 063	55,29
Künstler. Betr. gewerbl. Z. . . .	4 699	2 811	1 888	59,82

auf die beiden ersten je 11, auf die dritte neun Gewerbeklassen. Der große Unterschied, der zwischen den drei Gruppen besteht, fällt sofort in die Augen. In der ersten dominiert der Überschuß der ersten Bevölkerungsstufe, der Zuzug vom Lande, noch vollständig. Es sind lauter Gewerbe, die entweder gar keine spezielle Vorbildung erfordern, wie die Klassen: „Beherbergung, Erquickung", „Getränke", „Reinigung", „Straßenverkehr"; oder die noch vollständig oder doch überwiegend handwerksmäßig betrieben werden, wie die Klassen: „Vegetabilische Nahrungsmittel", „Schuhmacher", „Baugewerbe" und „Gärtnerei." Alle diese Gewerbe ermöglichen dem, der sie betreibt, sich selbständig zu machen, und gewähren dem Fähigen Hoffnung, sich emporzuarbeiten.

Die zweite Gruppe enthält den eigentlichen Kern der städtischen Bevölkerung. Sie umfaßt die vornehmeren Gewerbeklassen, vornehmlich den Handel in seinen verschiedenen Zweigen. Auffallen könnte, daß sich die Klasse „Animalische Nahrungsmittel" in dieser Gruppe befindet. Doch nimmt das Schlachtergewerbe unter den Handwerksarten in mancher Beziehung eine besondere Stellung ein. Zunächst erfordert es ein größeres Betriebskapital. Sodann wirkt der Umstand lockend, daß es hier viele zu großer Wohlhabenheit bringen. Das Handwerk erhält dadurch etwas vornehmes, und es ist nicht selten, daß die Angehörigen des gut situierten Mittelstandes diejenigen ihrer Söhne, mit denen sie sonst nichts anzufangen wissen, in demselben unterbringen, während Beamte in solchen Fällen gewöhnlich ihre Zuflucht zur Landwirtschaft nehmen. Über die Klasse „Wäsche, Bekleidung, Putz" ist schon gesprochen. Würde man hier die Schneider ausscheiden, so würden sie jedenfalls in die erste Gruppe fallen. Eine ähnliche Bewandtnis hat es mit der Klasse „Holz-, Schnitzstoffe." Die große Zahl der Selbstthätigen beweist schon, daß hier bereits der fabrikmäßige Betrieb überwiegt. Würde man die selbständigen Tischler von den Fabrikarbeitern sondern, so würden vermutlich die ersteren in der ersten, die letzteren in der dritten Gruppe ihren Platz finden. Von anderen, nicht zu den Gewerben gehörenden Berufsarten, würden dem Prozentsatz ihrer Ortsgebürtigkeit nach der zweiten Gruppe noch die verschiedenen Beamtenkategorien, dann die Angehörigen der Klasse „Literatur und Presse" und die „Rentiers"

zuzuzählen sein, während die „Dienstboten“ und „sonstigen Dienstleistenden“ an die Spitze der ersten Gruppe treten würden.

In der dritten Gruppe endlich finden wir, mit Ausnahme der wenigen Fischer, nur solche Gewerbe vertreten, die ausschließlich oder doch überwiegend fabrikmäßig betrieben werden. An der Spitze steht die Tabakverarbeitung. Das erklärt sich daraus, daß in diesem Erwerbszweige die Unternehmer, die ja überall mit den Arbeitern zusammengeworfen sind, sich besonders zahlreich finden. Würde man hier zwischen Handel und Fabrikation unterscheiden, so würde ersterer vermutlich in der zweiten Gruppe, letzterer aber bedeutend tiefer zu stehen kommen.

Was lehren nun die Zahlen unserer Tabelle? Ich meine, sie reden eine Sprache, die nicht wohl deutlicher sein kann. Das Leben der städtischen Bevölkerung gleicht dem Leben des einzelnen Individuums. Mögen die Statistiker auch berechnen, daß das menschliche Lebensalter im Durchschnitt aller Geborenen nur etwa vierunddreißig Jahre beträgt, so wird doch niemand dieses Alter für das dem Menschen natürliche halten. Mag es auch richtig sein, daß die Hälfte aller Geborenen schon im zartesten Kindesalter hinweggerafft wird, dennoch nimmt jeder an, daß das menschliche Leben sechzig und wenn es hoch kommt siebenzig Jahre währt, daß es, wenn es normal verlaufen soll, aus der aufsteigenden Jugend, aus dem kräftigen Mannesalter und aus dem dem Tode allmählich entgegengehenden Greisenalter bestehen muß. So ist es auch hier. Es ist ja gewiß richtig, daß ein großer Teil des Zuzugs dem Mittelstande anderer Städte entstammt, es ist auch nicht zu bezweifeln, daß viele der vom platten Lande Zugezogenen nicht in die erste, sondern direkt in die zweite oder dritte unserer Gruppen eintreten, daß endlich manche Familien sich durch Generationen in derselben Gruppe erhalten, ja, daß vereinzelte selbst den Rückweg aus der dritten in die zweite Gruppe finden; dennoch vermögen alle diese Ausnahmen nicht die Thatsache zu verdunkeln, wie sie deutlich aus unseren Zahlen spricht: der städtische Mittelstand ist nur eine Übergangsstufe von der ersten zur dritten Bevölkerungsstufe. Eine Woge schiebt die andere im Bevölkerungsstrom, und selten gelingt es einer Welle, sich abseits in ein ruhiges Altwasser

zu flüchten. Das Zurück aber hat im Menschenstrom so wenig Bedeutung, wie bei einem großen Flusse der Gegenstrom nahe den Ufern.

Man möchte, um ein anderes Bild zu gebrauchen, die Menschen mit Bergsteigern vergleichen. Mit frischen Kräften machen sie sich ans Werk. Im Schweiße ihres Angesichts, unter Anstrengungen und Gefahren überwinden sie die Hindernisse. Endlich ist der breite Gipfel erreicht. Die herrliche Aussicht läßt alle überstandenen Mühen vergessen. Nachdem sie sich satt gesehen, lassen sie sich nieder, um auszuruhen. Hier ist gut sein, sprechen sie, hier wollen wir recht lange verweilen. Doch immer neue Ankömmlinge erscheinen. Bald bietet der Gipfel nicht mehr Platz für alle. Es beginnt ein Drängen und Schieben, und sie mögen sich wehren wie sie wollen, schließlich müssen die ersten wieder auf der anderen Seite des Berges hinunter.

Man gestatte noch ein drittes Bild. Es ist wie bei einer Defiliercour. Auf der einen Seite strömen die Menschen in den Thronsaal, um ihn auf der anderen wieder zu verlassen. Dem wird ein gnädiger Blick, dem ein freundliches Lächeln zu teil, jener wird zu kurzem Gespräch zurückgehalten. Des Bleibens aber ist für keinen, einer muß immer dem anderen den Platz räumen. Die Majestäten aber, zu denen sich alles drängt, vor denen sich jeder beugt, sie heißen: Ruhm und Gold.

In den scheinbar so verworrenen Menschenknäuel der städtischen Bevölkerung haben unsere Zahlen Ordnung gebracht. Die Bevölkerung eines Staates besteht nicht aus verschiedenen Klassen oder Ständen, die nur äußerlich mit einander verbunden, nur ökonomisch auf einander angewiesen sind, sondern sie ist ein organisches Wesen, ein untrennbares Ganze, dessen Teile nur verschiedene Entwicklungsstufen darstellen. Der Politiker, der die einzelnen Stände jeden für sich, unabhängig von einander, nach ihrem Wesen und nach ihren Lebensbedingungen behandelt, der gleicht einem Naturforscher, der in einem Buche die sämtlichen Raupen, in einem anderen die Puppen und in einem dritten die Schmetterlinge beschreiben würde.

Zweites Kapitel.

Das Wesen der ersten Bevölkerungsstufe.

Wir haben es in diesem Buche mit den Bevölkerungsstufen nur als Teilen der Gesellschaft zu thun, also insofern sie aus Familien und Individuen bestehen. Die Bedeutung der drei Bevölkerungsstufen für den Staat, ihr politisches Verhalten zu einander und ihre Einwirkung auf einander kümmert uns hier noch nicht.

Speziell in diesem Kapitel werden wir, anknüpfend an frühere Erörterungen, die Ursachen zu untersuchen haben, welche den Überschuß der ländlichen Bevölkerung in die Städte treiben und welche ihm gestatten, mit Aussicht auf Erfolg den Wettkampf mit der eingeborenen städtischen Bevölkerung aufzunehmen.

Wir wissen bereits, daß der eigentliche Grund in der Verschiedenartigkeit des Einkommens liegt. Da notwendig auf einer gegebenen Wirtschaftsstufe das gesamte Einkommen, welches jeder der drei Bevölkerungsstufen zur Verfügung steht, ein wenig veränderliches ist, so muß auch in normalen Zeiten die Anzahl der Glieder einer jeden Bevölkerungsklasse eine im ganzen stabile sein. Die natürliche Vermehrung des Menschengeschlechts gestattet aber den einzelnen Bevölkerungsstufen nicht blos die durch den Tod gerissenen Lücken auszufüllen, sondern sie bringt auch noch einen Überschuß hervor. Wie feindliche Heerlager stehen diese Überschüsse einander gegenüber. Der Kampf ist ein Kampf um die Existenz. Der Ausgang ist abhängig einerseits von der Kraft, welche der Angreifende zu entwickeln im Stande ist, andererseits von der Widerstandsfähigkeit des Angegriffenen und der Festigkeit der Position, in welcher er sich befindet.

Das Einkommen des Grundbesitzers hat seinen Ursprung in den lebendigen Kräften der Natur. Die Höhe desselben ist abhängig von der Größe und Güte der Bodenfläche, die er bebaut. Auch die hervorragendsten intellektuellen Fähigkeiten und die bedeutendsten Charaktereigenschaften vermögen das Einkommen nicht wesentlich zu steigern. Der kluge Sohn des Viertelhufners wird voraussichtlich sein Leben lang ein Viertelhufner bleiben, wie umgekehrt der dumme Sohn des Vollhufners ein Vollhufner. Das Einkommen ist weder erheblich zu vermehren, noch ist es leicht einer Verminderung ausgesetzt. In schlechten Jahren schränkt man sich ein, in guten läßt man etwas mehr darauf gehen. Wem nicht schon durch die Geburt das Recht auf ein Einkommen aus dem Bodenertrag zu Teil geworden ist, für den ist es fast unmöglich, einen Besitz zu erwerben. Das gilt für den nachgeborenen Sohn des Bauern, wie für den des Städters. Auch die höchste Intelligenz hilft da nichts. Ja, es klingt geradezu absurd, wenn man sich einen jungen Bürgerssohn denkt, der zu sich spricht: „Ich will hinausgehen auf das Land und mich durch meine Fähigkeiten und meine Tüchtigkeit zum selbständigen Bauern emporzuarbeiten suchen.“ Er wird es schwerlich weiter bringen, als zum Bauernknecht, oder, wenn er eine Ehe gründen will, zum verheirateten Gutstagelöhner. Damit wäre er aber nicht in die erste, sondern in die dritte Bevölkerungsstufe eingetreten. Selbst der Ankauf eines Gutes ist nicht leicht zu bewerkstelligen. Der Bauer trennt sich nur schwer von seinem Besitz. Der Städter muß ihm einen Preis zahlen, der in keinem Verhältnis zu der zu erwartenden Rente steht, so daß die Anlage des Kapitals in städtischen Unternehmungen vorteilhafter ist.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich bei diesen Erörterungen normale Verhältnisse im Auge habe, nicht aber solche Zustände, wie sie gegenwärtig in Deutschland und den meisten anderen Ländern herrschen, wo der Bauer nicht mehr wirklicher Eigentümer seines Gutes ist, sondern der bloße Verwalter des städtischen Kapitalisten, wo er wohl säen, aber nicht ernten, wo er wohl das Vieh mästen und die Butter bereiten, beileibe aber nicht auch etwas davon genießen darf. Ich spreche von Zeiten, wie sie bei

uns in Deutschland die älteren Leute noch gekannt haben, wo der Bauer nach harter Tagesarbeit sich noch zur Ruhe legen konnte ohne die Besorgnis, am anderen Tage vielleicht durch einen Hypothekengläubiger von Haus und Hof getrieben zu werden. Solche Zustände, wie die gegenwärtigen, werden geschaffen durch einen Massenangriff der zweiten Bevölkerungsstufe auf die erste. Darüber wird im vierten Buche zu reden sein. Hier handelt es sich lediglich um den Kampf innerhalb der Gesellschaft, der Mann gegen Mann ausgefochten wird. Und in diesem Kampfe, kann man wohl sagen, ist die Position des Bauernstandes eine ungemein feste, sie ist so gut wie unangreifbar.

Dieses gilt nun keineswegs auch von der Position, in welcher sich der Mittelstand befindet. Die Quelle des Einkommens ist hier die geistige Arbeit, mag sie nun direkt bezahlt werden, wie bei den Beamten, oder mag sie sich den Gütern einverleiben und so diesen erhöhten Wert verleihen, wie bei dem Handels- und Gewerbestand. Immer ist die Höhe des Einkommens abhängig in erster Linie von den angeborenen Fähigkeiten des Intellekts und den Eigenschaften des Charakters, in zweiter von den erworbenen Kenntnissen und Fertigkeiten. Der Sohn des Beamten hat nicht mehr Aussicht der Nachfolger seines Vaters zu werden, wie jeder andere, und der Sohn des Kaufmanns wird, wenn er nicht vom Vater neben dem Geschäft auch dessen Fähigkeiten erbte, bald den Kundenkreis, den jener sich zu erwerben wußte, an einen tüchtigeren Konkurrenten verlieren. Der einzige Vorteil, welchen der jeweilige Mittelstand gegenüber dem Überschuß der ersten Bevölkerungsstufe hat, besteht darin, daß er sich im Besitze der Güter befindet. Aber diese Güter sind an sich tot. Wer nicht durch seine Arbeit ihren Wert zu erhöhen vermag, ist genötigt, sie allmählich aufzuzehren. Mag andererseits der Tüchtigere auch klein anfangen, nach und nach wird er sich doch einen größeren Wirkungskreis zu verschaffen wissen. Durch dieses allmähliche Auf- und Niedersteigen wird der Hergang dem Auge des Beobachters verschleiert. Aber der Entwicklungsprozeß wird nur verlangsamt, er wird nicht aufgehoben.

So haben wir eine uneinnehmbare Position auf der einen Seite, auf der anderen eine überall leicht zugängliche. Betrachten

wir uns nunmehr auch die Kämpfer, und zwar nach ihrer persönlichen Beschaffenheit, wie nach ihrer Ausrüstung mit Wehr und Waffen.

Bleiben wir bei unserer früheren Annahme. Wenn auf jede Ehe im Durchschnitt vier Kinder kommen, so würde, wenn die Umstände gestatteten, daß sämtliche Kinder ebenfalls zur Ehe gelangten, das eine Verdoppelung der Bevölkerungszahl von Generation zu Generation bedeuten. Da nun aber in normalen Zeiten die Bevölkerung stabil bleibt, so gehört von jeder Generation immer die Hälfte dem Überschuß an. Das gilt von allen drei Bevölkerungsstufen, da die natürliche Fruchtbarkeit bei allen dieselbe ist. Weil nun die Position der ersten Bevölkerungsstufe unzugänglich ist, die der dritten aber nichts hat, was einen Feind zum Angriff locken könnte, so ist die Folge, daß sich die Überschüsse aller drei Bevölkerungsstufen auf die der zweiten werfen. Wäre diese letztere ebenso stark wie die Stellung der ersten Bevölkerungsstufe, so müßte der Angriff abprallen, und, da ein Zurück nicht wohl möglich ist, so wäre der Uberschuß der ersten Bevölkerungsstufe genötigt, in die dritte überzugehen. Das ist aber, wie wir wissen nicht der Fall.

Der große soziale Kampf konzentriert sich also um die Position des Mittelstandes. Drinnen sind die jeweils im Besitze des Einkommens aus der geistigen Arbeit befindlichen, draußen die Überschüsse der ersten, der dritten und auch der zweiten Bevölkerungsstufe selbst. Kommt es auch nur ausnahmsweise zu einer großen Schlacht, so ruht der Kampf doch auch nie vollständig. Fortwährend dringen Belagerer ein, müssen Belagerte ihren Platz räumen. Daß dieser Hergang möglich ist, das ist, wie wir sahen, in der verschiedenen Natur der Einkommenszweige begründet, daß es so sein muß, hat seine Ursache im Bevölkerungsgesetz.

Man kann wohl für alle in einem Lande lebenden Menschen ein durchschnittliches Niveau der intellektuellen Fähigkeiten und Charaktereigenschaften annehmen. Dieses Durchschnitts-Niveau finden wir auf dem platten Lande, wo nicht die Fähigkeiten, sondern die Geburt über den Bezug des Einkommens entscheiden. Hier kann der Dummste neben dem Genie ungefährdet hausen. Auch der größte Überschuß von überlegenen Kräften wird dem Be-

sitzenden nicht gefährlich. In der Stadt dagegen, wo die Quelle des Einkommens die geistige Arbeit ist, fällt dasselbe stets dem Tüchtigsten zu. Durch diese Auswahl wird das geistige Niveau der jeweils im Besitze dieses Einkommenszweiges befindlichen über den Durchschnitt gehoben. Da aber die Gesamtheit des Nachwuchses auch hier naturgemäß wieder auf dem Durchschnitts-Niveau stehen muß, so ist klar, daß nicht eine einfache Succession im Bezug des Einkommens stattfinden kann, wenn das höhere Niveau behauptet werden soll, daß vielmehr eine Auswahl der Tüchtigsten Platz greifen und der Rest der Stellen aus dem Überschuß der anderen Bevölkerungsstufen besetzt werden muß. Dieser Unterschied zwischen dem geistigen Niveau des jeweiligen Mittelstandes und dem seines Nachwuchses wird im gewöhnlichen Leben oft beobachtet, wenn man klagen hört, daß die Menschen immer dummer werden, oder, daß gescheidte Väter oft so beschränkte Söhne haben.

In welchem Verhältnis diese Mischung stattfindet, oder, was dasselbe ist, in welchen Zeitabschnitten sich der Mittelstand vollständig erneuert, diese Frage ist nicht allgemein zu beantworten. Man kann nur sagen, daß im ganzen die Schnelligkeit, mit welcher sich der Prozeß vollzieht, abhängig ist von dem numerischen Verhältnis der ländlichen Bevölkerung zur städtischen. Im übrigen sind in den verschiedenen Zeiten die verschiedensten Umstände wirksam. So kann sich der Mittelstand durch Generationen im ruhigen Besitz seines Einkommens befinden, wenn die erste Bevölkerungsstufe für längere Zeit nicht im Stande ist, einen Überschuß abzugeben. Das war beispielsweise in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege der Fall. Oder, es wächst das Einkommen aus der geistigen Arbeit so stark, daß der Mittelstand den Überschuß der ersten Bevölkerungsstufe aufnehmen kann, ohne daß eine Abgabe der schwächeren Kräfte stattzufinden braucht. Eine solche Periode sah Deutschland im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zur Zeit der Entstehung des städtischen Bürgertums. Eine ähnliche Epoche wurde für die meisten Kulturstaaten Europas eingeleitet durch die großen Erfindungen, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts in England gemacht wurden. Die Wirkungen machen sich, wenn auch abgeschwächt, in Deutschland noch heute geltend.

Alle, die sich nicht in der zweiten Bevölkerungsstufe zu behaupten, oder nicht in dieselbe einzudringen vermögen, sind, wenn sie eine Familie gründen wollen, genötigt, in die dritte Bevölkerungsstufe, den Arbeiterstand, überzugehen. Die Folge ist, daß durch diesen minderwertigen Zuwachs das durchschnittliche geistige Niveau hier unter das normale Maß herabgedrückt wird.

Dieser qualitative Unterschied zwischen den drei Bevölkerungsstufen, zugleich Wirkung und Ursache des Bevölkerungsstromes, ist sehr wichtig, und man muß sich ihn genau merken, um die sonst rätselhaften Vorgänge im Leben der Völker zu verstehen.

Die erste Bevölkerungsstufe besteht gewissermaßen aus zwei Abteilungen. In der ersten finden wir unter den Besitzenden alle Grade der Befähigung, wie sie die Natur in der größten Mannigfaltigkeit hervorzubringen pflegt. Der Durchschnitt ist also das normale Maß der Menschen überhaupt. Die zweite Abteilung besteht aus den unverheirateten Familiengliedern und Dienstboten, also dem Teil des Überschusses, der auf dem Lande zurückgeblieben ist. Da hier bereits eine Ausscheidung der Tüchtigeren und Unternehmenderen stattgefunden hat, so wird im Durchschnitt das normale Maß nicht erreicht.

Überschritten dagegen wird dieses von der zweiten Bevölkerungsstufe, da hier fortwährend eine Auswahl aus den Überschüssen der drei Bevölkerungsstufen aufgenommen wird.

Nicht erreicht wird endlich das Durchschnittsniveau von der dritten Bevölkerungsstufe, hier jedoch weniger infolge einer Ausscheidung der tüchtigeren Kräfte, als durch die Beimischung minderwertiger Elemente. Diese letzteren entstammen vorwiegend dem Überschuß der zweiten Bevölkerungsstufe, da die schwächeren Kräfte der ersten Bevölkerungsstufe überhaupt nicht in den Wettkampf eingetreten, sondern auf dem Lande zurückgeblieben sind.

So erklärt sich der Bevölkerungsstrom auf natürliche Weise aus dem bloßen Vorhandensein der Bevölkerungsüberschüsse in Verbindung mit der verschiedenen Natur der Einkommenszweige. Was nun außerdem noch einen Einfluß auf den Strom übt, und zwar mit treibender, beschleunigender Wirkung, das ist die verschiedene Ausrüstung der Konkurrenten, die Verschiedenartigkeit

der Erziehung, welche den heranwachsenden Geschlechtern in der Stadt und auf dem Lande zu teil wird.

Man meint in der Regel das Lob des Landlebens zu erschöpfen, wenn man die reine Luft preist und die gesunde Lebensweise der Bauern. Daß aber auch die Erziehung auf dem Lande eine viel zweckmäßigere ist, ja, daß das Land seine Leute selbst erzieht, das leuchtet dem Städter, der so stolz ist auf die große Fülle der ihm zu Gebote stehenden Bildungsmittel, schon viel weniger ein.

Sehr schön und treffend schreibt Adam Smith:*) „Nie hat man Lehrjahre zur Erlernung der Landwirtschaft, des großen ländlichen Gewerbes, für nötig gehalten. Und doch gibt es nächst den schönen Künsten und freien Berufsarten vielleicht kein Gewerbe, das eine solche Mannigfaltigkeit von Kenntnissen und Erfahrungen voraussetzt. Die zahllosen Bücher, die darüber in allen Sprachen geschrieben worden sind, können uns den Beweis liefern, daß die Landwirtschaft unter den weisesten und unterrichtetsten Nationen niemals für eine ganz leicht zu begreifende Sache gehalten wurde. Und in allen diesen Büchern würde man vergebens jene Kenntnis der mancherlei zusammengesetzten Operationen suchen, die jeder gewöhnliche Landmann zu besitzen pflegt, so affektiert verächtlich auch die verächtlichen Verfasser einiger dieser Bücher von ihnen sprechen. Dagegen gibt es kaum irgend ein gewöhnliches Handwerk, dessen Operationen sich nicht in einem Büchlein von wenigen Seiten so vollständig und deutlich darstellen ließen, als es durch Wort und Zeichnung überhaupt möglich ist. Überdies erfordert die Leitung derjenigen Operationen, welche sich nach jedem Wetterwechsel und anderen Zufällen richten müssen, viel mehr Urteil und Vorsichtigkeit, als bei immer ganz oder beinahe gleichbleibenden Operationen erforderlich ist.

Aber nicht nur die Kunst des Landwirts: die allgemeine Leitung der landwirtschaftlichen Operationen, sondern auch viele untergeordnete Zweige der ländlichen Arbeit erfordern viel mehr

*) Volkswohlstand, übersetzt von F. Stöpel, Buch 1, Kapitel 10, Seite 176 ff.

Geschicklichkeit und Erfahrung, als die meisten Handwerke. Der Mann, der Messing und Eisen bearbeitet, arbeitet mit Instrumenten und Materialien, deren Beschaffenheit sich immer völlig oder beinahe gleich bleibt. Der Mann dagegen, der den Boden mit einem Gespann Pferden oder Ochsen pflügt, arbeitet mit Instrumenten, deren Gesundheit, Kraft und Temperament in verschiedenen Fällen sehr verschieden sind. Die Beschaffenheit der Materialien, die er bearbeitet, ist ebenso verschieden, wie es seine Instrumente sind, und beide müssen mit vielem Urteil und großer Vorsicht behandelt werden. Der gewöhnliche Bauer, der in der Regel für ein Muster von Einfalt und Dummheit angesehen wird, ermangelt dieses Urteils und dieser Vorsicht nur selten. Allerdings ist er weniger an geselligen Umgang gewöhnt, als der in der Stadt lebende Handwerker: seine Stimme und Sprache ist rauher und für denjenigen, der nicht daran gewöhnt ist, schwerer zu verstehen; aber sein Verstand, der sich täglich mit einer größeren Mannigfaltigkeit von Gegenständen beschäftigen muß, ist in der Regel dem der anderen, deren ganze Aufmerksamkeit vom Morgen bis zum Abend an eine oder zwei höchst einfache Verrichtungen gefesselt ist, weit überlegen. Wie sehr in der That die niederen Volksklassen auf dem Lande denen in der Stadt überlegen sind, weiß jeder, der durch Geschäfte oder Neugier veranlaßt war, viel mit beiden zu verkehren."

Ich möchte dieser Schilderung noch einiges hinzufügen. Der Landwirt kann nicht, wie der städtische Gewerbtreibende, sagen: ich habe so und so viele Stunden gearbeitet, dafür kann ich jetzt einen so und so hohen Lohn erwarten. Er kann nur sagen: ich habe gepflügt und gesäet, ich habe gethan, was in meinen Kräften stand, ob mir dafür ein Lohn zu teil wird, ob er reich oder karg ausfällt, das steht in der Hand Gottes. Er arbeitet nicht in der bestimmten Erwartung, sondern nur in der Hoffnung auf Lohn. Daher findet man auf dem Lande viel häufiger als in der Stadt das Arbeiten aus bloßem Pflichtgefühl, das Vertrauen auf die Hilfe Gottes, viel seltener das trotzige Selbstvertrauen, das Pochen auf die eigene Kraft. Darum ist auch der Bauer, sich selbst überlassen, fromm, ohne bigott zu sein. Sodann herrscht, trotz der

Gleichartigkeit der Beschäftigung, unter den Bauern keine Konkurrenz. Der Gewinn des einen ist nicht der Verlust des anderen, sondern wenn dem einen viel zu teil wird, so ist das wahrscheinlich auch bei dem anderen der Fall. Sie können daher ihre Arbeiten mit der größten Offenheit betreiben, sich auch über wirtschaftliche Fragen ohne Zurückhaltung aussprechen.

Es ist klar, daß ein Kind, das in solcher Umgebung aufwächst, vieles vor dem Stadtkind voraus hat. Statt der vier Wände des Kinderzimmers hat es Wald und Feld, ihm brauchen nicht Spielwaarenkästen und Bilderbücher eine kümmerliche Vorstellung von den lebendigen Geschöpfen zu geben. Was es hört und sieht, sind Dinge, die gerade zu dem Geiste des Kindes eine laute Sprache reden, die immerfort zum Nachdenken auffordern. Das Landkind schöpft aus dem ewigen Born der Natur, es lernt durch die eigene Anschauung, das Stadtkind muß sich mit elenden Surrogaten begnügen.

Dazu kommt das Leben im Dorfe. Die Einwohnerzahl ist nicht so groß, daß nicht ein jeder alle Dorfgenossen kennen lernen könnte. Und nicht blos oberflächlich, sondern durch häufige Berührung in den verschiedensten Beziehungen, in Freude und Trauer, in Liebe und Haß. Wer aber hundert Menschen gründlich kennt, der kennt sie alle, der kennt die Menschen überhaupt. Das Stadtkind dagegen sieht zwar in einer Stunde vielleicht mehr Menschen, als das Dorfkind im ganzen Jahr. Aber was sieht es von ihnen? Eilig und gleichgiltig hastet alles an einander vorüber, ohne daß einer sich um den andern kümmert. Selbst die Altersgenossen treffen sich nur in der Schule. Im übrigen ist das Kind ganz auf die eigene Familie beschränkt. Am Sonntag wird vielleicht mit Vater und Mutter ein Spaziergang in's Freie gemacht. Fein ehrbarlich wird auf gebahnten Wegen dahergeschritten, wie es sich für gebildete Leute geziemt. Vielleicht ist der Vater gar ein Pädagog. Er führt unterwegs mit den Kindern belehrende Gespräche, repetiert auch wohl mit ihnen das Schulpensum der verflossenen Woche. So hofft er, wahre Mustermenschen zu erziehen. Am Ende ist es, da eine gute Erziehung in der Stadt

doch unmöglich wäre, ein Glück, wenn er nicht ahnt, daß gerade die Eltern für die heranwachsenden Kinder die allerschlechteste Gesellschaft sind.

Ein Verteidiger der städtischen Erziehung wird mich vielleicht auf die wichtigen Bildungsmittel, welche nur der Stadt zu Gebote stehen, auf die Theater, Konzerte, die Museen und Institute für die bildenden Künste verweisen. Ich muß gestehen, daß ich eine frühe Bekanntschaft mit diesen Dingen gerade für sehr bedenklich halte. Es geht diesen Leuten, wie Jemandem, der in früher Jugend, ehe noch das richtige Verständnis vorhanden war, einen dunklen Choral oder ein schwieriges Gedicht hat auswendig lernen müssen. Die Worte prägen sich dem jugendlichen Gedächtnis zwar ein, aber es sind Worte ohne Inhalt. Und sie bleiben es oft für das ganze Leben. Wird man später genötigt, sich die Worte näher anzusehen, so ist man oft erstaunt, daß einem so spät der Sinn aufgegangen ist. So gewinnen diejenigen, die zu früh mit den Werken der Kunst und Literatur bekannt gemacht wurden, diesen gegenüber selten einen objektiven Standpunkt. Sie kommen nicht zur naiven Anschauung, weil zu der Zeit, wo das nötige Verständnis vorhanden wäre, die Formen für sie bereits etwas altgewohntes sind. In Ermangelung des eigenen, machen sie dann gern das Urteil anderer aus Büchern und Zeitungen zu dem ihrigen. Dazu kommt, daß regelmäßig die augenblicklich herrschende Moderichtung sich am meisten einprägt. Diese ist aber keineswegs immer auch die richtige.

Wie sehr der städtischen Jugend die eigene Anschauung, das selbständige Urteil, fehlt, dafür erzählte mir ein Bekannter eine charakteristische Geschichte. Er hatte in der Oberklasse eines großstädtischen Gymnasiums den deutschen Unterricht übernommen. Nach einiger Zeit beklagten sich seine Schüler, daß er ihnen immer so leichte Themata für den deutschen Aufsatz gebe; der frühere Lehrer habe ihnen viel schwierigere Arbeiten zugetraut. „Gut", sagte mein Gewährsmann, „ich werde Ihnen auch schwierigere Themata geben, aber erst beweisen Sie mir, daß Sie ein leichtes gut zu behandeln verstehen. Ich gebe Ihnen jetzt eine halbe Stunde Zeit. In dieser fordere ich die Beschreibung eines Wagen-

rades. Ich erkläre ausdrücklich, daß ich dabei auf alle Kunstausdrücke verzichte." Was war der Erfolg? Nach Verlauf einer halben Stunde hatte nicht ein einziger auch nur eine Zeile zu Papier gebracht. Ohne Zweifel hätten sie alle über ein philosophisches oder ästhetisches Thema die tiefsinnigsten Erörterungen in die schönsten Phrasen kleiden können.

Drittes Kapitel.

Der Übergang von der ersten zur zweiten Bevölkerungsstufe. Protestantismus und Katholizismus.

Unendlich verschieden sind die Wege, auf denen sich der Übergang von der ersten zur zweiten Bevölkerungsstufe vollzieht. Von allen Seiten strömen die überschüssigen Kräfte in die Stadt, um hier das zu suchen, was ihnen das weite Land nicht bot: einen Fleck Erde, um darauf ein Heim zu begründen, einen festen Punkt, von dem aus sie ein möglichst umfangreiches Stück von dem großen städtischen Arbeitsfeld erobern können. Aber so groß auch die Mannigfaltigkeit ist, dennoch heben sich drei Gruppen aus der Masse ab, die von besonderer Bedeutung sind für die drei wichtigsten Klassen der bürgerlichen Gesellschaft: für Kunst und Wissenschaft, für die Gewerbe und für den Handel. Es sind das: der protestantische Landpastor, der „gesunde Lehrjunge vom Lande", und, um mich der Worte Scheffels zu bedienen, „das gedieg'ne Institut des deutschen Hausknechts."

Die beiden letzten kennt jeder aus eigener Erfahrung, oder kann sie doch durch Umschau in seiner Umgebung leicht kennen lernen. In Zahlen sind diese Verhältnisse jedoch nicht zu fassen. Der Hausknecht entwickelt sich meist durch Fleiß und Energie in den verschiedensten Metamorphosen, unter denen namentlich der Gastwirt und der Krämer häufig vorkommen, zum wohlhabenden Hausbesitzer. Geraten seine Söhne, so treten sie vorzugsweise in den Kaufmannsstand ein. Wie sehr aber der gesunde Lehrjunge vom Lande gesucht wird, davon kann sich jeder überzeugen, der die Inserate eines Lokalblattes durchsieht. Frägt man einen

Handwerksmeister, ob denn in der Stadt ein solcher Mangel an Knaben sei, daß er seine Lehrjungen vom Lande beziehen müsse, so erhält man wohl die Antwort: „Mangel? Im Gegenteil, für jede frei werdende Stelle finden sich zehn Bewerber aus der Stadt. Ich habe es auch schon mit ihnen versucht, habe aber schlechte Erfahrungen gemacht. Zuerst meint man Wunder was an ihnen zu haben. Sie sind anstellig, gewandt und von schneller Auffassung. Aber es steckt keine nachhaltige Kraft, kein Kern in ihnen. Man muß ihnen fortwährend auf die Finger sehen, sonst wird gefaulenzt oder dummes Zeug getrieben. Je schwieriger die Aufgaben werden, desto mehr erlahmt die Kraft, desto mehr schwindet die Freude am Handwerk. So kommt es, daß sie von den Landjungen, die sich anfangs oft recht tölpelhaft anstellen, bald überflügelt werden."

Das Resultat ist, daß die aus der ländlichen Bevölkerung hervorgegangenen Handwerker sich häufig zu selbständigen Gewerbetreibenden, ja, durch Talent und Fleiß nicht selten zu mächtigen Industriellen emporarbeiten, während die aus der Stadt stammenden in großen Scharen als abhängige Arbeiter die Fabriken bevölkern. Ich verweise den Leser auf die Seite 151 mitgeteilte Tabelle, welche für die Berliner Bevölkerung in dieser Beziehung zu interessanten Vergleichen das Material bietet.

Diese Vorgänge erklären sich, wie wir im vorigen Kapitel sahen, auf natürliche Weise aus dem Bevölkerungsstrom. Rätselhafter könnte es erscheinen, daß in Ländern mit konfessionell gemischter Bevölkerung, wie es Deutschland ist, der Protestantismus in Wissenschaft und Kunst, vornehmlich in der Literatur, verhältnismäßig viel mehr Vertreter stellt, als der Katholizismus. Diese Bemerkung ist schon oft gemacht worden. Man hat darauf hingewiesen, daß die sechs deutschen Klassiker sämtlich Protestanten waren. Selbst im bayerischen Landtage wurde einmal die Klage laut, daß, trotzdem kaum ein Dritteil der Bevölkerung Bayerns sich zum Protestantismus bekenne, doch über die Hälfte der Universitätsprofessoren Protestanten seien. Als Ursache hat man dem Protestantismus wohl ein erlösendes, den Geist frei machendes Prinzip zugeschrieben. Das mag im Reformationszeitalter der Fall gewesen sein, heute, meine ich, spürt man davon wenig mehr.

Ich möchte den Grund lieber in den verschiedenen Einrichtungen der beiden Kirchen suchen. Die katholische Kirche hat ihre politische und soziale Verfassung in und mit dem Feudalstaat erhalten. Dieser aber besitzt, wie im ersten Kapitel des zweiten Buches gezeigt wurde, nur Eine Bevölkerungsstufe und nur Einen Einkommenszweig. Das Einkommen aus der geistigen Arbeit existiert noch nicht. In diesem Staate hätte sich ein zahlreicher in der Ehe lebender Klerus unmöglich behaupten können. Man hätte für die Kinder keine Verwendung gehabt, sodaß bald ein geistiges Proletariat hätte entstehen müssen. Andererseits ermöglichte ja gerade der im Cölibat lebende Klerus mit den vielen Klöstern und Stiftern den langen Bestand des Lehenstaates, indem er im Stande war, den Überschuß der Grundbesitzer in sich aufzunehmen.

Diese Verhältnisse haben sich zur Zeit der Reformation vollständig geändert. Es ist eine neue Bevölkerungsstufe, ein neuer Einkommenszweig entstanden: das von der geistigen Arbeit lebende städtische Bürgertum steht in voller Blüte. Hier findet auch die Nachkommenschaft der Geistlichkeit ein weites und lohnendes Arbeitsfeld; für die Ehelosigkeit des Klerus besteht ein sozialer Grund nicht mehr. Indem der Protestantismus den Cölibat verwirft, wird der bisher außerhalb des Bevölkerungsstroms stehende Stand der Geistlichen in diesen hineingezogen. Er gehört jetzt zur zweiten Bevölkerungsstufe. So wird in den protestantischen Ländern ein wichtiger Kanal geschaffen, durch welchen die frischen Kräfte vom Lande in die Stadt strömen können.

Man wird mir vielleicht einwerfen, daß der Bevölkerungsstrom sich nicht aufhalten lasse, daß er, wenn ihm dieser Kanal in katholischen Ländern auch versperrt sei, sich schon andere graben werde. Ganz gewiß, antworte ich darauf, nur besteht ein sehr großer Unterschied in der Beschaffenheit der Kanäle. Es ist keineswegs gleichgiltig, welche Schichten durchströmt werden.

Die katholische wie die protestantische Geistlichkeit, erstere vielleicht in etwas höherem Grade, rekrutieren sich vorzugsweise direkt aus dem Überschuß der ländlichen Bevölkerung. Gerade die hervorragenden Tugenden der Bauern: Fleiß, Pflichtgefühl und das Sichbeugen vor der Autorität, mag diese nun Bibel, Papst,

oder König heißen, sind ja Eigenschaften, die auch bei den Geistlichen in erster Linie gesucht werden. Nach meinen ungefähren Ermittelungen kann man annehmen, daß etwa 80 Prozent der katholischen Geistlichen vom Lande stammen. Je größer die Städte sind, desto weniger liefern sie. So fanden sich beispielsweise im Sommersemester 1882 unter den an der Münchener Universität immatrikulierten, in der Stadt München selbst beheimateten 343 Studierenden nicht weniger als 148 Juristen, dagegen nur 3 Theologen.

Der große soziale Unterschied zwischen den beiden Kirchen besteht darin, daß der protestantische Geistliche nur ein Glied in der Bevölkerungskette bildet, während diese mit dem katholischen abreißt. In den katholischen Ländern wird ein großer Teil der Volkskraft nicht vollständig ausgenutzt. Denn mag auch die Ausbildung, welche den Geistlichen beider Konfessionen zu teil zu werden pflegt, in vorzüglicher Weise für den Beruf eines Seelenhirten vorbereiten, so ist sie doch wenig geeignet, Staatsbürger zu erziehen, die sich auch für weltliche Dinge einen freien und unbefangenen Blick bewahren. Wer sich davon überzeugen will, dem rate ich, die Verhandlungen irgend eines Landtags durchzulesen, in welchem der Stand der Geistlichen zahlreich vertreten ist. Man findet da viel Kraft, viel guten Willen, auch manches gesunde Urteil, aber eine merkwürdige Beschränktheit des Gesichtskreises.

Dieser Unterschied erhält besondere Wichtigkeit durch die großen Zahlen, die in Betracht kommen. Um ein Beispiel anzuführen, zählte Bayern im Jahre 1885 nicht weniger als 3 995 katholische Pfarreien, Pfarrkuratien und andere selbständige Stellen mit eigenem Einkommen. An protestantischen Pfarreien und Pfarrvikariaten waren 1116 vorhanden. Diese fast 4000 katholischen Pfarrhöfe entnehmen der ersten Bevölkerungsstufe, der Landbevölkerung, die besten Kräfte. Infolge des Cölibats findet aber gar keine Abgabe an die zweite Bevölkerungsstufe statt. Die protestantischen Pfarrhöfe dagegen erfordern zwar auch einen bedeutenden Zuschuß aus dem Bauernstande, dafür geben sie aber, da Ehelosigkeit selten vorkommt und der Kinderreichtum der Pfarrhäuser ja sprichwörtlich geworden ist, mehr als sie empfangen

haben an den Mittelstand ab. Sie bilden eine Durchgangsstation für den Bevölkerungszug. Hier findet fortwährend eine Umwandlung des Überschusses der ersten Bevölkerungsstufe in Glieder des Mittelstandes statt. Und zwar geschieht das unter den günstigsten Bedingungen. In den Pfarrhäusern vereinigt sich meistens die ländliche Erziehung mit den Bildungsmitteln der Stadt. Es ist ein eigenartiges Geschlecht, das hier heranwächst, ein Geschlecht voll frischer und übersprudelnder Kraft. Lessing erscheint mir als der ideale Typus des deutschen Pastorsohnes. Alltagsmenschen sind sie selten. Sie gehören nicht jener Klasse von Schülern an, die ihren Eltern und Lehrern immer nur Freude bereiten, deren ganzes Streben auf gute Noten, glänzende Examina und ein rasches Vorwärtskommen gerichtet ist. Sie wandeln nicht die gewöhnliche Heerstraße, und nicht selten erreichen sie das gesteckte Ziel überhaupt nicht. Etwas derb, aber wahr sagt ein Pfälzer Sprichwort:

Pfarrerssöhne und Müllersküh',
Wenn sie geraten, gibt's gut Vieh.

Und daß sie oft geraten, das weiß jeder, der die Geschichte der Literatur und der Wissenschaften auch nur oberflächlich kennt.

Das protestantische Pfarrhaus läßt sich in seiner Eigenart für die Länder katholischer Konfession nicht ersetzen. Die Folge ist, daß in rein katholischen Ländern die Volkskraft nicht vollständig ausgenutzt und dadurch das geistige Niveau des Mittelstandes herabgedrückt wird, während in Ländern, welche von Bekennern beider Kirchen bewohnt werden, in denjenigen Berufszweigen, welchen sich die Pastorensöhne vorzugsweise zuwenden, die Protestanten das Übergewicht haben müssen.

Wohl aber ist eine Förderung durch zweckmäßige Einrichtungen möglich. Ich wenigstens möchte eine oft beobachtete Thatsache darauf zurückführen. Während im Mittelalter, wo der Süden Deutschlands die eigentliche Stätte der Kultur war, zwischen den nahe verwandten Bayern und Schwaben in ihren Leistungen kein Unterschied besteht, ist es auffallend', wie die ersteren seit der Reformation hinter den letzteren auf dem Gebiete der Wissenschaften und freien Künste zurückbleiben. Es gibt heute kaum eine

deutsche Universität, die nicht einige Schwaben zu ihren hervorragendsten Lehrern zählte, Bayern dagegen trifft man außerhalb des eigenen Landes äußerst selten. Man hat daraus auf besondere Fähigkeiten und Neigungen des schwäbischen Stammes schließen wollen, auf eine Abwendung vom gemeinen Treiben des täglichen Lebens zu idealeren Beschäftigungen. Letzteres wird nicht leicht zugeben, wer das Volk näher kennt. Den bayerischen Allgäuer, dem man doch gewiß den schwäbischen Charakter nicht absprechen wird, halten die Umwohner für so geschäftskundig und pfiffig, daß sie von ihm sagen, man könne aus jedem zwei Juden machen und es bleibe doch noch ein Zipfel übrig.

In der That, wenn man sich jene berühmten und hervorragenden Schwaben näher ansieht, so stammen sie fast alle aus Württemberg. Und doch wird dieses Land nur von einem Bruchteil des schwäbischen Stammes bewohnt. Weiter sind sie beinahe ausschließlich Protestanten, während diese in Württemberg nur zwei Drittel der Bewohnerzahl ausmachen, in den anderen, teilweise oder ganz von Schwaben bewohnten Staaten den Katholiken weit nachstehen. Ja, setzt man die Untersuchung fort, so führt sie bei der großen Mehrzahl schließlich in eine und dieselbe Stadt, in ein und dasselbe Haus: das Tübinger Stift.

Die Einrichtung dieses Institus, welches in das Reformationszeitalter zurückreicht und das von Herzog Christoph zur Heranbildung von protestantischen Geistlichen gestiftet wurde, verdient, mit einigen Worten nach der sozialen Bedeutung gewürdigt zu werden.

Jedes Jahr wird in der Hauptstadt Stuttgart das sogenannte Landexamen abgehalten. Die Kandidaten, welche sich demselben unterwerfen wollen, müssen mindestens 14 Jahre alt sein. Bis dahin ist die Erziehung in der Regel eine private und häusliche. An Kenntnissen wird die Reife für die Unter-Sekunda eines norddeutschen oder die vierte Klasse eines süddeutschen Gymnasiums gefordert. Das Hauptgewicht wird bei der Prüfung neben dem Lateinischen auf den deutschen Aufsatz, als das geeignetste Mittel, um die Begabung zu erkennen, gelegt. Die fünfundzwanzig Besten werden einer der vier Staatsanstalten überwiesen. Diese: Blau-

beuren, Urach, Maulbronn und Schönthal, waren bis zur Reformation Klöster und liegen entweder auf dem Lande oder in kleinen Städten.

Der Kursus dauert vier Jahre. Dann erfolgt der Übertritt an die Universität Tübingen. Auch hier hört das Zusammenleben der Studenten nicht auf. Das Stift gewährt allen Wohnung und Unterhalt bis zur Absolvierung der Universität.

Die eigentliche Bestimmung des Instituts ist, wie gesagt, den nötigen Nachwuchs an Seelsorgern heranzubilden. Trotzdem gehen vielfach auch Philologen und namentlich Philosophen aus dem Stift hervor. Es erklärt sich das daraus, daß der Studienplan zu einer Zeit entworfen wurde, als diese Disziplinen noch nicht von der Theologie abgetrennt waren.

Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Institution beruht nicht auf dem eigenartigen Studienplan, noch weniger auf dem Zwang des Zusammenlebens und der dadurch ermöglichten Beaufsichtigung und Leitung der Arbeiten, sie liegt in der besonderen Art der Rekrutierung. Was hier über die Zulassung zum Studium entscheidet, ist nicht der Wille der Eltern, die ja regelmäßig die Begabung ihrer Kinder überschätzen, sondern die Regierung läßt durch unparteiische Männer das Vorhandensein der nötigen Fähigkeiten feststellen. Es ist sodann nicht nötig, daß die Geldmittel für den langen und teuren Studiengang zur Verfügung sind, der Staat übernimmt den Unterhalt der Auserwählten vom Anfang bis zum Ende. So wird das Studium den weitesten Kreisen ermöglicht. Wer immer irgendwo ein Talent entdeckt, kann es zum Studieren durch Rat und That ermuntern, ohne sich Sorge machen zu müssen, woher später die nötigen Mittel kommen sollen. Diese Auswahl der Befähigten fällt naturgemäß in erster Linie den Geistlichen zu. Es ist sehr häufig, daß Landpfarrer mit ihren eigenen Kindern oder auch allein begabte Bauernsöhne auf das Landexamen vorbereiten.

Viertes Kapitel.

Das Wesen der zweiten Bevölkerungsstufe.

Was die zweite Bevölkerungsstufe wesentlich von den beiden anderen unterscheidet, das ist das höhere geistige Niveau, auf dem ihre Glieder zu stehen pflegen. Der Mittelstand ist darum in dem Staat mit drei Bevölkerungsstufen der eigentliche Träger der Kultur, er ist das Haupt am Volkskörper. Auf ihn blickt man, wenn man die Größe eines Volkes, die Bedeutung eines Zeitabschnitts in seiner Geschichte, beurteilen will. Das höhere geistige Niveau wird, wie wir wissen, ermöglicht durch die eigenartige Natur des Einkommens aus der geistigen Arbeit, es wird bedingt durch die Tendenz der Bevölkerung, sich stärker zu vermehren als die Unterhaltsmittel dauernd wachsen können. Soll es behauptet werden, so müssen fortwährend frische Kräfte aufgenommen und gleichzeitig die minderwertigen Elemente ausgeschieden werden. So entsteht der Bevölkerungsstrom. Die Schnelligkeit, mit der dieser dahinfließt, ist offenbar abhängig von der Höhe des geistigen Niveaus und weiter von der Quantität und Qualität der von den anderen Bevölkerungsstufen produzierten Überschüsse. Je höher das nötige Durchschnittsmaß ist, desto geringer wird die Wahrscheinlichkeit, daß die Glieder einer Familie sich durch mehrere Generationen im Mittelstand behaupten.

Die Schnelligkeit, mit welcher der Wechsel erfolgt, ließe sich statistisch leicht nachweisen, wenn die Städte nur vom Mittelstand bewohnt würden. Dafür würde das Verhältnis der zugezogenen zur ortsgebürtigen Bevölkerung annähernd, und, wenn man das verschiedene Wachstum der Städte berücksichtigte, ziemlich genau

der Ausdruck sein. Nun haust aber neben der zweiten die dritte Bevölkerungsstufe, der Arbeiterstand, der einen ganz anderen wirtschaftlichen Charakter hat. Durch ihn werden die Zahlen wesentlich beeinflußt, wie aus der zweiten Kolumne unserer Tabelle Seite 16 zu ersehen ist. So hat zum Beispiel München und noch mehr Nürnberg eine größere Ortsgebürtigkeit als Landshut, Straubing und Freising. Niemand wird aber wohl glauben, daß der Mittelstand der ersteren Städte von dem der letzteren an Intelligenz und, in notwendiger Folge, an Schnelligkeit des Wechsels übertroffen werde. Denn der Rekrutierungskreis der Städte pflegt mit der Größe zu wachsen. Die Hauptstädte entziehen nicht blos dem platten Lande, sondern auch den Provinzialstädten die besten Kräfte. Andererseits wird in den ganz kleinen Städten die Ortsgebürtigkeit dadurch erhöht, daß hier häufig Glieder der ersten Bevölkerungsstufe, Personen, deren Einkommen aus dem Bodenertrag fließt, ihren Wohnsitz haben. Es wäre nicht uninteressant, unserer Tabelle noch zwei weitere Kolumnen hinzuzufügen, in deren ersteren das Verhältnis der von der körperlichen Arbeit lebenden und in deren zweiten das der Landwirtschaft treibenden zur Zählbevölkerung zum Ausdruck gebracht würde. Doch dürfte sich eine solche Untersuchung, die mittelst der neuesten Veröffentlichungen wohl durchzuführen wäre, besser für eine Spezialarbeit eignen.

Wir begnügen uns hier damit, aus der Literatur einige Belege für das rasche Absterben der städtischen Bevölkerung zusammenzustellen.

Historiker und andere Schriftsteller äußern oft ihre Verwunderung darüber, daß die hervorragenden Geschlechter der deutschen Reichsstädte so rasch verblüht sind. Eher sollte man sich darüber wundern, daß es einigen dieser Familien gelungen ist, sich durch die Jahrhunderte hindurchzuretten.

Die Reichsstadt Augsburg*) zählte im Jahre 1368 einundfünfzig ehrbare Geschlechter. Nach hundert Jahren waren von diesen nur noch dreizehn und im Jahre 1538 noch acht vorhanden.

---

*) Zusammengestellt nach Stetten: Geschichte der adeligen Geschlechter in der freien Reichsstadt Augsburg.

In diesem Jahre mußten die Geschlechter, da sie den Rat nicht mehr besetzen konnten, selbst um eine Vermehrung bitten. Es wurden neununddreißig und nach einiger Zeit noch drei Familien neu aufgenommen. Von diesen letzteren waren im Jahre 1649 noch zwölf übrig, während von den alten noch sechs existierten. Ähnlich erging es den Familien, die aus politischen Gründen während der Kämpfe des dreißigjährigen Krieges aufgenommen wurden. Im ganzen gab es in Augsburg nach und nach hundertvierundzwanzig Geschlechter, von denen im Jahre 1649 nur noch achtundzwanzig vorhanden waren. Daß sich einzelne Geschlechter so lange und sogar bis auf die Gegenwart erhalten haben, ist nur dadurch zu erklären, daß hervorragende Glieder durch Handel und städtische Gewerbe ein großes Vermögen erwarben, dann aber dieses durch Ankauf von Landgütern dem Wettbewerb entzogen. Alle noch existierenden Patriziergeschlechter sind oft schon seit Jahrhunderten in den Landadel übergegangen, dessen Einkommen ja anderen Gesetzen unterworfen ist, wie das aus der geistigen Arbeit.

In Nürnberg*) sind die Ehrbaren von den Patriziern unterschieden. Die letzteren sind der engere, ratsfähige Kreis. Im Jahre 1390 verzeichnet Ulman Stromer hundertachtzehn ehrbare Familien. 1490 vermerkt Hans Haller hundertzwölf Familien, von denen sich nur neunundvierzig bei Stromer finden, während dreiundsechzig hinzugekommen sind. 1511 hat Lazarus Holzschuher zweiundneunzig ehrbare Familien, darunter nur siebenunddreißig, die schon bei Stromer vorkommen und dreiundzwanzig neue.

Bei den eigentlichen Patriziern ist das Verhältnis etwas günstiger. Gerade in Nürnberg hielt der Stadtadel sehr auf seine Gleichberechtigung mit dem Landadel und suchte schon früh Güter zu erwerben, was durch das bedeutende Nürnberger Gebiet begünstigt wurde. Ja, im siebzehnten Jahrhundert gaben die Geschlechter auch den Großhandel auf und wurden faktisch zu einem in der Stadt lebenden Landadel.

---

*) Hegel in: Chroniken der deutschen Städte, Band 1, Seite 214 ff.

Die Zahl der ratsfähigen Geschlechter, des eigentlichen Patriziats, betrug 1521 dreiundvierzig, 1610 waren noch dreiunddreißig vorhanden. Im achtzehnten Jahrhundert wurden sieben Familien neu aufgenommen. Dennoch bestand ihre Zahl 1797 nur noch aus dreiundzwanzig Familien. Von diesen existieren heute noch zwanzig, von welchen Ulman Stromer im vierzehnten Jahrhundert aber nur eilf bekannt waren.

In anderen Reichsstädten sind die einst zahlreichen und mächtigen patrizischen Familien vollständig ausgestorben. Wenn ich nicht irre, war es im Jahre 1848, als in Lübeck zum letzten Male bei einer Beerdigung die sämtlichen Glocken geläutet wurden, um der Stadt zu verkünden, daß der letzte Sproß aus patrizischem Geschlecht zu Grabe getragen werde. Er war als Vereinsdiener gestorben.

Die folgenden statistischen Angaben betreffen nicht die Geschlechter allein, sondern sie erstrecken sich auf die ganze Bürgerschaft.

In der Stadt Bern*) hatte der große Rath vom Jahre 1583—1654 487 Familien in die Bürgerschaft aufgenommen, wovon im Zeitraum von zwei Jahrhunderten 379 ausgestorben und im Jahre 1793 nur 108 übrig waren. Während der 100 Jahre von 1684—1784 starben 207 Berner Familien aus. Von 1624 bis 1712 ward die Bürgerschaft auf 80 Familien angegeben. Im Jahre 1623 vereinigte der große Rat die Mitglieder von 112 Familien in sich, wovon nur 58 übrig sind.

In Mühlhausen**) wurde im Jahre 1552, nachdem das alte verbrannt war, ein neues Bürgerbuch angelegt, in welches alle damals vorhandenen Bürger und die noch lebenden Söhne verstorbener Bürger eingeschrieben wurden. Der Herausgeber desselben hat zwei Verzeichnisse zusammengestellt. Das eine enthält diejenigen Familien, deren Sprossen zu seiner Zeit noch blühten. Es sind im ganzen 152. Dann folgt ein „Verzeichnis der alten ausgestorbenen Mühlhauser-Geschlechter." Ihre Zahl beträgt 477.

---

*) Malthus: Bevölkerungsgesetz, Seite 267.

**) Ehrsam: Der Stadt Mühlhausen privilegiertes Bürgerbuch, bis zur Vereinigung dieser Republik mit Frankreich im Jahre 1798. Mülhausen 1850.

Aufgezählt sind also im ganzen 629 Familien, von denen sich 152 oder kaum 25 Prozent erhalten hatten. Von diesen Geschlechtern aber stammten nur die wenigsten, nämlich 46, aus dem Jahre 1552. Die meisten waren erst später zugewandert, und zwar noch im sechzehnten Jahrhundert 18, im siebzehnten 82, und im achtzehnten 6 Familien.

Für Lindau hat G. Reinwald einen interessanten „Beitrag zur Geschichte der Geschlechter und des Bürgertums" veröffentlicht.*) Vier im städtischen Archiv verwahrte Foliobände enthalten in alphabetischer Ordnung eine Zusammenstellung und Beschreibung der Personen und Familien, welche jemals, soweit die Quellen zurückreichen, zum Rate der Stadt zugelassen wurden, also zum Patriziat gehört haben, oder welche Vertreter der alten Zünfte gewesen sind. Außerdem wurden auch vornehme Fremde aufgenommen, doch nur solche, die entweder Pfahlbürger waren, oder in der Stadt Besitzungen hatten. Die Angaben erstrecken sich abwärts bis zum Jahre 1650 mit spärlichen Zusätzen aus späterer Zeit.

Von den aufgezählten 306 Familien, unter denen sich allerdings ziemlich viel Adelige und Patrizier aus anderen Städten befinden, sind nur 4 mit einem Stern als solche bezeichnet, die gegenwärtig noch in Lindau blühen.

Auch hier bietet sich der Spezialforschung ein lohnendes Feld. Die Archive der Staaten und Städte enthalten für derartige Arbeiten reiches Material. Namentlich wäre es interessant, in einer oder einigen geeigneten Städten zu untersuchen, wie sich die Schnelligkeit des Bevölkerungsstroms, also der Wechsel der Familien, in den verschiedenen Zeiten verhält, je nachdem die Stadt wächst, blüht oder dahinwelkt. Wider Vermuten würde man da finden, daß gerade in den Zeiten des Gedeihens, wo Handel und Wandel zunimmt und infolge dessen die Einwohnerzahl wächst, der Wechsel am raschesten vor sich geht, während in Zeiten des Sinkens der

*) In den Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, Heft 13, Seite 176 ff.

Bevölkerungsstrom langsam und träge dahinfließt, so daß die einzelnen Familien sich lange halten. Denn jede hohe Kulturblüte im Staat wie in der einzelnen Stadt bedingt ein hohes geistiges Niveau des Mittelstandes, dieses aber wird nur durch einen raschen Bevölkerungswechsel erreicht.

So kann es vorkommen, daß in einer weltvergessenen Provinzialstadt die Familien sehr alt werden, zumal wenn dieselbe von früher her mit reichen Stiftungen ausgestattet ist. Wenn dann die Regierung die Absicht kund thut, den Ort aus seiner Abgeschiedenheit herauszureißen durch den Anschluß an ein Bahnnetz, Errichtung eines Bades, Eröffnung eines Bergwerks oder dergleichen, so trifft sie nicht selten auf die heftigste Opposition. Man behauptet, die in Aussicht genommenen Maßregeln würden den Ruin der Stadt zur Folge haben. Wenn dann die gehegten Befürchtungen nicht eintreffen, wenn sich im Gegenteil ein Aufschwung zeigt, so spottet man wohl über die Kurzsichtigkeit der Stadtväter. Und doch haben sie, vom Standpunkt ihres persönlichen Interesses, Recht gehabt. Mit dem lebhafteren Verkehr haben auch neue Menschen ihren Einzug gehalten. Die Fähigkeiten der alten Einwohner reichen nicht aus, um sich in die veränderten Verhältnisse hineinzuleben. Es nützt nichts, daß sie der guten alten Zeit nachseufzen, einer nach dem andern muß seinen Platz räumen, und bald blüht neues Leben auf den Ruinen.

Noch einige Beispiele aus der Literatur, die für einen raschen Wechsel unter den speziell mit Handel und Gewerbe beschäftigten Gliedern des Mittelstandes sprechen.

Nach Malthus*) ist es eine gewöhnliche Bemerkung unter den Chinesen, daß Vermögen selten länger in derselben Familie bleibt als drei Generationen. Für europäische Staaten könnte man dieses wohl nur vom Mittelstande behaupten, in dem dichtbevölkerten China soll jedoch der Grundbesitz so mobil, der Ackerbau so sehr zum Gewerbe geworden sein, daß das gleiche auch von der Landbevölkerung gilt.

---

*) Bevölkerungsgesetz, Seite 162.

Nach M. Wirth*) waren von 137 Kammgarnfabriken und Kattundruckereien in Bradford nur 3,5 Prozent von Reichen gegründet, 54 Prozent von früher vermögenslosen Arbeitern.

Nach M. Mohl**): Aus den gewerbwissenschaftlichen Ergebnissen einer Reise in Frankreich (1845) waren von den Arbeitern, welche sich zu selbständigen Knopffabrikanten aufgeschwungen hatten, einige noch unter 30 Jahre alt. Die Elfenbeinschnitzerei zu Dieppe zählte 12 „Fabrikanten", lauter junge Männer, die sich ihr Vermögen selbst erworben hatten. Im Oisedepartement waren von 130 „Fabrikanten" kaum 4, die sich nicht von einfachen Hausarbeitern emporgeschwungen hatten.

Engel***) nimmt an, daß in ganz Frankreich 80 Prozent der Unternehmer vormals Arbeiter gewesen seien.

Ähnlich behauptet ein schweizer Handelskammerbericht †), das Haftpflichtgesetz von 1881 bilde eine große Gefahr für die Entwicklung der schweizer Industrie, die zu 90 Prozent aus kleinen und kleinsten Anfängen hervorgewachsen sei.

Wie Roscher ††) schreibt, waren von den 85 Firmen, die es 1739 in Stettin gab, 1859 keine mehr vorhanden; ja selbst ihre Namen, wenn es nicht sehr gewöhnliche waren, existierten nicht mehr in der Stadt.

Diese Beispiele ließen sich leicht vermehren. Ich verzichte jedoch darauf und verweise jeden auf die Beobachtung seiner eigenen Umgebung. Wer in irgend einer Stadt auf eine Erfahrung von 30, oder auch nur 20 Jahren zurückblickt, der wird schon mit Erstaunen bemerkt haben, wie große Wandlungen in dieser kurzen Spanne Zeit vor sich gegangen, wie zahlreiche Familien, die einst blühend und angesehen waren, verschwunden, und wie neue, von denen man früher nichts wußte, emporgekommen sind.

---

*) Bei Roscher: System der Volkswirtschaft, Band 3, § 114, A. 4.

**) Bei Roscher a. a. O., § 117, A. 9.

***) Zeitschrift des Preußischen statistischen Bureaus, Jahrgang 1877, Seite 399.

†) Bericht über Handel und Industrie im Kanton Zürich für 1882.

††) A. a. O, Band 3, § 12, A. 4.

Wer übt nun das Richteramt, wer fällt das Urteil, ob eine Familie oder ein einzelner Mensch die nötigen Eigenschaften hat, um dem Mittelstande anzugehören? Wer trifft die Auswahl, wer spricht dieser Familie das Recht zu, auch noch ferner zu blühen und zu gedeihen, wer verurteilt jene, entweder auszusterben, oder eine Stufe tiefer zu steigen?

Wir könnten uns die Beantwortung dieser Frage leicht machen, wenn wir einfach auf den überall in der Natur, im Tierreich, wie im Pflanzenreich, herrschenden Kampf ums Dasein, in welchem ohne Gnade der Schwächere vom Stärkeren verdrängt wird, verweisen würden. Es unterliegt auch gewiß keinem Zweifel, daß der Kampf ums Dasein die eigentliche Ursache des Bevölkerungswechsels ist, aber die Bedingungen, unter denen dieser Kampf ausgefochten wird, sind keineswegs zu allen Zeiten und an allen Orten dieselben. Einrichtungen der Gesetzgebung und Verwaltung, Sitte und Gewohnheit, üben ihren Einfluß. Eigenschaften, die zu dieser Zeit und in diesem Lande geeignet sind, ihren Besitzer auf den Gipfel der Macht oder des Reichtums emporzutragen, fallen zu anderen Zeiten und in anderen Ländern vielleicht gar nicht ins Gewicht. Wie verschieden ist zum Beispiel der Charakter der maßgebenden politischen Persönlichkeiten, je nachdem sie in dem einen Lande vom Monarchen ausgewählt, in dem anderen durch das allgemeine Stimmrecht, durch die Gunst der Massen emporgeschnellt werden. Damit hängt es zusammen, daß bei einem Regierungs- oder Systemwechsel sich bisweilen der Charakter eines Volkes scheinbar über Nacht ändert. In Wahrheit ist er derselbe geblieben, es ist nur eine andere Schicht an die Oberfläche gelangt. Die Geschichte Frankreichs bietet in dieser Beziehung zu lehrreichen Beobachtungen Gelegenheit.

Nach der Art, wie der Kampf ums Dasein ausgefochten wird, scheidet sich der gesamte Mittelstand in zwei Klassen. In der einen herrscht freie Konkurrenz. Ein jeder kann hier den Kampf aufnehmen. Nur der Erfolg entscheidet, ob der einzelne die erforderlichen Fähigkeiten besitzt oder nicht. Zu dieser Klasse gehört alles, was vom Handel und den Gewerben lebt. Das Richteramt liegt hier in den Händen der Gesamtheit der Mitstrebenden. Für die

andere Klasse wird dieses von der Staatsgewalt ausgeübt. Die Regierung läßt durch geeignete unparteiische Männer das Vorhandensein der nötigen Eigenschaften feststellen. Wer die Prüfung besteht, dem wird vom Staat ein sicheres Einkommen gewährt, wer zu leicht befunden wird, dem ist überhaupt nicht gestattet, in den Wettbewerb einzutreten. Hierher gehören die verschiedenen Beamtenkategorien.

Offenbar ist die erstere Art der Ausscheidung sicherer als die zweite. Wer aus der Konkurrenz als Sieger hervorgeht, von dem nimmt man mit Recht an, daß er, wenn auch nicht der edlere und bessere, so doch der klügere ist, daß er auf der Höhe der Zeit steht. Für den Unterlegenen ist das gewöhnliche Ende der Bankrott, seltener ein allmähliches Dahinsiechen. Da die Schnelligkeit des Wechsels im Mittelstande abhängig ist von der Höhe des geistigen Niveaus, so findet man oft, daß in Zeiten des wirtschaftlichen Aufschwungs die Konkurse häufiger sind, als in normalen, daß ihre Zahl in den großen Verkehrszentren im Durchschnitt größer ist, als in den kleineren Städten. Man darf daher keineswegs immer die Konkurse als eine wirtschaftliche Krankheit ansehen.

Wer in seiner Umgebung Umschau hält, wird finden, daß die meisten Geschäfte erst von ihrem derzeitigen Inhaber gegründet worden sind. Sie gehen zwar häufig auf die Kinder über, aber nur ausnahmsweise vermögen diese den Besitz zu behaupten. Denn es kommt nicht häufig vor, daß sich höhere Begabung durch mehrere Generationen fortpflanzt. Ist das aber ausnahmsweise der Fall, so entstehen bisweilen durch allmählichen Ausbau jene mächtigen Handelshäuser, jene gewaltigen industriellen Unternehmungen, auf welche die Mitwelt stolz und bewundernd blickt. Hier kommen dann zu den angeborenen Fähigkeiten als gutes Förderungsmittel die erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten hinzu. Dem ersten Gründer eines Geschäftes fehlen diese häufig. Ebendarum pflegt er ihre Wirkung zu überschätzen. Er läßt seinem talentlosen Sohne Sprachunterricht erteilen, er schickt ihn auf Handelsschulen und Akademien. Und wenn er ihn dann ebenso unfähig zurückkehren sieht, wie er ihn entlassen, dann gibt er wohl den schlechten Schulen die Schuld. In ähnlicher Weise hört man bis-

weilen den praktischen Landwirt geringschätzig urteilen über den sogenannten lateinischen Bauer. Es sind das meistens Stadtkinder, mit denen die Eltern nicht recht etwas anzufangen wußten, und die sich deshalb der Landwirtschaft als dem vermeintlich leichtesten Gewerbe zugewandt haben. Ein gewaltiger Irrtum! Wer den Feind nicht hinter den festen Mauern der Stadt zu bestehen vermag, der wird in der offenen Feldschlacht erst recht unterliegen. Reicht das Vermögen nicht aus, um ein ganz oder doch annähernd schuldenfreies Gut und damit eine, wenn auch nicht große, so doch sichere Rente zu erwerben, so gehen solche Leute in der Regel sehr rasch zu Grunde. So täuschen sich auch reiche Eltern nicht selten, wenn sie ihrem talentlosen Sohne ein blühendes Geschäft kaufen. Die Rente, welche sie in dem Kaufpreis kapitalisiert bezahlen, ist, von einer günstigen Lage und ähnlichen Vorteilen abgesehen, nicht eine mit dem Geschäft verbundene Eigenschaft, sondern sie ist hervorgegangen aus der geistigen Arbeit des bisherigen Inhabers und mit dieser eng verknüpft. Nur ein gleich tüchtiger Nachfolger wird auf die Dauer das gleiche Einkommen erzielen können. Darum pflegen wirklich tüchtige Kaufleute, wenn sie sich selbständig machen, neue Geschäfte zu gründen. Übernehmen sie aber schon bestehende, so führen sie sie selten in der alten Weise fort.

Wir gehen zur Betrachtung der zweiten Klasse über. Zu ihr gehören alle diejenigen, die einen festen Gehalt beziehen und dafür verpflichtet sind, ihre ganze Arbeitskraft dem Staat oder der Gemeinde zu widmen. Das Einkommen ist hier sicherer, dafür erreicht es aber auch niemals eine solche Höhe, wie so oft in der anderen Klasse. Der Gehalt ist nach den notwendigen Bedürfnissen, nach den gesellschaftlichen Anforderungen, die an den betreffenden Beamten gestellt werden, bemessen. Auch bei der größten Sparsamkeit ist hier an die Erwerbung eines größeren Vermögens nicht zu denken. Wenn trotzdem stets Männer von hervorragender Begabung bereit sind, ihre Dienste dem Staate zu widmen, so verdankt er dieses einem anderen Zahlungsmittel: der Ehre, welche der Staatsdienst als solcher verleiht, und den Auszeichnungen, über welche das Staatsoberhaupt verfügt. Es ist darum

nicht gerechtfertigt, wenn dieselben Orden und Titel auch solchen verliehen werden, deren ganzes Streben auf die Erwerbung von Reichtümern gerichtet war. Mögen sie sich dadurch auch indirekt um den Staat verdient gemacht haben, so gilt von ihnen doch das Bibelwort: sie haben ihren Lohn dahin. Sie sind im Besitze des Talismans, welcher den Zugang verschafft zu allen Genüssen dieser Welt. Dem Beamten dagegen ist der Titel die Equipage, sind die Orden die Pferde.

Man wird mir vielleicht vorhalten, daß die Höhe des Einkommens in dieser Klasse ersetzt werde durch die Sicherheit desselben. Der Beamte könne niemals in Not geraten, und selbst im Falle der Dienstuntauglichkeit sorge der Staat in liberalster Weise für seinen Unterhalt. In der anderen Klasse dagegen gebe es, wie ich selbst zugestanden, immer sehr viele, die es zu gar keinem Einkommen brächten, ja oft sogar das ererbte Gut zusetzten. Darauf habe ich zu erwidern, daß ich eine solche statistische Gegenüberstellung der beiden Klassen überhaupt nicht für zulässig halte. Denn darin besteht ja gerade der große Unterschied, daß in der ersten Klasse, bei freier Konkurrenz, mit dem Eintritt in die selbständige Thätigkeit erst der Wettkampf beginnt. Der leichtsinnigste Kommis kann sich als Kaufmann etablieren und der liederlichste und faulste Handwerker als selbständiger Meister. In der zweiten Klasse dagegen ist zu dieser Zeit der Kampf bereits ausgefochten. Er fällt hier in die Zeit der Lehrjahre, und mancher, der unterlegen, der als zu leicht befunden, versucht sein Glück noch in der ersten Klasse, hier die Zahl der Bankrotte vermehrend.

Damit ist eine der Aufgaben, welche die staatlichen Anstalten haben, auf denen die künftigen Beamten vorbereitet werden, bereits angedeutet. Diese Aufgabe wird in ihrer Wichtigkeit oft unterschätzt. Da heute die sogenannte Schulfrage wieder auf die Tagesordnung gesetzt ist, so ist es wohl am Platze, etwas bei diesem Gegenstande zu verweilen. Vielleicht wird sich uns dabei das Rätsel lösen, warum zu gleicher Zeit von den einen geklagt wird über die hohen Anforderungen, welche die Gymnasien stellen, von den anderen behauptet wird, daß die jungen Leute unreif auf die Universität und unfähig in die Ämter kommen.

Die Beamten gehören dem Mittelstande an. Daraus folgt, daß sie auf einem höheren geistigen Niveau stehen, als der Durchschnitt der Gesamtbevölkerung. Ja, der Staat erwartet, daß von den Auserwählten wiederum die Begabtesten sich seinem Dienste widmen. Es kann also hier noch weniger, als in irgend einer anderen Berufsklasse des Mittelstandes, eine einfache Succession, eine Vererbung der Ämter vom Vater auf den Sohn stattfinden, wenn nicht das geistige Niveau des Beamtenstandes auf den Durchschnitt der ganzen Bevölkerung, wenn nicht gar darunter, sinken soll. Denn wenn auch wohl nicht zu beweisen ist, daß hervorragend begabte Väter, wie oft behauptet wird, in der Regel dumme Kinder haben, so steht doch jedenfalls fest, daß sich geistige Fähigkeiten nicht vererben.

Die Aufgabe, hier die richtige Ausscheidung vorzunehmen, fällt den Gymnasien zu. Der Unterrichtsstoff muß so beschaffen sein, daß er nur von begabten Schülern bewältigt werden kann. Diesen Zweck erfüllen am besten die alten Sprachen, ganz abgesehen davon, daß sie bei der unvergleichlichen Literatur, der herrlichen Kunst und der inhaltsreichen Geschichte der Griechen und Römer ein durch nichts zu ersetzendes Bildungsmittel sind. Gerade die Schwierigkeiten, die sie dem Lernenden bieten, halte ich für wichtig. Ja, ich glaube, die alten Sprachen würden ihren Zweck nicht mehr so gut erfüllen, wenn eine Methode erfunden würde, nach der sie so leicht zu erlernen wären, wie etwa für einen Deutschen das Englische.

Wer bei einigem Fleiß nicht im Stande ist, das Pensum unserer heutigen Gymnasien ohne Schwierigkeit zu bewältigen, der zeigt dadurch, daß ihm die nötige Begabung fehlt. Dieses zu erkennen und rechtzeitig die Ausscheidung zu bewerkstelligen, ist Sache der Lehrer. Sie haben das Interesse des Staates zu vertreten gegenüber den Ansprüchen der Gesellschaft, die aus einzelnen Familien zusammengesetzt ist. Denn es ist nicht zu leugnen, daß hier ein Konflikt besteht. Jeder Vater sucht in begreiflichem Egoismus seine Kinder möglichst gut zu versorgen, sie in eine möglichst günstige und sichere Stellung zu bringen. Am gefährlichsten ist hier der Beamtenstand selbst. Während aus den anderen Berufs-

klassen des Mittelstandes und mehr noch aus dem Stande der Grundbesitzer, in der Regel nur die Begabteren mit der Absicht zu studieren auf die Gymnasien kommen, hält es jeder Beamte für selbstverständlich, daß seine sämtlichen Söhne, wenn sie nicht geradezu als geistige Krüppel auf die Welt gekommen sind, auch wieder Beamte werden. Da wird dann an den armen Kindern mit Extrastunden und strengster Beaufsichtigung der Arbeiten herumgedrillt, und wenn es trotzdem nicht geht, so wird über die mangelhafte Methode und die schlechten Lehrer geklagt. Ich bin in solchen Fällen wohl von Vätern gefragt worden, was ihre Söhne denn werden sollten? „Lassen Sie ihn Kaufmann werden", pflege ich dann wohl zu sagen. „Aber ich bitte Sie", lautet die gewöhnliche Antwort, „dazu hat er ja gar kein Geschick." Ich aber meine, wenn jemand nicht die Fähigkeit besitzt, sich in dem allgemeinen Wettkampf einen Platz zu erobern und zu behaupten, so ist er noch viel weniger geeignet für die verantwortungsvolle Stellung eines Beamten. Das kümmert aber die Herren Eltern in der Regel sehr wenig. Wenn wir das Söhnlein nur glücklich durch die verschiedenen Examina gedrückt haben, so denken sie, dann mag der Staat sehen, wie er mit ihm fährt. Ist er nicht zu brauchen, so kann man ihn ja pensionieren, auf alle Fälle ist dann für ihn gesorgt.

Dieses Streben ist, wie gesagt, begreiflich, aber gerade darum ist es auch notwendig, daß demselben seitens der staatlichen Organe ein Widerstand entgegengesetzt wird. Das gilt namentlich von dem Wunsche vieler, das Studium auch den mittelmäßigsten Köpfen möglich zu machen, indem sie die schwierigen alten Sprachen durch ein Mixtum compositum aus allen möglichen Fächern ersetzen wollen, bei denen es weniger auf ein Begreifen, ein wirkliches Erfassen des Lehrstoffes, als auf ein bloßes Auswendiglernen ankommt.

Die Ausscheidung muß und kann auch so frühzeitig vorgenommen werden, daß noch der Übertritt an eine Mittelschule, die für andere Berufszweige eine geeignetere Vorbereitung gewährt, möglich ist. Jedenfalls darf sie nicht erst in den oberen Klassen stattfinden. Denn das Pensum des Gymnasiums ist auf eine voll-

ständige Absolvierung eingerichtet. In den unteren Klassen wird der Acker bestellt, der in den oberen erst die Ernte hervorbringen soll. Wer nicht alle Klassen durchmacht, der gleicht einem Manne, der ein mehrstöckiges Haus bezieht, dem das Dach fehlt. Wind und Wetter richten bald einen heillosen Schaden an. Da verdient das niedrigere, aber wohlbedachte Haus der Mittel- oder auch der Volksschule den Vorzug.

Daß hier so wenig streng verfahren, so viel Nachsicht geübt wird, verdankt man in hohem Grade einem Krebsschaden, der unseren Gymnasien immer gefährlicher wird: dem Institut der Einjährig-Freiwilligen. Man hat verschiedene Vorschläge gemacht, um diesem Übel abzuhelfen; so, daß in Zukunft das Bestehen der Abiturientenprüfung gefordert werde. Ich wüßte ein anderes Mittel, das die Gymnasien von diesem Hemmschuh befreien, das der Armee zum Nutzen und niemandem zum Schaden gereichen würde, das aber gleichwohl kaum Aussicht hat, jemals angewandt zu werden. Das ist die vollständige Abschaffung dieses Instituts, das, man mag die Sache drehen und wenden wie man will, so, wie die Dinge heute liegen, eine ungerechte Bevorzugung der wohlhabenden Klassen gegenüber den unbemittelten ist. Denn bei der Nachsicht, die gerade diesen Leuten gegenüber geübt zu werden pflegt, muß einer schon von hochgradiger Dummheit sein, wenn es ihm nicht gelingt, das nötige Zeugnis zu erlangen. Die Wirkung des Instituts besteht also darin, daß die Zahl der Halbgebildeten vermehrt wird und daß in der Armee gerade diejenigen, die im Kriege als Führer zu dienen haben, die schlechteste Ausbildung erhalten. Zur Verteidigung führt man wohl an, daß eine dreijährige Dienstzeit bei manchen, eine lange Vorbereitung erfordernden Berufsarten, eine zu große Unterbrechung sein würde. Ich muß gestehen, daß ich nicht recht einsehe, was da für ein Unterschied besteht zwischen einem Kaufmann und einem Handwerker, einem großen und einem kleinen Grundbesitzer. Für die allgemeine Ausbildung aller Beamten aber würde ich eine richtig gehandhabte dreijährige Dienstzeit geradezu für sehr nützlich halten. Jedenfalls würde die Zeit viel besser angewandt werden, als wenn heute Kandidaten nicht selten jahrelang mißmutig auf eine Anstellung

warten, oder als Amtsaspiranten sich und andere in den Bureaus langweilen. Wenn die Dienstzeit so eingeteilt würde, daß diejenigen, die sich qualifizieren, das zweite Jahr als Unteroffiziere und das dritte als Offiziere verwandt würden, wobei ja zwischen den beiden letzten Jahren eine Pause eintreten könnte, so würde die Armee wirklich gut ausgebildete Reserveoffiziere erhalten. Der ganze Militärstand aber würde dadurch zugleich in seinem Ansehen gehoben, während jetzt die begüterten Klassen in jedem gemeinen Soldaten so etwas wie einen Paria zu erblicken pflegen.

Wird der Läuterungsprozeß in der richtigen Weise und zur rechten Zeit vorgenommen, so werden auch bald die Klagen, daß die Schüler mit Arbeiten überbürdet seien, verstummen. In der Regel stammen diese Klagen aus Beamtenkreisen, und am häufigsten hört man sie in den großen Städten. Erfahrungsgemäß liefern diese denn auch, wie das oben näher begründet wurde, das schlechteste Material für die Gymnasien. Anstatt also diese Anstalten in den Großstädten fortwährend zu vermehren, sollte man sie eher vermindern und auf das platte Land oder in kleine Städte verlegen. Namentlich gilt das, wenn sich zugleich eine Universität in der Stadt befindet. In diesem Falle kommt es nicht selten vor, daß der Sohn erst bei seiner Anstellung als Beamter das Elternhaus verläßt.

Das leitet uns über zu einer Erörterung der Aufgaben, welche die Universitäten zu erfüllen haben.

„Kann man da überhaupt noch fragen", wird sich mancher Leser denken, „der Zweck der Universitäten ist doch so klar: sie haben nach der nötigen Vorbereitung die für die verschiedenen Arten von Ämtern erforderlichen Fachkenntnisse zu geben." Ganz gewiß, antworte ich darauf, aber sie haben daneben noch eine andere Aufgabe zu lösen. Es hat hier eine abermalige Ausscheidung stattzufinden.

Wer durch das Fegfeuer des Gymnasiums gegangen ist, soll dadurch bewiesen haben, daß er für das Studium der verschiedenen Fächer die nötigen geistigen Fähigkeiten besitzt. Bis dahin war er dem Schulzwang unterworfen, er stand unter der Aufsicht der Eltern oder ihrer Vertreter. Jetzt ist er mündig geworden, er

tritt in die Welt hinaus und zugleich in die Jahre, in denen sich der Charakter entwickelt, in denen der Jüngling zum Manne heranreift. Er ist frei in seinen Handlungen, und er soll es sein, Gefahren aller Art treten an ihn heran, und sie sollen an ihn herantreten. Denn er soll sich bewähren, er soll zeigen, daß ihm nicht blos geistige Fähigkeiten, sondern auch tüchtige Charaktereigenschaften verliehen sind. Er soll die Energie besitzen, sich auch wieder von den Freuden der Welt loszureißen, er soll auch ohne Zwang im Stande sein, bei der ernsten Arbeit auszuharren. Wer das nicht vermag, der soll verderben, der soll zu Grunde gehen. Denn der Staat kann als Beamte nur Männer brauchen, die sich schon erprobt, die das Leben bereits kennen gelernt haben. Nach der Anstellung findet wohl noch eine Konkurrenz statt in Bezug auf das mehr oder minder hohe Emporsteigen, aber keine Ausscheidung.

Danach sind die Verbesserungsvorschläge zu beurteilen, die in neuerer Zeit für das Universitätsstudium gemacht worden sind. Man hat zunächst geglaubt, den Umstand, daß heutzutage der Zudrang zum Studium ein sehr starker ist, dazu benutzen zu sollen, daß man durch Erschwerung der Examina die Qualität der Beamten zu erhöhen sucht. Ein schlechterer Vorschlag könnte nicht leicht gemacht werden. Gerade das Gegenteil von dem erhofften Erfolg würde eintreten. Man würde dann vielleicht glauben, noch nicht genug gethan zu haben, man würde weiter erschweren, und abermals würde die Brauchbarkeit der Beamten abnehmen. Denn jedes schwere Examen ist eine Prämie auf die Mittelmäßigkeit. Das mag paradox klingen für eine Zeit, welche das Wissen so hoch über das Können stellt. Was wird denn durch ein gutes Fachexamen bewiesen? Doch lediglich, daß der Kandidat Zeit und Fleiß besaß, sich die Gedanken anderer anzueignen. Ob er auch selbst gedacht hat, ob sein Wissen wirklich sein Eigentum geworden ist, das kommt nicht zum Vorschein. Darum sind die eigentlichen Examenslöwen jene Leute, die keine Viertelstunde allein sein können, ohne ein Buch vor die Nase zu nehmen, die vom Morgen bis zum Abend aus einem Hörsaal in den anderen laufen, deren Federn nur so über das Papier schwirren und die noch die halbe

Nacht über Büchern und Kollegienheften schwitzen. Man setzt große Hoffnungen auf sie. Aber in der Regel folgt bald eine arge Enttäuschung. Sie können reden wie ein Buch, eben weil ihr Kopf nur ein großes Bücherlager ist. Kommt ihnen aber im praktischen Leben ein Fall vor, der nicht in ihren Heften steht, so ist es gewöhnlich mit ihrem Latein zu Ende. Denn das bischen eigene Urteil, das sie allenfalls hatten, ist ihnen bei dem vielen Studieren völlig abhanden gekommen.

Dagegen nimmt der höher Begabte, der eigene Gedanken hat, die fremden viel schwerer in sich auf. Denn er ist nicht im Stande, kritiklos auswendig zu lernen. Was er sich aber aneignet, das wird sein Eigentum, denn er hat es nachgedacht, nachgeschaffen. Das Beste jedoch holt er nicht aus den Büchern, das lernt er durch die eigene Erfahrung, das schöpft er direkt aus dem ewigen Born der Natur. Ein einziger eigener Gedanke wiegt aber schwerer, als tausend fremde. Wollte man darum diese Leute zwingen, ebenso zu arbeiten, wie es die ersteren thun, so hieße das alles Selbstdenken im Keime zu ersticken. Die Kräfte der Menschen sind verschieden, und danach muß auch das Rüstzeug bemessen sein: der Tischler braucht eine ganze Werkstatt voller Handwerkszeug, dem Bildschnitzer genügt ein Messer.

Das Gesagte gilt ganz besonders von dem für den Staat wichtigsten Studium, dem juristischen. Man pflegt wohl zu sagen, der Jurist sei in jedem Sattel gerecht. Ich glaube, daß er dieses Lob nicht in letzter Linie dem Umstande verdankt, daß er am wenigsten zu studieren braucht, daß ihm Zeit gelassen ist, das Leben durch eigene Anschauung kennen zu lernen, selbst Erfahrungen zu sammeln. Wenn darum heute geklagt wird, daß die Qualität der juristisch vorgebildeten Beamten abnehme, so möchte ich glauben, daß hieran die Gymnasien die Schuld tragen, indem sie zu viel Unfähige passieren lassen. Denn gerade zum Studium der Rechtswissenschaft pflegt der Zudrang von Untüchtigen, namentlich von Beamtensöhnen und Großstädtern, ein sehr starker zu sein.

Ähnlich steht es mit der Klage, daß die Fähigkeit, sich schriftlich korrekt auszudrücken, in Beamtenkreisen immer mehr abnehme. Auch hier ist Mangel an Begabung regelmäßig die Ursache. Man wird

derartige Klagen niemals über jemanden vernehmen, der auf dem Gymnasium nicht gelernt, sondern bewiesen hat, daß er im Stande ist, einen guten deutschen Aufsatz zu schreiben. Denn der deutsche Aufsatz ist das einzige, aber es ist auch ein untrügliches Mittel, durch das man die angeborenen Fähigkeiten eines Schülers sicher zu erkennen vermag. Ein schlechter deutscher Aufsatz darf deshalb durch die besten Leistungen in anderen Fächern nicht aufgehoben werden.*)

Ähnlich, wie diese Mittel würden andere wirken, die, meist von Professoren vorgeschlagen, darauf abzielen, die Studenten durch Zwischenexamina und Einführung des Hörzwanges zum fleißigeren Arbeiten zu nötigen. Ich meine, es wird heute auf den Universitäten eher zu viel als zu wenig gearbeitet; jedenfalls viel mehr als in früheren Zeiten. Durch derartige Maßregeln würde man Treibhauspflanzen ziehen, aber keine wetterharten Bäume. Das Bücherwissen der Beamten könnte man allerdings vermehren, aber in demselben Grade würde ihre Brauchbarkeit für den praktischen Beruf abnehmen. Lieber sollte man den Studenten die alte volle Freiheit wiedergeben durch Aufhebung des Kollegienzwanges und vor allem durch Verlegung aller Staatsexamina von der Universität. Dadurch würde sich freilich die Zuhörerschaar manches Examinators zu Gunsten eines nicht examinierenden Kollegen bald erheblich lichten. Nützlich wäre vielleicht auch die Schließung der meisten Seminare, dieser Brutstätten des gelehrten Strebertums und des verderblichen Schulemachens. Bestehen bleiben

---

*) Das Lob, das wir im vorigen Kapitel dem Geist spenden konnten, der das württembergische Unterrichtswesen durchzieht, scheint für die neuere Zeit nicht mehr berechtigt zu sein. Wie ich einem Zeitungsartikel entnehme, ist nämlich durch einen Erlaß der Regierung an die Lehrerkollegien der Gymnasien angeordnet, daß eine ungenügende Leistung im Deutschen die Erteilung des Reifezeugnisses nicht ausschließt, wohl aber ungenügende Noten im Lateinischen. Ja, in den Verhandlungen der württembergischen Gymnasialdirektoren vom Februar 1883 haben sich sogar mehrere Stimmen für die Beseitigung des deutschen Aufsatzes als Prüfungsfaches, unter Berufung auf die geringen Leistungen in diesem Fache, ausgesprochen.

müßten selbstverständlich die praktischen Kurse der Mediziner und Naturwissenschaftler und, unter Beschränkung auf diesen Zweck, die Sprech- und Leseübungen der Philologen.

Das Gesagte mag hart klingen. Aber ich meine, es ist besser, die Verhältnisse zu nehmen, wie sie einmal sind, als sich Illusionen zu machen, um dann später den unangenehmsten Enttäuschungen ausgesetzt zu sein. Der Mittelstand kennt keine bleibenden Geschlechter. Niemand, der in ihn eintritt, hat Anspruch oder auch nur Aussicht, daß seine Nachkommen sich durch Generationen erhalten. Es ist nur ein Übergangsstadium, eine Zwischenklasse, die sich zusammensetzt aus den fähigsten Köpfen der gesamten Bevölkerung. Ebendarum muß fortwährend neben der Aufnahme frischer Kräfte die Ausscheidung der unbrauchbaren hergehen. Letzteres geschieht durch den geistigen oder moralischen Bankrott. Bei den Berufsklassen, in welchen freie Konkurrenz herrscht, tritt er als Geschäftsbankrott in die Erscheinung, der zeigt, daß der Betreffende nicht die Fähigkeit besitzt, im Mittelstande für sich und die Seinigen den Unterhalt zu gewinnen. Bei der der Konkurrenz entrückten Klasse der Beamten nimmt dagegen der Staat vor der Anstellung die Ausscheidung vor.

Diese Ausscheidung ist eine der wichtigsten, aber auch eine der schwierigsten Aufgaben. Denn die Kräfte des Geistes und des Charakters lassen sich nicht messen, wie die des Körpers. Sonst würde eine Art Rekrutenaushebung stattfinden können. Aber es gibt, wie wir sahen, doch Mittel, um zu einem ziemlich sicheren Urteil zu gelangen. Diese Mittel sich nicht nehmen, oder sie durch irgend welche Neuerungen weniger brauchbar machen zu lassen, darüber zu wachen, ist Aufgabe des Staates. Namentlich hat er auf der Hut zu sein gegenüber dem Familienvater, dessen Interessen weit verschieden sind von denen des Staates. Und die Macht dieser Leute ist nicht zu unterschätzen. Arm in Arm mit ihnen gehen die meisten Professoren, geht das ganze deutsche Philistertum, ja selbst im hohen Reichstag wird fast jedes Jahr etwas Elternpolitik getrieben und weidlich geschimpft auf die schrecklichen Mensuren und den verderblichen Frühschoppen der Studenten.

Fünftes Kapitel.

Der Übergang von der zweiten zur dritten Bevölkerungsstufe.

Wir haben uns im vorletzten Kapitel mit dem Übergang aus der ersten Bevölkerungsstufe in die zweite zu beschäftigen gehabt. Es war ein erfreuliches Bild, das sich unserem Auge bot. Wir befanden uns gleichsam in der Begleitung eines siegreichen Heeres, das mit frischem Mut und unwiderstehlicher Kraft dahinstürmt, dem Feind eine Position nach der anderen entreißend. Dieses Kapitel wird einer Betrachtung der Kehrseite gewidmet sein. Wir begeben uns jetzt auf die andere Seite, zu den Geschlagenen, die gebrochenen Mutes, stumm und finster dahinziehen, den Verfolgern kaum noch Widerstand leistend, gleichgiltig selbst gegenüber dem Tode.

So deutlich freilich, wie in der Schlacht, sind auf dem Kriegsschauplatz, den wir betreten, Sieger und Besiegte nicht zu unterscheiden. Es ist ein wirrer Knäuel, den wir erblicken, denn Mann gegen Mann wird hier der Kampf ausgefochten.

Versuchen wir, mit Hilfe der Statistik einige Ordnung hineinzubringen. Denn wenn diese auch keine direkte Antwort gibt auf unsere Fragen, so muß doch überall da, wo bei den Erhebungen die städtische Bevölkerung geschieden wird in Eingeborene und Zugezogene, sich ein Unterschied zeigen in dem Verhalten dieser beiden Gruppen. Ist der Bevölkerungsstrom, wie wir ihn nachzuweisen versucht haben, kein bloßes Hirngespinst, ist er wirklich vorhanden, so muß auf seiten der Eingewanderten, die ja zum größten Teil aus dem gesunden, kräftigen Überschuß der ländlichen Bevölkerung

bestehen, auch mehr Gesundheit und Kraft sich zeigen, es müssen hier jene Erscheinungen, die man im Volksleben die erfreulichen nennt, häufiger in den Zahlen zum Ausdruck kommen, als bei den Ortsgebürtigen, in deren Schar sich die aus dem Mittelstand Ausgeschiedenen, die im Kampf um's Dasein Unterlegenen befinden. Denn der Übergang zur dritten Bevölkerungsstufe ist nicht, wie der zur zweiten, ein Hinauf-, sondern ein Hinabsteigen. Es ist keine Verbesserung, sondern eine Verschlechterung. Ein jeder sträubt sich aus Leibeskräften dagegen. Reichen die für den Kampf gestatteten Waffen nicht aus, so wird nicht selten zu unerlaubten gegriffen, und schließlich, wenn alles fehlschlägt, zur Pistole oder zum Strick. Der Übergang zur dritten Bevölkerungsstufe ist die Ecke des Selbstmords, der Verbrechen und der Prostitution.

Zunächst sind wir jetzt im Stande, das bereits im zweiten Kapitel des ersten Buches besprochene, sogenannte Gesetz der Minoritäten zu ergänzen. Dasselbe besagt, wie sich der Leser erinnern wird, daß die in einem Lande in der Minorität befindliche Konfession die Tendenz zeige, sich stärker zu vermehren, als die numerisch vorherrschende. Wir fanden als Ursache dieser rätselhaften Erscheinung, daß manche Städte infolge politischer Umwälzungen, oder auch dank der leichteren Verkehrsverhältnisse unserer Zeit, ihr Rekrutierungsgebiet geändert haben und daß nun die städtische Bevölkerung, da sie fortwährend durch die ländliche ersetzt wird, das Bestreben habe, die konfessionelle Zusammensetzung der letzteren anzunehmen.

Es sind nun noch weitere Beobachtungen gemacht worden. Alexander von Oettingen sagt in seiner berühmten Moralstatistik*): „Wo die einzelne Nationalität oder konfessionelle Gruppe, weil in der Diaspora lebend, sich enger gesellschaftlich zusammenschließt, dadurch sich gegenseitig in strengere sittliche Zucht nimmt und durch solch eine Kontrolle sozialer und kirchlicher Selbstkritik die einzelnen Glieder moralisch mehr bindet, ist auch die außereheliche Progenitur eine geringere." Dann folgen Beispiele,

*) Dritte Auflage. Seite 323.

wegen derer ich jedoch auf das genannte Werk verweisen muß. An einer anderen Stelle, bei Besprechung des Bildungstriebes, heißt es dann weiter*): „Sehr merkwürdig ist es, zu beobachten, wie in betreff des Bildungstriebes diejenige konfessionelle Bevölkerungsgruppe, welche in jeder Provinz zur herrschenden Kirche gehört (d. h. in starker Majorität vertreten ist), relativ ungünstiger zu stehen kommt, während die in der Diaspora lebenden Konfessionsgruppen ausnahmslos einen höheren Bildungstrieb aufweisen.

Auch bei den unehelichen Geburten stellt sich jener Erfahrungssatz heraus, daß die sogenannten „herrschenden" Kirchen ceteris paribus stets ungünstigere Resultate liefern, als die, sei es in der Diaspora lebenden oder mehr oder weniger selbständig ihre Angelegenheiten verwaltenden. So erweist sich in Preußen, was die unehelichen Geburten betrifft, der Katholizismus und zwar in alljährlicher Konstanz etwas günstiger als der an denselben Orten verbreitete und herrschende Protestantismus (z. B. in Brandenburg); das umgekehrte findet in Bayern statt.

Fassen wir in betreff der Kriminalität dieselben Staaten ins Auge, so stellt sich ein ähnliches Resultat heraus." Folgen Belege, die ich ebenfalls übergehe. Dann fährt unser Autor fort**): „Wir können also sagen, daß in der That der Einfluß der Konfessionen sich dort im ganzen heilsamer gestaltet, wo infolge der mangelnden staatlichen Bevormundung und des zurücktretenden Massenbekenntnisses eine strengere Selbstkontrolle und kirchliche Zucht ermöglicht erscheint. Dieser allgemeine Satz dürfte zum Teil wohl auch die hier und da geringer erscheinenden Ausschreitungen der Juden erklären.

Interessant wäre es, schon hier zu erforschen, ob sich jene Beobachtung auf dem Gebiete der Selbstmordstatistik ebenfalls bestätigt. Ohne den Untersuchungen des nächsten Abschnitts vorgreifen zu wollen, läßt sich doch nach den in dieser Hinsicht ebenso gründlichen als vorsichtigen Untersuchungen Ad. Wagners konstatieren, daß trotz der im allgemeinen größeren Neigung der Pro-

*) A. a. O. Seite 649.
**) A. a. O. Seite 653.

testanten zum Selbstmorde, die jeweiligen Konfessionsgenossen dort verhältnismäßig weniger zum Selbstmord schreiten, wo sie nicht gerade die herrschende Konfessionsklasse bilden."

Muß nun auch zugegeben werden, daß an Orten, wo sich eine Konfession in der Minorität befindet, der Kirchenbesuch ein besonders fleißiger zu sein pflegt, so ist es doch sehr fraglich, ob dieser, sei es als Ursache oder als Wirkung, mit einer höheren Moralität in Verbindung gebracht werden kann. Die neuen Gemeinden entstehen regelmäßig unter der Opposition der herrschenden Kirche. Die einzelnen Glieder sind deshalb auf ein festes Zusammenhalten angewiesen. Naturgemäß finden sie sich auf dem Boden ihrer Konfession, wie in anderen Fällen auf dem der Nationalität. Wächst die Gemeinde stark heran, oder hört der äußere Zwang auf, so pflegt auch der Kirchenbesuch nachzulassen. Man soll sich überhaupt hüten, aus der äußeren Bethätigung kirchlichen Sinnes auf den inneren, den moralischen Menschen schließen zu wollen. Das Volk thut das niemals. Es ist ja viel leichter, jede Woche eine Stunde in die Kirche zu gehen, als sieben Tage lang ein rechtschaffenes Leben zu führen.

Sehr einfach erklären sich dagegen die erwähnten Erscheinungen aus der Existenz des Bevölkerungsstromes. Jeder Mittelstand besteht aus aufsteigenden und absteigenden Familien. Den Hauptbestandteil der ersteren bildet der frische, kräftige Zuzug vom Lande. Da nun die Gemeinden der an einem Orte in der Minorität befindlichen Konfession fast immer neueren Ursprungs sind, so müssen sie eine größere Anzahl aufstrebender Familien umfassen, sie müssen an dem Zuzug vom Lande mit einem höheren Prozentsatz beteiligt sein, als die älteren Gemeinden der herrschenden Kirche. In diesen dagegen befindet sich die Mehrzahl der absterbenden Geschlechter, deren Glieder, nicht mehr fähig, sich auf rechtschaffene Weise im Mittelstande zu behaupten, oft zu unmoralischen und ungesetzlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen; oder als Selbstmörder in feiger Flucht den Kampfplatz verlassen.

Das Verhältnis gestaltet sich noch mehr zu ungunsten der herrschenden Kirche, wenn man erwägt, daß in der Gruppe, die den höheren Prozentsatz der Eingewanderten enthält, dadurch die Zahl

der Erwachsenen, also der kriminalfähigen Personen, gegenüber den im unschuldigen Kindesalter stehenden, erhöht wird.

Ist die angegebene Ursache die richtige, so müssen dieselben Symptome auch da zum Vorschein kommen, wo die Bevölkerung einer Stadt in Ortsgebürtige und Eingewanderte geschieden wird.

Hier ist nun Alexander von Oettingen anderer Meinung. Nach ihm neigt zwar die ländliche Bevölkerung lange nicht in so hohem Grade, wie die städtische, zur Prostitution, zum Verbrechen und zum Selbstmord; sobald sie aber die Thore der Stadt hinter sich hat, ändert sie ihren Charakter vollständig. Alexander von Oettingen kennt auch den Grund. „Wo kein bindendes Interesse der Liebe vorhanden", so sagt er,*) „da ist die Gefahr des Verbrechens eine doppelte und dreifache. Der heiße Schmerz über die Verletzung der Nahestehenden ist selbst für den Gottlosen ein bewahrendes Moment. Daher auch in den großen Städten die kolossale Kriminalbeteiligung solcher, die an Ort und Stelle fremd, nicht ansässig sind. Das psychologische Motiv ist ein ähnliches, wie bei der Prostitution. Niemand kümmert sich um meine Ehre in dem wüsten Menschengetriebe: so gehe ich denn meinen Weg ohne alle Rücksicht fort. Im Jahre 1865 waren in Paris von 25 506 Arretierten 18 156, also 70 Prozent, Auswärtige, in New-York von 39 616 Verhafteten 27 306, oder 68 Prozent, Fremde! Und von den in Frankreich 1865 angeklagten schweren Verbrechern (4154) waren 1537, also 37 Prozent, anderswoher gebürtig, als wo sie verurteilt wurden, oder waren ganz ohne bestimmten Wohnort."

Die beiden ersten Beispiele beweisen offenbar gar nichts. Was heißt denn „Arretierte" oder „Verhaftete"? Jeder Mensch kann einmal in die Lage kommen, verhaftet zu werden. Am allerschwersten allerdings in seinem Geburtsorte. Wie viele mögen unter diesen Verhafteten gewesen sein, denen das Unglück nur deshalb passierte, weil sie am Orte fremd waren. Unter den 11 078 Männern, welche zum Beispiel im Jahre 1874 in Berlin zum Polizeigewahrsam eingebracht wurden, geschah dies bei 5744,

*) A. a. O. S. 525.

also mehr als der Hälfte, wegen Obdachlosigkeit*). Und nun gar Weltstädte wie Paris und New-York, in denen jährlich nicht Tausende, sondern Hunderttausende von Fremden aus- und einströmen. Man denke bei New-York nur an die vielen unwissenden Einwanderer, die, ohne Kenntnis der Sprache und der Sitte, nachdem sie das Land betreten, bei jedem Schritte der Gefahr ausgesetzt sind, mit der Polizei in Berührung zu kommen. Und in Paris ist das nicht viel anders bei den Tausenden, die jährlich aus der Provinz dorthin reisen, um einige Zeit lustig zu leben.

Was aber das letzte Beispiel betrifft, so spricht es viel eher zu gunsten der Eingewanderten als zu ihren ungunsten. Wie der Leser sich auf der Seite 16 mitgeteilten Tabelle überzeugen kann, befanden sich unter den aufgezählten 38 bayerischen Städten im Jahre 1871 nur 5, im Jahre 1880 gar nur eine, in welchen die Zahl der Ortsgebürtigen 63 Prozent betrug. Dabei ist aber wohl zu bedenken, daß in dieser Zahl die große Mehrzahl der noch nicht im kriminalfähigen Alter stehenden Kinder enthalten ist. Berücksichtigt man nur die Erwachsenen, so kann man, wie wir das Seite 27 an der Bevölkerung Leipzigs zeigten, in den Städten die Zahl der Ortsgebürtigen nicht höher als zu etwa 25 Prozent annehmen. Es müßte also in dem angezogenen Beispiel heißen: trotzdem die erwachsene eingeborene Bevölkerung an der gesamten im kriminalfähigen Alter stehenden nur mit 25 Prozent beteiligt ist, betrug ihr Anteil an den schweren Verbrechen nicht weniger als 63 Prozent. Um jedoch zu einem wirklich brauchbaren Resultat zu kommen, müßte zwischen ländlicher und städtischer Bevölkerung ein Unterschied gemacht werden.

In dem Kapitel über Prostitution sagt Alexander von Oettingen ferner**): „Jedenfalls bildet auf dem Lande, in den kleineren Städten und in den Landgemeinden schon die gegenseitige Bekanntschaft innerhalb der gesellschaftlichen Gliederung ein Gegengewicht gegen die Versuchung. Das Kollektivgewissen geht mit

*) Berliner städtisches Jahrbuch für Volkswirtschaft und Statistik. 2. Jahrgang. Seite 89.

**) A. a. O. Seite 204.

der Macht der Sitte als ein bewahrendes Element Hand in Hand. Daher suchen auch die korrumpierten Glieder des Gemeinwesens meist das Gewühl der fremden Stadt auf, wo neben der bequemeren Gelegenheit die Schmach der Débauche mehr oder weniger zurücktritt. Denn wer kümmert sich in dem Ozean wogender Volksmenge und Geschäftsleute, die alle sich drängen und doch einander fremd bleiben, um den Einzelnen und seinen moralischen und physischen Ruin! Daher sind auch die großen Orte die eigentlichen Brutstätten der Prostitution."

Bevor wir jedoch auf eine Besprechung der Belege eingehen, auf die er in einer Anmerkung zu dieser Stelle verweist, sei eine allgemeine Bemerkung gestattet über die Art, wie Alexander von Oettingen das Kapitel der Prostitution behandelt. Er faßt letztere vollständig als Gewerbe auf. Wie ein Knabe, der vor der Wahl eines Berufes steht, so überlegt nach ihm auch ein junges Mädchen, auf welche Weise es sein Brod verdienen will. Und wie Shakespeare's Richard der Dritte von sich sagt: „Und so beschloß ich denn, ein Bösewicht zu werden", so entschließen sich auch viele Mädchen, anstatt durch ehrliche Arbeit, durch die Preisgabe ihrer Reize den Unterhalt zu erwerben. Zu dem Zwecke suchen sie dann meist die großen Städte auf. Sie machen so ihren Verwandten weniger Schande und gewinnen zugleich ein lohnenderes Arbeitsfeld für den gewählten Beruf. Das Material, das Alexander von Oettingen verarbeitet hat, ist meist französisches, das, nach seinem Ausdruck, für diese Frage das solideste ist. Nach dem Vorgang von Parent, der während eines fünfzehnjährigen Zeitraums 12 707 eingeschriebene Huren in Paris auf ihre Herkunft untersucht hat, teilt er ganz Frankreich in Zonen und findet nun, daß zwar alle Departements an der Lieferung von Prostituierten beteiligt sind, daß aber der Anteil jedes einzelnen mit der Entfernung von Paris abnimmt. Die nächstgelegenen Departements sind natürlich bei weitem am stärksten beteiligt. Der Grund ist nach Alexander von Oettingen, daß die Hauptstadt ihre Umgebung verpestet. Kommen aus einem Departement weniger Prostituierte nach Paris, als man nach der Entfernung erwarten sollte, so ist daraus keineswegs immer auf größere

Moralität zu schließen. Oft eher auf das Gegenteil: die Prostituierten gehen nicht nach Paris, weil sie zu Hause lohnenden Erwerb finden.

Ich meine, man darf die Sache auf diese Weise nicht behandeln. Die Prostitution ist kein Beruf, wie jeder andere. Mögen manche Prostituierte auch schon verdorben sein, ehe sie nach Paris kommen, so sind doch sicher die allerwenigsten dorthin gewandert in der Absicht, öffentliche Dirnen zu werden. Man darf überhaupt die Prostituierten nicht als eine besondere Klasse für sich betrachten. Würde Alexander von Oettingen die Zahl der aus jedem einzelnen Departement stammenden Prostituierten mit der Zahl der sich in Paris aufhaltenden weiblichen Einwanderer aus demselben Departement vergleichen, so würde er, wie ich ihm, ohne das betreffende statistische Material zu kennen, mit Sicherheit voraussagen kann, überall so ziemlich dasselbe Verhältnis finden. Möglicherweise könnten kleine Schwankungen vorkommen, aus denen auf eine größere Widerstandskraft gegenüber der Verführung, oder auch auf höhere Fähigkeit, den Unterhalt auf ehrliche Weise zu erwerben, zu schließen wäre. Vielleicht würden sich die entfernteren Departements ein kleinwenig besser stellen, als die nahe gelegenen. Nicht etwa, weil die letzteren durch die Hauptstadt korrumpiert sind, sondern weil die Durchschnittsqualität des Zuzugs einer Stadt überhaupt mit der Entfernung des Geburtsortes etwas zunehmen dürfte. Es sind eben meist die thatkräftigeren und unternehmenderen Elemente, welche die entfernteren Orte aufsuchen, während die große Masse in die nächst gelegene Stadt wandert.

So würden also die Zahlen, die Alexander von Oettingen anführt, nichts weiter sein, als ein Ausdruck für die relative Beteiligung der einzelnen Departements an der weiblichen Einwanderung in Paris.

Wir wenden uns nach dieser Abschweifung wieder der Besprechung des oben angeführten Zitats zu.

In der erwähnten Anmerkung bringt Alexander von Oettingen Zahlen bei, die er einer Arbeit von H. Schwabe*):

*) Berliner städtisches Jahrbuch für Volkswirtschaft und Statistik. Erster Jahrgang, Seite 60 ff.

Einblicke in das innere und äußere Leben der Berliner Prostitution, entnommen hat. Er sagt wörtlich: „Nach Schwabe's Untersuchungen von 2224 Zählkarten der Berliner Prostituierten (Okt. 1873) waren nur 44,5 Prozent derselben Ansässige, alle übrigen Fremde und die Hälfte derselben bildeten die vom Lande zum Gesindedienst hinzugezogenen Mädchen."

Der Leser weiß bereits, daß die angeführte Zahl nicht zu gunsten, sondern zu ungunsten der eingeborenen Bevölkerung Berlins spricht. Und Alexander von Oettingen hätte das auch wissen können, denn aus jedem beliebigen Jahrgang des Berliner städtischen Jahrbuchs, ja selbst aus der preußischen wie aus der Reichsstatistik hätte er sehen können, daß die eingeborene Bevölkerung Berlins an der Gesamtbevölkerung mit wenig mehr als 40 Prozent beteiligt ist. Schwabe selbst hat, und zwar im Anschluß an die ihm von Alexander von Oettingen entnommenen Angaben, die Anzahl der Prostituierten in ein Verhältnis gebracht zu der aus den einzelnen Provinzen, sowie aus Berlin selbst stammenden weiblichen Bevölkerung Berlins. Danach kam für die

Provinz	Pommern:	1	Prostituierte	auf	119	weibl. Individuen,
„	Sachsen:	1	„	„	157	„ „
„	Brandenburg:	1	„	„	173	„ „
„	Posen:	1	„	„	176	„ „
Stadt	Berlin:	1	„	„	190	„ „
Provinz	Schlesien:	1	„	„	204	„ „
„	Preußen:	1	„	„	223	„ „

Also schon absolut liefert die eingeborene Bevölkerung Berlins mehr Prostituierte als die aus den Provinzen Schlesien und Preußen eingewanderte. Berücksichtigt man aber, was auch hier selbstverständlich nötig ist, lediglich die erwachsene weibliche Bevölkerung, so wird sich herausstellen, daß die Ortsgebürtigen an den betreffenden Altersklassen der weiblichen Gesamtbevölkerung nur mit etwa 25 Prozent, an der Zahl der Prostituierten dagegen mit 44,5 Prozent beteiligt sind.

Schwabe, dem diese Notwendigkeit ebenfalls entgangen ist, gibt nun noch weitere Aufschlüsse. Was zunächst die frühere Be-

schäftigung betrifft, so ist allerdings die Rubrik „Gesinde“ mit 35,7 Prozent beteiligt. Nur „Hausindustrie und Ladengeschäft“ hat einen größeren Anteil, nämlich 42,0 Prozent. Dagegen sind die Fabrikarbeiterinnen nur mit 16,0 Prozent vertreten. Es ist aber ganz falsch, wenn Alexander von Oettingen die 35,7 Prozent, mit welchen das Gesinde beteiligt ist, für „die vom Lande zum Gesindedienst hinzugezogenen Mädchen“ in Anspruch nimmt. Das wird sofort klar, wenn man die Prostituierten nach dem Stande der Eltern gruppiert. Es kommen dann auf die folgenden Berufsklassen:

		in Prozenten
Handwerker	1015	47,9
Fabrikthätigkeit	467	22,0
Kleines Beamtentum incl. Privatbeamten	305	14,4
Handel und Verkehr	222	10,4
Landwirtschaft und Gärtnerei	87	4,1
Militär	26	1,2
	2122	100,0

Die Landwirtschaft ist also nur mit einem ganz geringen Prozentsatz beteiligt. Die Handwerker liefern zehn-, die Fabrikarbeiter fünfmal so viel Prostituierte. Und dabei ist der Landwirtschaft noch ein wesentlich städtisches Gewerbe, die Gärtnerei, beigezählt, die, wie aus der Seite 151 mitgeteilten Tabelle ersichtlich ist, im Jahre 1881 allein 1525 Selbstthätige zählte.

Damit stimmt überein, was Dr. S. E. Huppé in einer älteren Arbeit über denselben Gegenstand ermittelt hat*). Danach befanden sich unter den im Jahre 1855 neu in polizeiliche Kontrolle getretenen 296 Weibern nicht weniger als 241 geborene Berlinerinnen. Die Dienstmädchen waren in jener Zahl nur mit 22 Personen vertreten, dagegen die Fabrikarbeiterinnen mit 73, die Näherinnen mit 62 u. s. w.**)

---

*) Der Hauptbestandteil im sozialen Defizit von Berlin. In: Berlin und seine Entwicklung. Städtisches Jahrbuch für Volkswirtschaft und Statistik. 4 Jahrgang. Seite 98 ff.

**) A. a. O. Seite 113.

Doch genug. Ich denke, das Gesagte genügt, um die von Alexander von Oettingen aufgestellte Behauptung zu widerlegen. Man kann im Gegenteil sagen: trotzdem sich in der Zahl der ortsgebürtigen Weiber fast alle diejenigen befinden, die in guten Verhältnissen leben, an die infolgedessen die Versuchung oder doch die Nötigung, sich um Geld preiszugeben, gar nicht herantritt, trotzdem die meisten im Orte selbst Eltern oder sonstige Verwandte besitzen, durch die sie gestützt werden könnten, denen sie durch ihre Aufführung Schande bereiten, trotzdem, sage ich, liefert die eingeborene weibliche Bevölkerung der Städte ein verhältnismäßig viel größeres Kontingent zu den Prostituierten als die Zugezogenen, die, in der Regel arm und verlassen, lediglich auf ihre eigene Kraft angewiesen sind.

Und die Ursache? Ich habe wieder nur die alte Antwort: der Bevölkerungsstrom. Wir haben hier die tragische Seite des Kampfes um's Dasein, der sich ohne Unterbrechung in den Städten abspielt. Es sind die Sprößlinge absteigender Familien, die unschuldigen Opfer derer, die in die Ehe traten ohne die Fähigkeit, sich im Mittelstande zu behaupten. Darum entstammen die Prostituierten in der Regel nicht den niederen Ständen, der städtischen Arbeiterbevölkerung, wenn man auch aus ihrer letzten Beschäftigung darauf schließen möchte. Ja, Huppé behauptet in der erwähnten Arbeit geradezu, daß die meisten aus achtbaren, zum Teil sogar wohlhabenden Familien hervorgegangen seien.

Wer das Auge durch die Beobachtung geschärft hat, der unterscheidet meistens bald die aufsteigenden von den absteigenden Familien. Allerdings hat sich der Hergang in unserer Zeit etwas verdunkelt. Durch das neu erfundene Einkommen aus dem Kapitalzins hat sich zwischen beiden eine neutrale Zone gebildet. Dem Steigen folgt oft der Fall nicht unmittelbar, sondern es tritt eine Zeit der Ruhe ein. Wenn nämlich ein Vater seinen Söhnen soviel Vermögen hinterläßt, daß diese von den Zinsen nicht blos selbst leben, sondern auch eine Familie ernähren können, so sind diese im Stande, sich im Mittelstande zu behaupten, auch wenn ihnen die Fähigkeit, selbst den Unterhalt zu erwerben, abgeht. Voraussetzung ist nur der nötige haushälterische Sinn, um das Ererbte zu erhalten.

Geraten die Kinder, so ist der Bestand der Familie wieder für einige Zeit gesichert. Ist das nicht der Fall, so ist die einzige Wirkung, daß der Bevölkerungsstrom verlangsamt und daß jetzt eine größere Anzahl von Personen in den Sturz verwickelt wird, als das sonst geschehen wäre. Letzteres ist viel häufiger als ersteres. Aus den Kindern der Rentiers wird selten viel. Wer nicht die Fähigkeiten des Geistes und des Charakters besitzt, um selbst den Unterhalt zu erwerben, dem fehlen in der Regel auch die Eigenschaften, sein Haus gut zu verwalten, seine Kinder zu tüchtigen Menschen heranzuziehen. Man findet in solchen Familien selten den rechten Ernst, eben weil es an jeder ernsten Arbeit fehlt. Das Geld wird meistens leicht ausgegeben. Denn nur der vermag den Wert des Geldes richtig zu schätzen, der aus Erfahrung weiß, wie schwer es zu erwerben ist. Auch die wichtigsten Angelegenheiten werden als Spielerei betrieben. Bei der Wahl der Frau wird mehr auf solche Eigenschaften gesehen, die eine Salondame zieren, als auf diejenigen, welche eine tüchtige Hausfrau, eine gute Mutter ausmachen. Die Kinder gelten den Eltern nur als Spielzeug, als Staffage der eigenen Person. Das dokumentiert sich schon in der äußeren Erscheinung. Während der Bauer in seinem Sohne den Nachfolger auf dem Hofe respektiert und ihn infolge dessen genau so kleidet wie sich selbst, macht man in den absteigenden Familien des Mittelstandes die Kinder zu Infanteristen und Artilleristen, zu Kavalleristen und Matrosen. Im Winter kommen sie wie Eskimos daher und im Sommer wie Seiltänzer. Eher möchte man bei einem solchen Anblick an eine retrograde Entwickelung zum Uraffen denken, als daß aus solchen Kindern einmal Männer werden sollen, die fähig sind, den Stürmen des Lebens zu trotzen.

Verweichlicht und verzogen, ohne Ausdauer und ohne Kraft, erleiden solche Kinder oft Schiffbruch, sobald sie den ruhigen Hafen des Elternhauses verlassen, sobald das Leben mit seinen strengen Anforderungen an sie herantritt. Für manche bildet schon das Gymnasium eine Klippe. Das Sitzenbleiben in einer Klasse, eine schlechte Note, Furcht vor Strafe, genügt bisweilen, sie zum Selbstmord zu treiben.

Und haben sie diese Klippe glücklich vermieden, so droht ihnen bereits eine zweite: der Militärdienst. Man hat viel Aufhebens davon gemacht, daß der Selbstmord beim Soldatenstand verhältnismäßig häufig vorkommt. Gewissenlose Demagogen haben diesen Umstand benutzt, um die Heereseinrichtungen in den Augen des gläubigen Zeitungslesers herabzusetzen, um die Vorgesetzten als Menschenquäler und Soldatenschinder zu brandmarken. Man vergißt dabei, daß der Soldatenstand mit den anderen Berufsklassen überhaupt nicht zu vergleichen ist. Bei den letzteren herrscht freie Wahl. Hier widmet sich jeder dem Beruf, für den er Fähigkeiten und die Neigung in sich verspürt. Wer keinen Mut hat, wird schwerlich zur See gehen oder in die gefahrdrohende Tiefe der Bergwerke hinabsteigen. Wie unendlich verschiedene Anforderungen stellt der Beruf eines Schneiders und der eines Pelzjägers in den unwirtlichen Wäldern Amerikas. Soldat dagegen muß jeder werden, der mit gesunden Gliedern auf die Welt gekommen ist, mag er nun ein abgehärteter Bauernbursche sein, für den der Dienst eine Spielerei ist, oder ein verwöhntes Muttersöhnchen, dem bis dahin jegliche Anstrengung erspart geblieben. Würde man bei jedem Selbstmord, der im Heere vorkommt, auf die Motive, sowie auf Stand und Verhältnisse der Eltern eingehen, so würde man dort in der Regel auf jämmerliche Charakterschwäche, hier auf herabsteigende Familien des Mittelstandes stoßen.

Eine dritte Klippe erhebt sich für diejenigen Berufsklassen, in denen freie Konkurrenz herrscht, bei der Etablierung als selbständige Geschäftstreibende. Durch die Lehrjahre kann sich am Ende jeder hindurchdrücken, jetzt aber heißt es: zeige, was in dir steckt. Auch hier ist Selbstmord nicht selten, häufiger jedoch sind die verschiedenen feineren Verbrechen: Betrug, Urkundenfälschung, betrügerischer Bankrott.

Die besprochenen Erscheinungen treten auch in der Statistik, speziell in der Moralstatistik zu Tage, wenn diese konstatiert, daß am Selbstmord sowohl, wie an der Kriminalität die gebildeten Klassen verhältnismäßig stärker beteiligt sind, als die ungebildeten.

Wenn Alexander von Oettingen*) der Bildung diesen Makel abnehmen möchte, indem er hervorhebt, daß es sich in der Regel um Halbgebildete handle, so hat auch letzteres in dem Vorhergesagten seinen Grund. Wer die Fähigkeiten und die Ausdauer besitzt, sich eine gründliche Bildung anzueignen, der braucht nicht zum Selbstmord oder zum Verbrechen seine Zuflucht zu nehmen. Er ist im Stande, sich ehrlich durchzuschlagen. Die Verbrecher, und mehr noch die Selbstmörder, sind eben die Schiffbrüchigen, es sind die im Kampfe um's Dasein Unterlegenen, die sich mit den ihnen verliehenen Fähigkeiten und Charaktereigenschaften nicht gegenüber den anstürmenden frischen Kämpfern zu behaupten vermögen. Selbstmord, Verbrechen und die Prostitution sind die ultima ratio derer, die sich scheuen in die dritte Bevölkerungsstufe überzutreten.

Zum Schluß möchte ich noch auf einen Unterschied aufmerksam machen, der sich in dem verschiedenen statistischen Verhalten der beiden Klassen zeigt, in welche wir im letzten Kapitel den Mittelstand eingeteilt haben. Bei denjenigen Berufsklassen, in denen das Einkommen in einem festen Gehalt besteht, kann erst derjenige zur Gründung einer Familie schreiten, der die vorgeschriebenen Prüfungen bestanden und eine Anstellung gefunden hat. Durch letztere ist dann aber auch sein Verbleiben im Mittelstande gesichert. Wer das Ziel nicht erreicht, kann, bei fehlendem Vermögen, auch keine Ehe eingehen, wenn er nicht direkt in die dritte Bevölkerungsstufe übertreten will. Das scheuen aber viele. Diese in den Städten meist zahlreich vertretene Klasse besteht aus jenen Familiengliedern, die, von den Verwandten unterstützt und gehalten, auch wohl von Gönnern mit kleinen Ämtern und Stellen bedacht, sich im Mittelstande unter der Bedingung behaupten, daß sie auf die Fortpflanzung ihres Geschlechtes verzichten. Dadurch wird auf den Tabellen der Statistik die Ehefrequenz der städtischen Bevölkerung gegenüber der ländlichen herabgedrückt. Zugleich ist das die Ursache, weshalb in den Städten blühende Familien so häufig und so rasch gänzlich erlöschen.

---

*) Wir können hier nicht näher auf dieses Thema eingehen. Reichliches Material findet sich in der Moralstatistik, namentlich Seite 596 ff. und Seite 762 ff.

Anders ist das in den Berufszweigen, in welchen freie Konkurrenz herrscht. Hier fällt die Gründung einer Familie in der Regel mit der Selbständigmachung zusammen. Erstere erfolgt also, bevor der Betreffende sich bewährt, bevor er gezeigt hat, ob er auch die nötigen Eigenschaften besitzt, sich im Mittelstand zu behaupten. Unterliegt er im Konkurrenzkampfe, so ist der Übertritt in die dritte Bevölkerungsstufe die regelmäßige Folge. Denn wohl kann der einzelne durch Verwandte und Freunde gehalten werden, selten aber eine ganze Familie. Gewöhnlich läuft die Unterstützung auch darauf hinaus, einen zweiten, nach dem Fehlschlagen des ersten fast immer vergeblichen, Versuch zu ermöglichen. Es ist schließlich als ein Glück zu betrachten, wenn das Unvermeidliche möglichst früh eintritt. Die Kinder werden dann von Anfang an als Arbeiterkinder erzogen, nur die Eltern bewahren noch eine schmerzliche Erinnerung an vergangene schönere Zeiten.

So kommt es, daß man die Namen einst stadtbekannter Firmen später nicht selten bei der Arbeiterbevölkerung der Vorstädte wiederfindet.

Das Gesagte gilt selbstverständlich nicht blos von der städtischen Bevölkerung, sondern ebenfalls von der auf dem Lande lebenden, soweit sie nach Kapitel drei des ersten Buches zum Mittelstande gehört, also namentlich auch von den Gutspächtern. Bei ihnen geht das Abwirtschaften in der Regel am allerrascheſten vor sich, eben weil sich diesem schwierigsten aller Berufe meistens die untüchtigsten Söhne wohlhabender Familien des Mittelstandes zuwenden.

Sechstes Kapitel.

Das Wesen der dritten Bevölkerungsstufe.

Das Einkommen der dritten Bevölkerungsstufe besteht ausschließlich oder doch zum größten Teil in dem Ertrag der reinen körperlichen Arbeit. Besondere geistige Fähigkeiten sind hier nicht erforderlich. Es genügt einiger Fleiß, um die für die verschiedenen Gewerbszweige nötigen Kenntnisse und Fertigkeiten sich anzueignen, einige Energie, um auch bei harter und schlecht bezahlter Arbeit auszuharren. Was hier zur Arbeit treibt, ist nicht, wie beim Bauernstande, das bloße Pflichtgefühl, es ist auch nicht der Ehrgeiz oder die Hoffnung, ein Vermögen zu erwerben, wie beim Mittelstand, es ist in der Regel die dura necessitas, die Notwendigkeit, entweder zu arbeiten oder zu hungern.

Wie der Mittelstand fortwährend aus dem Bauernstand ergänzt und ersetzt wird, so nimmt der Stand der Arbeiter fortwährend den Überschuß des Mittelstandes in sich auf. Aber dieser dient nicht, wie es dort der Fall war, zur Verbesserung, zur Erhöhung des geistigen Niveaus, er dient eher zur Verschlechterung. Jedenfalls ist er hier nicht notwendig. Denn da auf der dritten Bevölkerungsstufe das, womit fast jeder auf die Welt kommt: ein gesunder Körper, zur Erwerbung des Unterhalts genügt, so ist diese mehr als eine der beiden anderen Bevölkerungsstufen im Stande, ihre Zahl nicht blos aus eigener Kraft fortzupflanzen, sondern auch rasch zu vermehren.

Diese oft überraschend schnelle Vermehrung, die sich in dem rapiden Wachstum der Industriestädte zeigt, hat die Nationalökonomen veranlaßt, den Arbeiterstand für eine nicht selbständige

Klasse zu halten und von einer fluktuierenden Arbeiterbevölkerung zu reden. So sagt Alexander von Oettingen*): „Auch innerhalb ein und desselben Landes ist je nach den provinziellen und gemeindlichen Verschiedenheiten die Ehetendenz eine sehr verschiedene. Vielfach zeigt sich, daß in den Städten weniger, auf dem Lande mehr Ehen geschlossen werden, während der Zusammenfluß der heterogensten fluktuierenden Elemente in den größeren Städten daselbst eine stärkere Heiratstendenz zu erzeugen scheint, was wohl noch nicht hinlänglich erklärt ist." Wir haben bereits nachgewiesen, daß die Ansicht, als hätten die Großstädte mehr fluktuierende Elemente innerhalb ihrer Mauern als andere Städte, eine irrige ist. Gerade die Groß- und Industriestädte zeigen die höchste Ortsgebürtigkeitsziffer und ihre Bewohner haben die größte Seßhaftigkeit. Ja, aus der Seite 151 abgedruckten Tabelle geht mit beinahe überraschender Deutlichkeit hervor, daß, je mehr in einem Gewerbe der fabrikmäßige Betrieb überwiegt, um so größer unter den demselben Angehörigen die Zahl der Eingeborenen ist.

Die größere Heiratsfrequenz, welche diese Städte zeigen, ist regelmäßig auf eine stärkere Beimischung von Arbeitern in ihrer Bevölkerung zurückzuführen. Wächst eine Stadt durch Handel, also vornehmlich durch Zunahme des Mittelstandes, so wird man stets bemerken, daß nicht eine größere Ehefrequenz, sondern eine stärkere Einwanderung damit verbunden ist. Ist dagegen Industrie die Ursache des Wachstums, findet also eine Zunahme des Arbeiterstandes statt, so wird man immer eine Steigerung der Ehefrequenz beobachten. Denn in dem letzteren Falle ist nicht die Behauptung eines höheren geistigen Niveaus nötig. Was hier die meisten Menschen in's Dasein ruft, ist nicht das Bedürfnis nach Köpfen, sondern nach Händen.

Um den Unterschied in dem Verhalten der beiden Bevölkerungsstufen zu zeigen, habe ich in der folgenden Tabelle der Bevölkerung Leipzigs, die zum guten Teil dem Mittelstande angehört, diejenige der Vorstadt- und Außendörfer, die fast ausschließlich von Fabrikarbeitern bewohnt werden, gegenübergestellt.

---

*) Moralstatistik, Seite 125.

Alter *)	Geschlecht	Stadt Leipzig							
		ledig	verheir.	verw.	gesch.	ledig Prozent	verheir. Prozent	verw. Prozent	gesch. Prozent
über 15 Jahre	männlich	27 206	19 248	1 398	167	56,66	40,08	2,91	0,35
	weiblich	21 655	19 095	5 512	370	46,44	40,95	11,82	0,79
	zusammen	48 861	38 343	6 910	537	51,55	40,52	7,36	0,57
		Leipzigs Vorstadtdörfer.							
über 15 Jahre	männlich	7 585	11 953	574	53	37,61	59,28	2,85	0,26
	weiblich	5 425	11 911	2 372	104	27,38	60,12	11,97	0,53
	zusammen	13 010	23 864	2 946	157	32,50	59,70	7,41	0,39
		Leipzigs Außendörfer.							
über 15 Jahre	männlich	2 477	4 446	242	16	34,50	61,91	3,37	0,22
	weiblich	1 865	4 458	945	33	25,55	61,06	12,94	0,45
	zusammen	4 342	8 904	1 187	49	30,03	61,49	8,15	0,33

Während in der Stadt Leipzig auf 100 Einwohner etwa 51 Ledige und 40 Verheiratete kommen, ist das Verhältnis in den Vorstadtdörfern 32 Ledige und 59 Verheiratete, in den Außendörfern gar 30 Ledige und 61 Verheiratete.

Gewiß hat die dritte Bevölkerungsstufe, als die jüngste, ihren Ursprung in den beiden anderen, gewiß empfängt sie aus diesen, vornehmlich aus der zweiten, fortwährend einen Zuschuß, aber ebenso gewiß würde es auch ohne diesen genau ebensoviele Arbeiter geben. Er hat gar keinen Einfluß auf die Quantität, sondern höchstens auf die Qualität.

Wie auf der ersten Bevölkerungsstufe die Zahl der vom Bodenertrag lebenden Familien bestimmt wird durch die Menge

*) Berechnet nach E. Hasse: Die Ergebnisse der Volkszählung vom 1. Dezember 1875 in der Stadt Leipzig (Heft 11 der Mitteilungen des statistischen Bureaus der Stadt Leipzig), Tabelle 24 u. 25. Nur sind hier die unter 15 Jahre alten Kinder weggelassen. Dadurch wird das Verhältnis zwischen Verheirateten und Ledigen offenbar richtiger, denn je mehr Verheiratete, desto mehr Kinder, also Ledige.

der vorhandenen einzelnen Höfe, und wie hier eine aus irgend welchen Gründen erfolgende Vermehrung der letzteren eine rasche Vermehrung der Familien bewirkt, so ist auch die Anzahl der Arbeiter in einem Lande abhängig von der für dieselben vorhandenen Arbeit. Es kann allerdings Arbeitermangel eintreten, oder, um mich anders auszudrücken, es kann vorkommen, daß die natürliche Vermehrung der Arbeiter nicht der Zunahme der für sie vorhandenen Unterhaltsmittel zu folgen vermag. Solche Perioden dauern aber niemals lange. Denn gerade bei dem Arbeiterstande ist ja, infolge der frühen Heiraten, die Vermehrung eine sehr große. In normalen Zeiten werden darum zur Bewältigung der in einem Lande vorhandenen Arbeit stets auch die nötigen Arbeitskräfte vorhanden sein.

Ist so der Arbeiterstand in Bezug auf seine Vermehrung aus eigener Kraft ein durchaus selbständiger, so ist er um so abhängiger, was die Beschaffung der Unterhaltsmittel betrifft. Wo Arbeit ist, da werden immer auch bald die nötigen Arbeiter sein, aber nicht umgekehrt. Es ist nicht der Arbeiter, der die Arbeit schafft, sondern die Arbeit schafft ihn. Gewiß ist er notwendig, aber er ist nicht notwendiger als es bei unserer heutigen Produktionsweise die Maschinen sind. Die Menge der Arbeiter, welchen ein moderner Handels- und Industriestaat den Unterhalt zu gewähren vermag, ist abhängig von dem geistigen Niveau, auf dem sich sein Mittelstand befindet. Jedes Steigen desselben muß daher einen Mangel an Arbeitern, jedes Sinken einen Mangel an Arbeit zur Folge haben. Voraussetzung ist dabei, daß ein Land überhaupt reif ist für die industrielle Thätigkeit. Es muß alles anbaufähige Land schon bearbeitet werden, oder doch wenigstens in festen Händen sein, so daß durch weitere Ausnutzung der freiwirkenden Kräfte der Natur die Unterhaltsmittel nicht mehr wesentlich gesteigert werden können. Denn ebensowenig wie das Wasser in die Höhe steigt, so lange es sich noch seitwärts ausbreiten kann, ebensowenig lassen sich die Menschen in die Fabriken drängen, so lange ihnen noch disponible Ländereien gestatten, sich auszudehnen und zu vermehren. Ist aber einmal ein Arbeiterstand vorhanden, dann pflanzt er sich auch fort unter den ungünstigsten Beding-

ungen. Es ist ja erstaunlich, wie bisweilen bei wahren Hungerlöhnen, die scheinbar kaum dem einzelnen den dürftigsten Unterhalt gewähren, noch Ehen geschlossen und Kinder gezeugt werden.

Das durchschnittliche geistige Niveau des Arbeiterstandes ist niedriger als das der beiden anderen Bevölkerungsstufen. Denn wer durch Fähigkeiten und Fleiß sich emporarbeitet, der tritt in den Mittelstand ein, während aus diesem wieder die untüchtigen Elemente in den Arbeiterstand hinübergedrängt werden. Dazu kommt, daß die Beschäftigung, die ganze äußere Lage, noch weniger als beim Mittelstand geeignet ist, den Charakter zu bilden, die Kinder zu tüchtigen Menschen heranzuziehen. Denn hier fehlen meistens auch die Surrogate, um die eigene Anschauung einigermaßen zu ersetzen. In der Regel wird früh geheiratet. Wozu lange warten, wenn man doch keine Aussicht hat, sein Einkommen zu erhöhen? Überfluß an Subsistenzmitteln, der eine Abgabe an eine und mehr Personen gestattet, ist selten der Beweggrund. Öfter das Gegenteil. Mancher heiratet aus Armut: weil er nicht im Stande ist, die vielen weiblichen Dienstleistungen, auf die ein jeder Mann angewiesen ist, zu bezahlen. Wer würde seine Haushaltung führen, wer würde ihm sein Essen kochen, für seine Kleider und Wäsche sorgen, vielleicht auch noch durch harte Arbeit einen Teil der Kosten aufbringen, wer anders würde das alles thun, und dafür mit der bloßen mageren Kost fürlieb nehmen, als ein Eheweib? Die Kinder sind freilich eine Last, die man in den Kauf nehmen muß. Und als eine Last werden sie bei aller Liebe in der Regel empfunden. Von einer guten Erziehung ist selten die Rede. Wie wäre sie auch möglich, wenn der Vater und häufig auch die Mutter den ganzen Tag an die Arbeit gefesselt sind? So bleiben die Kinder meistens sich selbst überlassen. Aber in welcher Umgebung! In den engen, schmutzigen Gassen der großstädtischen Arbeiterviertel wachsen sie auf, zwischen den vier Wänden einer elenden Dachkammer oder eines dunklen Hinterhauses befindet sich ihr Reich. Nichts von alledem, was einem Kinde Freude macht, was zum Beobachten, zum Nachdenken anregt. Ein winziges Stückchen Himmel und hie und da ein Sonnenblick ist ihr ganzer Anteil an der weiten, herrlichen Natur. Dürftig genährt und

schlecht erzogen, haben diese Kinder selten die Fähigkeit und fast ebenso selten das Bedürfnis, sich durch eigene Kraft aus ihrem Stande emporzuarbeiten. Zu frühe und einseitige Beschäftigung läßt Körper und Geist nicht zur vollen Entwicklung gelangen. Am schlimmsten aber steht es in dieser Beziehung mit den Charaktereigenschaften.

In den Zahlen der Statistik kommt das alles zum Vorschein. Was die Charaktereigenschaften betrifft, so zeigt der städtische Arbeiter trotz des meist höheren Verdienstes eine viel geringere Neigung zum Sparen als der ländliche Tagelöhner und der kleine Bauer. Der Arbeiter lebt fast immer aus der Hand in den Mund. Dabei ist freilich zu bedenken, daß der wirklich fleißige und sparsame Arbeiter durch diese Eigenschaften nicht selten aus seinem Stande heraustritt, was auf dem Lande so gut wie gar nicht vorkommt.

Die besten Aufschlüsse gibt die Statistik über die Körperbeschaffenheit, wie sie bei den jährlichen Ersatzgeschäften zu Tage tritt. Schon Süßmilch hat darauf hingewiesen, daß die städtische Bevölkerung weniger brauchbare Soldaten liefert, als die ländliche. Nach Engel kamen in Sachsen auf je 100 Gestellte auf dem Lande 26,58, in den Städten 19,73 Diensttaugliche*). Der Unterschied ist ein noch größerer, wenn man nicht blos Stadt und Land unterscheidet, sondern die Fabrikarbeiter der übrigen Bevölkerung gegenüberstellt. Das ist auf der folgenden Tabelle geschehen, die ich einer auch im übrigen lesenswerten Arbeit J. Singers über die böhmischen Fabrikarbeiter entnommen habe**).

Danach ist also die Tauglichkeitsziffer der übrigen Bevölkerung fast dreimal so groß, als die der Fabrikarbeiter.

So kann die Kriegstüchtigkeit ganzer Völker darunter leiden, wenn die Fabrikarbeiter eine bedeutende Quote der Gesamtbevölkerung auszumachen beginnen. In Frankreich mußte das Maß für die Körpergröße mehrfach herabgesetzt werden. Trotzdem

---

*) von Oettingen: Moralstatistik, Seite 385.

**) Dr. J. Singer: Untersuchungen über die sozialen Zustände in den Fabrikbezirken des nordöstlichen Böhmen, Seite 232.

Bei den in den Jahren 1881, 1882 und 1883 stattgehabten Rekrutierungen wurden

in den Bezirken	ärztlich untersucht	darunter Arbeiter	Tauglichkeitsziffer sämtlicher zur Stellung gelangten		Tauglichkeitsziffer der zur Stellung gelangten Fabrikarbeiter	
			absolute Zahl	in Prozenten	absolute Zahl	in Prozenten
Reichenberg, Stadt	999	349	60	6,0	8	2,3
Braunau	3 226	1 114	531	16,5	52	4,6
Friedland	2 908	—	340	11,7	—	—
Gablonz	3 483	1 844	317	9,1	82	4,4
Hohenelbe	2 773	988	306	11,0	33	3,3
Königinhof	3 260	682	543	16,6	68	9,9
Neustadt a. d. Mettau . .	5 813	—	897	15,4	—	—
Reichenberg, Umgebung . .	4 484	1 806	313	6,9	64	3,5
Trautenau	3 935	857	482	12,2	49	5,7
Turnau	2 902	268	577	19,9	9	3,3
Summe	33 783	7 908	4 366	12,5	365	4,6

blieben nach den von Alexander von Oettingen*) angeführten Ermittelungen des Dr. Vacher von 100 geborenen Parisern im zwanzigsten Jahre nur 39,2 Prozent übrig, welche militärfähig waren, gegenüber 64 Prozent im übrigen Frankreich. Von diesen 39 Prozent gingen noch 29,5 Prozent ab wegen „infirmités de toute nature", und 8,9 Prozent wegen zu kleinen Wuchses, so daß also unter 100 geborenen Parisern kaum einer wirklich tauglich war. Da es sich bei diesen Zahlen nur um Ortsgebürtige, nicht auch um Zugezogene handelt, so dürfte in ihnen der Arbeiterstand weit überwiegen.

Noch mehr als in Frankreich soll nach Alexander von Oettingen in England die Kriegstüchtigkeit mit der Ausdehnung des Industrialismus abgenommen haben. In der That wird es in diesem Lande, wo bekanntlich noch das Werbesystem herrscht, immer schwieriger, die nötige Rekrutenzahl aufzutreiben, um das Heer auf dem im Budget vorgesehenen Stand zu erhalten. Im Jahre 1886 blieb die Präsenzstärke um 6557 Mann hinter dem-

*) A. a. O. Seite 283.

selben zurück. Man klagt allgemein, daß das Resultat der Rekrutierung für die reguläre Armee immer weniger befriedigend wird. In der ersten Hälfte des Jahres 1885 wurden 20 524 Rekruten angeworben, im selben Zeitraum des Jahres 1886 betrug die Zahl nur noch 18 626, und im folgenden Jahre sank sie sogar auf 15 160 Mann. Dabei hat der Andrang zum Militärdienst keineswegs abgenommen. Es melden sich im Gegenteil infolge der seit Jahren herrschenden Geschäftslosigkeit bei den Werbesergeanten fast zweimal so viel junge Leute, als angeworben werden, und sie werden von diesen auch vorläufig angenommen. Die Ärzte aber sind trotz der geringen Ansprüche, die sie machen, genötigt, etwa die Hälfte zurückzuweisen. Die Ursache ist gewöhnlich allgemeine Körperschwäche.

Die natürliche Vermehrung des Menschengeschlechtes bringt es mit sich, daß auch auf der dritten Bevölkerungsstufe immer mehr Menschen erzeugt werden, als selbst eine wachsende Industrie zu beschäftigen vermag. Es ist infolge dessen stets ein Überschuß vorhanden, der keine Arbeit findet. Man hat diesen Überschuß die Reserve der Arbeiterarmee genannt, die in Aktion tritt, wenn letztere aus irgend welchem Grunde die Arbeit nicht mehr zu bewältigen vermag. Soweit ist das Bild gewiß richtig, aber es trifft weder das Wesen des Überschusses, noch auch seine wichtigste Funktion. Der Überschuß bildet den Abzugskanal für die dritte Bevölkerungsstufe, der alle diejenigen aufnimmt, für die keine Arbeit mehr vorhanden ist, und die dadurch verhindert werden, in die Ehe zu treten. Indem sie Arbeit suchend von Ort zu Ort wandern, erhalten sie auf Kosten der Gesamtbevölkerung für ihre Person den nötigsten Unterhalt. Es ist schon gesagt worden, daß der Überschuß immer in einem gewissen numerischen Verhältnis zur Arbeiterbevölkerung stehen muß. Das Heer der unverheirateten Landstreicher muß so groß sein, daß sein nach der Absterbeordnung erfolgender natürlicher Abgang dem vom Arbeiterstand produzierten, nicht mehr verwendbaren Überschuß an Menschen entspricht. Ein zahlreicher Arbeiterstand erfordert also auch ein zahlreiches Vagabundenheer. Bei wachsender Industrie kann es verhältnismäßig kleiner sein als bei stabiler, bei abnehmender muß es dagegen größer sein.

Wir besprechen einige Mittel, die man vorgeschlagen hat, um diese „Krankheit unserer Zeit" zu heilen, oder doch zu mildern.

Von einer gesetzlich geregelten Armenunterstützung, die demjenigen, der keine Arbeit findet, gestattet, auf Kosten der Gesamtbevölkerung zu heiraten und Kinder zu zeugen, ist man wohl überall abgekommen, seitdem Malthus in seinem berühmten Buche dagegen geschrieben hat. Dagegen hört man oft die Ansicht aussprechen, daß Staaten und Kommunen verpflichtet seien, den Arbeitslosen Verdienst zu verschaffen, indem sie die Industrie heben, oder selbst größere Arbeiten ausführen lassen. Dieses Mittel ist vielleicht anwendbar in Zeiten der Not, wenn das Heer der Arbeitslosen aus besonderen, vermutlich nicht lange wirkenden, Ursachen unnatürlich vergrößert wurde. Der Staat kann dann manches thun, um dem besitzlosen Arbeiter über die Krisen hinwegzuhelfen, namentlich kann er in einzelnen Arbeitszweigen ausgleichen zwischen Überfluß und Mangel an Arbeit. Wendet man dagegen das Mittel in normalen Zeiten an, so wird es nicht nützlich, sondern stets schädlich wirken. Die Folge ist eine Vermehrung der für die körperliche Arbeit vorhandenen Subsistenzmittel. Diese bewirkt eine Vermehrung des Arbeiterstandes und, zunächst wenigstens, eine Verminderung des Landstreicherheeres. Zugleich wird aber jetzt einer größeren Anzahl von Arbeitern das Eingehen einer Ehe ermöglicht. Es werden also auch mehr Kinder erzeugt, als früher, es wird ein größerer Überschuß über die verwendbaren Kräfte produziert. Nach einer Generation wird also nicht dasselbe, sondern ein zahlreicheres Landstreicherheer vorhanden sein. Dieser Zeitpunkt tritt aber schon viel früher ein, wenn die künstlich geschaffene Arbeit nicht von Dauer ist. Ich würde sogar in solchen Fällen, wo der Staat große Arbeiten von voraussichtlich nicht langer Dauer, wie Eisenbahn- oder Kanalbauten, ausführen muß, empfehlen, lieber fremde Arbeiter, die das Land nach vollendetem Werk wieder verlassen, anzunehmen, als einheimische, es sei denn, daß man derartige Einrichtungen trifft, die den Beschäftigten verhindern, oder es ihm doch erschweren, auf Grund dieser Arbeit eine Ehe einzugehen. Zu solchen Einrichtungen rechne ich die Unterbringung der

Arbeiter in Baracken, Errichtung von Küchen, Waschanstalten und dergleichen.

In neuerer Zeit hat man, besonders in Deutschland, große Hoffnungen auf Besserungsanstalten und Arbeiterkolonien gesetzt. Dieselben sind meist durch die private Mildthätigkeit ins Leben gerufen. Die große Anzahl derer, die nach den Jahresberichten jährlich durch diese Anstalten „für die menschliche Gesellschaft gerettet" werden, spricht sehr zu ihren gunsten. Trotzdem möchte ich ihre Wirkung eher für eine verderbliche, als für eine nützliche halten.

Man ist bei der Gründung der Arbeiterkolonien von dem Gedanken ausgegangen, daß ein jeder Mensch Arbeit finden kann, wenn er nur den ernsten Willen besitzt, welche zu finden. Es kommt also nur darauf an, ihm diesen ernsten Willen einzuflößen, was man dadurch zu erreichen sucht, daß man den Landstreicher nötigt, eine zeitlang bei einer soliden Lebensweise und regelmäßiger Arbeit auszuharren, um so den Segen, der auf der Arbeit ruht, kennen zu lernen. Das ist unter den gegebenen Verhältnissen gewiß richtig, aber es würde aufhören richtig zu sein, sobald alle Menschen von dem ernsten Willen zu arbeiten beseelt wären. Faulheit und Liederlichkeit sind gewiß Feinde der Arbeit, aber diese Eigenschaften sind trotzdem nicht die Ursache, weshalb immer eine Anzahl Menschen ohne Beschäftigung sein muß. Es würde einen Überschuß geben, wenn alle Arbeiter Muster von Fleiß und Solidität wären, ebenso wie er vorhanden sein würde, wenn alle faul und liederlich wären. Ja, im letzteren Falle würden vielleicht mehr Arbeiter Beschäftigung finden, als im ersteren. Es würden, um dasselbe Quantum Arbeit zu bewältigen, mehr Hände nötig sein. Darauf beruht ja die Berechnung derer, die alles Heil von der Einführung des Normalarbeitstages erwarten. Die Wirkung würde dieselbe sein, wie beim Wachsen der industriellen Thätigkeit: zunächst Abnahme der Arbeitslosen, dann Zunahme der Ehen, und schließlich ein größerer nicht mehr verwendbarer Überschuß als zuvor.

Denken wir uns alle Arbeiter eines Landes nach ihrer Brauchbarkeit in einer Linie aufgestellt, dann wird es in dieser Linie eine Stelle geben, wo der letzte, der noch Arbeit gefunden, Arm an

Arm steht mit dem ersten, für den es keine Beschäftigung mehr gegeben hat. Das ganze lange Glied wird durch diesen Punkt gewissermaßen in zwei Züge geteilt. Mehrt sich die Arbeit, so treten die nächsten des zweiten Zuges in den ersten über, vermindert sie sich, so geschieht das umgekehrte. Die Arbeiterkolonien durchbrechen nun diesen natürlichen Gang, indem sie solche, die im zweiten Zuge, und noch dazu in der Regel recht tief unten, ihren Platz hatten, gewaltsam in den ersten Zug versetzen. Die Folge ist, daß ebensoviele aus dem ersten Zug in den zweiten hinübergedrängt werden. Es klingt ja recht erbaulich, wenn es in den Berichten der Arbeiterkolonien heißt, daß in einem Jahre wiederum etliche hundert liederliche Landstreicher zu gesitteten Menschen bekehrt und mit guten Arbeitsstellen versehen wurden, in denen sie sich auch mit einigen Ausnahmen recht gut machen. Was aber aus den ebensoviel hundert Arbeitern geworden ist, die früher diese Stellen inne hatten, und die aus eigenem Antrieb arbeiteten, bei denen nicht erst eine Bekehrung nötig war, das erfährt man nicht.

Die Absicht ist ja gewiß eine gute, aber das gesteckte Ziel: Beschränkung der Vagabondage, wird niemals erreicht werden, solange man nicht ein Mittel erfindet, das Volkseinkommen in demselben Grade wachsen zu lassen, wie sich die Menschen zu vermehren im Stande sind. Das ist auf die Dauer nirgends, in den dichtbevölkerten Ländern der alten Welt aber auch für kurze Zeit kaum möglich. Die dünnbevölkerten Vereinigten Staaten Nordamerikas dagegen kennen, oder kannten bis vor kurzem noch keine Landstreicher. Es ist darum keineswegs, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, als eine Verstoßung, eine Art Aussetzung zu betrachten, wenn bisweilen Familienglieder, die zu Hause nicht gut thun wollen, nach Amerika geschickt werden. Nicht selten hört man später, daß es ihnen drüben gut geht. Die noch immer stark wachsenden Unterhaltsmittel gestatten dort manchem, der, um bei dem Bilde zu bleiben, in Europa im zweiten Zuge stand, in den ersten Zug überzutreten.

Das einzige Gute, das die Arbeiterkolonien und ähnliche Institute stiften, besteht darin, daß sie einer Anzahl wohlhabender

Personen das angenehme und gewiß moralische Gefühl geben, welches das Bewußtsein verleiht, an einem guten Werke beteiligt zu sein.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. Malthus*) sagt: „Unter den Fabrikherren herrscht allgemeine Klage, daß hoher Arbeitslohn allen ihren Arbeitern zum Verderben gereiche.“ Ähnliche Beobachtungen sind öfter gemacht worden. In Deutschland ist niemals so sehr über Unbotmäßigkeit und Liederlichkeit der Arbeiter geklagt worden, wie zur Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs zu Anfang der siebziger Jahre. Damals war der Lohn ein sehr hoher. Jeder Großstädter wird schon bemerkt haben, daß, wenn zum Beispiel durch eine rege Bauthätigkeit Arbeitermangel herbeigeführt wird und infolgedessen die Löhne steigen, zugleich auch Trunksucht und Ausschreitungen zunehmen.

Trotzdem halte ich es für verfehlt, den hohen Löhnen die Schuld zu geben. Mir scheint die Ursache darin zu liegen, daß bei eintretendem Arbeitermangel das Durchschnittsniveau des Arbeiterstandes sich senkt, indem man jetzt auch Leute beschäftigen muß, die sonst dem Vagabundenheer angehören. Ein Säufer kann sich weder im Mittelstande lange behaupten, noch auch in normalen Zeiten als Arbeiter dauernd Verdienst finden. Auf einem Bauernhofe dagegen können Generationen von Säufern auf einander folgen. Daraus erklärt es sich denn auch, daß in dünnbevölkerten Ländern, wie zum Beispiel in den Vereinigten Staaten, wo jeder Arbeit findet, die Trunksucht ein so allgemein verbreitetes Laster ist. In New-York soll ein Drittel aller Todesfälle direkt oder indirekt durch den Alkoholismus herbeigeführt werden und in den 38 Jahren von 1840 bis 1878 sollen dort 190 000 Menschen durch den Einfluß des Alkohols gestorben sein.

---

*) Bevölkerungsgesetz, Seite 478.

Siebentes Kapitel.

Das Weib im Bevölkerungsstrom.

Wir haben uns im Verlaufe dieser Abhandlung gelegentlich schon hie und da mit dem weiblichen Geschlecht zu beschäftigen gehabt. Hier soll im Zusammenhang untersucht werden, welche Stellung das Weib im Bevölkerungsstrom einnimmt.

Daß es überhaupt an der Wanderung Teil nimmt, steht zunächst fest. Die Zahlen der Statistik lehren, daß an der Bevölkerung der Städte die zugezogenen Weiber einen beinahe ebenso großen Anteil haben wie die eingewanderten Männer. Aber die Weise, in der sich die beiden Geschlechter an dem großen Konkurrenzkampfe beteiligen, ist eine sehr verschiedene. Der Mann, mit höheren Kräften des Geistes wie des Körpers ausgestattet, ist der eigentliche Kämpfer. Hat er sich einmal von der Scholle losgerissen, so kann er nur durch seine persönlichen Fähigkeiten sich eine Stellung verschaffen, durch geistige oder körperliche Arbeit einen mehr oder minder großen Anteil an den für die städtische Bevölkerung vorhandenen Subsistenzmitteln erwerben. Das Weib tritt hier nur ausnahmsweise in Konkurrenz. Es verhält sich mehr passiv. In der Regel erwirbt es Stellung, Rang und Einkommen erst durch die Ehe.

Da nun in einem Lande mit stabiler, oder doch verhältnismäßig nur wenig zunehmender Bevölkerung ebensowenig alle Weiber zur Ehe gelangen können, wie alle Männer zu einem Einkommen, so geht neben dem Konkurrenzkampf der Männer ein anderer Kampf her, der zwischen den Weibern ausgefochten wird. Auch hier handelt es sich darum, einen möglichst großen Anteil

an den Gütern dieser Welt zu erlangen. Das kann aber nur dadurch geschehen, daß das Weib einen Mann, der im Besitz dieser Güter ist, zu bewegen vermag, dieselben mit ihm zu teilen. Daraus geht hervor, daß das Weib ein viel größeres Interesse an der Ehe hat, als der Mann. Für den letzteren ist sie, vom wirtschaftlichen Standpunkt angesehen, etwas Nebensächliches. Sie ist, wenn sie nicht ganz unterbleibt, in der Regel nur der Schlußakt in dem Kampf ums Dasein. Vorher geht eine lange Berufsvorbereitung, schwere Examina, die Erkämpfung einer sicheren Stellung. Beim Weibe wird dieses alles in dem einen Eheakt zusammengeschlossen. Dem Streben und Ringen des Mannes nach einem Einkommen entspricht also bei den Weibern das Streben, einen Mann zu bekommen, eine möglichst gute Partie zu machen. Ihr ganzes Trachten und Sinnen läuft darauf hinaus und muß darauf hinauslaufen, diejenigen Eigenschaften zu besitzen oder zu erwerben, welche geeignet sind, einen Mann zu bewegen, das Ehejoch auf sich zu nehmen. Aus der Verschiedenartigkeit des Kampfes folgt, daß auch die Eigenschaften, die in beiden Fällen den Ausschlag geben, sehr verschieden sein müssen. Eigenschaften, welche dem Manne im Kampfe ums Dasein gar nichts oder doch nur sehr wenig nützen: ein gutes Herz, ein heiteres Gemüt, vor allem körperliche Schönheit, sind in dem Konkurrenzkampf der Weiber von der größten Wichtigkeit. Der bloße Besitz ererbter Güter genügt, wie wir sahen, beim Manne nicht, um ihm eine sichere Stellung innerhalb des Mittelstandes zu verschaffen; ein vermögendes Mädchen wird dagegen meistens unter mehreren Bewerbern wählen können. Trifft es die richtige Wahl, besitzt der Auserkorene diejenigen Eigenschaften, welche den toten Gütern erhöhten Wert zu verleihen vermögen, so ist ihre Stellung eine gesicherte. Dagegen kann einem vermögenden, aber untüchtigen Mann auch die klügste und tüchtigste Frau nicht viel helfen.

Welche Eigenschaften sind es nun, die das Weib befähigen, in den Konkurrenzkampf mit Aussicht auf Erfolg einzutreten? Diese Frage läßt sich weder so genau, noch auch so allgemein beantworten, wie wir es bei den Männern konnten. Die Kampfmittel sind auf den drei Bevölkerungsstufen und hier wieder in

den einzelnen Berufszweigen sehr verschiedene. Ich sage auf den drei Bevölkerungsstufen, denn bei den Weibern beginnt der Konkurrenzkampf schon auf der ersten. Der Mann tritt auf dem Lande in den Besitz des Einkommens kraft des Erbrechtes, mag dieses nun den ältesten oder den jüngsten Sohn bevorzugen, die Frau wird gewählt. Bei dem Manne entscheiden nicht die angeborenen oder erworbenen Fähigkeiten, das Weib muß Eigenschaften besitzen, die es dem Manne wünschenswert erscheinen lassen, gerade diese als Gehilfin zu bekommen. Denn mehr als in einem anderen Berufszweig ist in der Landwirtschaft die Frau nicht blos die Genossin, sondern auch die Gehilfin des Mannes. Ja, man könnte zweifeln, wessen Thätigkeit die wichtigere ist. Der Frau untersteht das ganze Hauswesen, sie schaltet und waltet in Küche und Keller. Einer der wichtigsten Produktionszweige, die ganze Milchwirtschaft, ist in ihren Händen. Von ihrem haushälterischen Sinne hängt das Gedeihen der Wirtschaft ab. Denn eine Frau, sagt das Sprichwort, kann in der Schürze mehr hinaustragen, als der Mann hereinzufahren vermag. Darum wird denn auch auf dem Lande die Wahl einer Frau als ein sehr wichtiger Akt aufgefaßt, den man nicht dem unerfahrenen Heiratskandidaten allein überlassen darf. Zuvor werden genaue Erkundigungen eingezogen, alle Eigenschaften der Auserseheuen einer scharfen Prüfung unterworfen. Gar zu jung darf sie nicht sein, denn der Beruf einer tüchtigen Bauernfrau erfordert eine längere Vorbereitung. Wenn heutzutage nicht die Tüchtigkeit der Braut, sondern die Höhe der Mitgift bei den Verhandlungen den Ausschlag gibt, so hängt das mit der vollständigen, durch eine unglückliche Gesetzgebung bewirkten Zerrüttung unseres Bauernstandes zusammen, die sehr oft nur dann dem Sohne ermöglicht, das väterliche Gut zu übernehmen, wenn es ihm gelingt, eine gute Partie zu machen. Aber selbst ein reiches Mädchen wird nicht leicht einen Mann bekommen, wenn es nicht zugleich tüchtig ist in der Wirtschaft. Darum ist es eine schwere Kränkung, wenn man einer Bauerntochter gegenüber Zweifel äußert, ob sie auch kochen, ein Hauswesen führen kann, während Städterinnen die bezüglichen Fragen oft lachend verneinen. „Wenn ich einmal verlobt bin, lerne ich

kochen", sagte mir einst eine Beamtentochter. Sie hat in der That einen Mann bekommen. Ich habe mich aber nie entschließen können, eine Einladung zum Mittagessen bei ihr anzunehmen.

Es findet also auf dem Lande in dem Konkurrenzkampfe der Weiber eine Auswahl der tüchtigeren statt. Da diese in der Regel auch die gescheidteren sind, so wird dadurch das geistige Niveau der Bauernfrauen über das durchschnittliche geistige Niveau des weiblichen Geschlechtes gehoben. Da nun die Männer durch den Zufall der Geburt in den Besitz des Einkommens gelangen, also dumme und kluge in bunter Reihe neben einander wohnen, die Gesamtheit aber auf dem durchschnittlichen geistigen Niveau der Männer überhaupt steht, so erklärt sich hieraus die auf dem Lande nicht seltene geistige Überlegenheit der Frau. Aber diese Überlegenheit wird nicht so leicht, wie in der Stadt, zum drückenden Übergewicht. Die Höhe des Einkommens ist wenig abhängig von den geistigen Fähigkeiten des Bauern. Sodann ist der Wirkungskreis der Frau von dem des Mannes streng geschieden. Sie sind beide unentbehrlich. Der Mann ist so unbeholfen in Küche und Keller, wie auch die gescheidteste Frau in Feld und Wald hilflos ist.

Da nun auf dem Lande in normalen Zeiten die Bevölkerung eine stabile ist, so kann immer nur ein Bruchteil aller Mädchen zur Ehe gelangen. Die übrigen haben die Wahl, entweder auf dem Lande als ledige Familienglieder und Dienstboten den Unterhalt zu verdienen, oder in die Stadt zu ziehen und dort ihr Glück zu versuchen. Es findet also eine zweite Ausscheidung statt. Diese erfolgt jedoch nicht *nach* der ersten, sondern sie geht selbständig neben ihr her. Nur die Töchter der größeren Bauern können auf dem väterlichen Hofe den Freier erwarten. Für die herangewachsenen Töchter der Kleinbauern und der ländlichen Tagelöhner, zumal wenn mehrere vorhanden sind, ist im Elternhause kein Platz. Sie werden in der Regel lange vor Erreichung des Heiratsalters, meist bald nachdem sie die Schule verlassen, vor die Wahl gestellt, ob sie ländliche oder städtische Dienstboten werden wollen. Für das letztere entscheiden sich vorzugsweise die unternehmenderen und tüchtigeren. Die zurückbleibenden werden später

oft Tagelöhnerfrauen. Daraus folgt, daß das geistige Durchschnittsniveau der in großen Scharen in die Stadt ziehenden weiblichen Dienstboten sich ebenfalls über das durchschnittliche geistige Niveau des weiblichen Geschlechtes erhebt. Außerdem bringen sie aber auch die anderen Eigenschaften mit, welche die ländliche Erziehung verleiht: wirtschaftlichen Sinn, Fleiß, Pflichtgefühl, Gewissenhaftigkeit.

Auf der zweiten Bevölkerungsstufe kommen andere Kampfmittel zur Anwendung als auf der ersten. Wir können auch hier an der Einteilung des Mittelstandes in zwei Klassen festhalten. Die eine umfaßt alle Geschäftstreibenden, die andere alle mit festem Gehalt angestellten Beamten. Für die zahlreichen Angehörigen dieser letzteren Klasse ist die Ehe keine wirtschaftliche Notwendigkeit. Ein Beamter, der ein Mädchen heiratet, das kein größeres Vermögen besitzt, wird, wenn seine Frau auch noch so wirtschaftlich ist, doch schlechter essen und dürftiger gekleidet sein, als zuvor, wo er sein Einkommen noch nicht mit einer zweiten Person zu teilen brauchte. Ein verheirateter Gelehrter wird es sich sehr überlegen müssen, ehe er eine größere Summe für Bücher ausgibt. Alle seine Handlungen werden jetzt durch die Sorge um die Familie bestimmt.

Auf dem Lande ist schon vor der Ehe ein Arbeitsfeld für die Frau vorhanden, in der Stadt wird es in den meisten Fällen erst mit der Ehe und durch die Ehe geschaffen. Der Bauer weiß, daß wenigstens für einen seiner Söhne ein sicheres Einkommen vorhanden sein wird, das ihm gestattet, sein Geschlecht weiter fortzupflanzen, der Städter ist über die Zukunft seiner Kinder völlig im ungewissen. Ja, er muß sich sagen, daß es nur ein glücklicher Zufall ist, wenn seine Nachkommen sich durch mehrere Generationen im Mittelstand erhalten, daß die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß sie entweder bald aussterben oder in den Arbeiterstand übergehen. Diese Erwägungen sind wohl geeignet, manchen davon abzuhalten, eine Ehe einzugehen. Dadurch, daß er sich jetzt freiwillig und daher verhältnismäßig leicht Enthaltsamkeit auferlegt, erspart er vielleicht einer ganzen Anzahl seiner Nachkommen, dasselbe der Not gehorchend zu thun.

Für die Weiber existieren diese Erwägungen nicht, eben weil die Ehe für sie eine so viel größere Bedeutung hat. Für sie gibt es nur einen Gesichtspunkt: durch die Ehe zu Stellung, Rang und Einkommen zu gelangen. Alles andere ist für sie Nebensache.

Infolgedessen findet im Mittelstande ein doppelter Kampf statt. Den einen führen die Weiber als geschlossene Phalanx gegen die Gesamtheit der Männer. Das Ziel ist, möglichst viele Männer zur Ehe zu bewegen, sie zu veranlassen, ihr Einkommen mit ihnen zu teilen. Der zweite ist der Konkurrenzkampf, den sie gleichzeitig unter sich führen.

Da nun in der Stadt die Frau nur in seltenen Fällen zugleich auch die Gehilfin des Mannes ist, so müssen die Weiber trachten, sich durch andere Eigenschaften den Männern unentbehrlich zu machen, als durch solche, die eine tüchtige Hausfrau ausmachen. Sie müssen streben, nicht blos die Wirtschafterin, sondern die Genossin, die Gesellschafterin des Mannes zu sein, ihn durch die Aussicht auf eine angenehme Häuslichkeit zu bewegen suchen, die Lasten, welche die Ehe mit sich bringt, auf sich zu nehmen. Daher kommt es, daß Schönheit in der Stadt einen viel größeren Wert hat, als auf dem Lande. Im gleichen Preise steht vielleicht der Besitz von Vermögen. Dann kommt Bildung: der Inbegriff aller jener Eigenschaften, die es dem Weibe ermöglichen, in der Gesellschaft, wenn auch nicht zu glänzen, so doch sich bemerkbar zu machen. Die Erlangung dieser Eigenschaften ist mühevoll und zeitraubend. Sie erfordert einen in der Regel bis zur Geschlechtsreife ausgedehnten Schulbesuch. Die kurze Zeit, die dann noch bis zum gewöhnlichen Heiratsalter übrig bleibt, muß auf den Besuch von Konzerten, Theatern, Bällen verwendet werden. So bleibt beim besten Willen kaum Zeit übrig, um auch noch mit vieler Mühe die Eigenschaften zu erwerben, welche die tüchtige Hauswirtin ausmachen. Man läßt sie deshalb lieber ganz außer Acht. Man tröstet sich damit, daß sie sich leicht ersetzen lassen durch die Annahme tüchtiger Dienstboten.

Denken wir uns alle heiratsfähigen Mädchen einer Stadt in einer langen Reihe aufgestellt, und zwar rangiert nach dem Vermögen, das sie in die Ehe bringen. Hinter jedem steht ein Dienst-

mädchen, das mit in den Kauf genommen werden muß. Ihnen gegenüber stehen alle heiratslustigen Männer. Diejenigen Mädchen, die oben stehen, kann jeder heiraten, der Reiche wie der Arme, denn sie sind im Stande, selbst einen Teil der Haushaltungskosten zu bestreiten. Unverhältnismäßig zahlreicher ist aber die Klasse derer, die wenig oder nichts mitbekommen. Denn, da jedes Mädchen möglichst hoch hinauf zu heiraten hofft, so bereiten sich in sehr großen Kreisen der städtischen Bevölkerung die Mädchen auf eine Ehe vor, in der sie nur die Gesellschafterin des Mannes zu sein brauchen. Hier kann nur derjenige seine Frau suchen, der über ein genügend großes Einkommen verfügt, um allein die Kosten des Haushalts bestreiten zu können. Die Folge ist, daß die obenstehenden Mädchen, wenn sie nicht geradezu abschreckende Eigenschaften besitzen, sehr leicht einen Mann bekommen. Je weiter wir an der Reihe hinabgehen, desto zahlreicher werden die Übriggebliebenen und schließlich zeigen sich nur noch vereinzelte Lücken. Es sind die leeren Plätze derer, die durch ganz besondere Eigenschaften des Körpers, des Charakters oder des Geistes hervorragten. Die zahlreichen Männer, deren geringes Einkommen ihnen nicht gestattet, aus den untenstehenden Mädchen eine arme, aber theure Frau zu wählen, die aber auch nicht im Besitz solcher persönlichen Eigenschaften sind, die ihnen bei der Werbung um ein vermögendes Mädchen Aussicht auf Erfolg verheißen, sind genötigt, in das zweite Glied hinüberzugreifen, nicht eine Gesellschafterin, sondern eine tüchtige Hauswirtin zu heiraten.

Dieser Hergang läßt sich statistisch nachweisen. Auf der folgenden Tabelle ist für München die Gesamtheit der Männer und Frauen, die sich im Jahre 1886 verehelichten, nach Berufsgruppen ausgeschieden, und zwar die Männer, insofern sie denselben angehörten, die Weiber, soweit sie aus denselben hervorgegangen waren.

Diese, der Natur der Sache nach nicht zu vermeidende, ungleiche Behandlung der beiden Geschlechter beeinträchtigt einigermaßen den absoluten Wert der Zahlen. Aus dem Verhältnis derselben zu einander lassen sich jedoch immerhin richtige Schlüsse ziehen.

Es verehelichten sich im Jahre 1886 zu München

Männer aus den Gruppen der	mit Frauen aus den Berufsgruppen der							Summe der Männer
	selbständig Gewerbe und Handel Treibenden	Schaffner	Beamten, Gelehrten und Künstler	Armee	Berufslosen	Gewerbegehilfen	Dienstboten	
selbständig Gewerbe und Handel Treibenden	160	9	21	—	31	71	230	522
Schaffner	48	35	3	—	2	15	105	208
Beamten, Gelehrten u. Künstler	102	2	82	1	42	29	100	358
Armee	13	—	10	—	10	3	8	44
Berufslosen	12	—	7	—	18	5	7	49
Gewerbegehilfen	283	59	22	1	19	86	456	926
Dienstboten	11	1	2	—	—	11	22	47
Summe der Frauen	629	106	147	2	122	220	928	2154

Was wohl zunächst auffällt, ist die große Zahl der weiblichen Dienstboten, die zur Ehe gelangen. An der Gesamtzahl der 2154 Ehen sind sie in 928 Fällen beteiligt. Also nahezu die Hälfte aller heiratenden Weiber gehört diesem Stande an. Dann folgen diejenigen Bräute, die aus der Gruppe der selbständig Gewerbe und Handel Treibenden hervorgegangen sind, mit 629. Vergleicht man die Summe der heiratenden Männer mit der der Frauen, so erhält man ein ungefähres Bild von den Heiratsaussichten, welche in den einzelnen Klassen die Mädchen haben. Es sind, von den Dienstboten abgesehen, nur zwei Gruppen, in welchen weniger Männer heiraten, als Mädchen zur Ehe gelangen. In

der Gruppe der selbständig Gewerbe und Handel Treibenden stehen 522 Männern 629 Weiber, und in der der Berufslosen 49 Männern 122 Weiber gegenüber. Hier sind also die Aussichten am günstigsten. Es sind ja auch diejenigen Klassen, in denen man am ehesten auf eine größere Mitgift rechnen kann. Alle übrigen Gruppen haben einen Überschuß der Männer. In der der Beamten, Gelehrten und Künstler stehen 358 heiratenden Männern nur 147 Weiber gegenüber. Aus ihrer eigenen Klasse nehmen von ersteren nur 82 die Frau. Die meisten, nämlich 102, holen sie sich aus der Gruppe der selbständig Gewerbe und Handel Treibenden, aber fast ebensoviele aus der der Dienstboten.

Man sieht, in den sogenannten gebildeten Kreisen hat ein junges Mädchen nur dann größere Aussicht, einen Mann zu bekommen, wenn es außer den anderen guten Eigenschaften auch Vermögen besitzt. Einem gebildeten aber vermögenslosen Mädchen wird in der Regel ein anspruchsloseres Dienstmädchen vorgezogen. Diese letzteren behaupten durch ihre größere wirtschaftliche Tüchtigkeit ebenfalls siegreich das Feld gegenüber den aus den niederen Ständen der städtischen Bevölkerung hervorgegangenen Mädchen. Von den Gewerbegehilfen, die zum guten Teil Fabrikarbeiter sind, heirateten 456 Dienstmädchen, aber nur 86 ihrer eigenen Gruppe angehörige Mädchen.

Diese Thatsachen sind keineswegs ohne Bedeutung für den Bevölkerungsstrom, für den Konkurrenzkampf, der zwischen den Männern ausgefochten wird. Die aufstrebenden frischen Kräfte erhalten dadurch, daß sie ein Mädchen aus einer auf der Höhe stehenden, oder schon absteigenden, aber immer noch im Besitz von Vermögen befindlichen, Familie heiraten, die Möglichkeit, nicht ganz von vorn anfangen zu müssen, sondern gleich von Anfang an ihre geistige Arbeit einer größeren Quantität Güter einverleiben zu können. So kommt es oft vor, daß es mit den Söhnen einer alten Familie abwärts geht, während die Töchter Stammmütter neuer, aufblühender Geschlechter werden. Nicht selten gibt ein einsichtiger reicher Kaufmann, dessen Söhne sich nicht zur Fortführung der Handlung eignen, die Hand seiner Tochter einem tüchtigen Buchhalter und nimmt ihn zugleich als Teilhaber in

sein Geschäft auf. Man preist dann wohl das Glück des jungen Mannes. In Wahrheit sollte man den Alten beglückwünschen, dessen Handlungsweise es ermöglicht hat, daß auch nach seinem Ableben den von ihm hinterlassenen an sich toten Gütern geistige Arbeit einverleibt und so der Bestand seines Hauses wenigstens für eine weitere Generation gesichert wird. Auf unserer Tabelle kommt dieses Hineinheiraten der aufstrebenden Elemente in alte, im Besitze von Gütern befindliche Familien am deutlichsten zum Ausdruck in der großen Zahl der Gewerbegehilfen, die Mädchen aus der Gruppe der selbständig Gewerbe und Handel Treibenden heiraten.

Ganz allgemein zeigt sich diese Erscheinung schon darin, daß in den Städten regelmäßig mehr ortsgebürtige Weiber als ortsgebürtige Männer zur Ehe gelangen. So standen, um eine andere Stadt als Beispiel zu nehmen, im Jahre 1885 unter den Heiratenden den in Berlin selbst geborenen 3174 Männern 3633 Weiber gegenüber. Im Jahre 1884 waren die Zahlen 3101 Männer und 3560 Weiber; 1883: 2986 Männer, 3247 Weiber; 1882: 2821 Männer, 3114 Weiber; 1881: 2603 Männer, 2994 Weiber; 1880: 2409 Männer, 2913 Weiber.

Auch das verschiedene Verhalten der Konfessionen kann uns als Beweis dienen. Da die in einer Stadt in der Minorität befindliche kirchliche Gemeinde, wie gezeigt wurde, in der Regel die jüngere ist und infolge dessen mehr frische, aufstrebende Elemente enthält, so müssen, wenn diese letzteren vorzugsweise in alte Familien heiraten, solche Mischehen, in denen der Mann der in der Minorität befindlichen Konfession angehört, verhältnismäßig häufiger sein als solche, in denen er sich zur herrschenden Kirche bekennt. In der That kamen in München im Jahre 1886, und das Verhältnis ist seit Jahren konstant geblieben, auf je 100 katholische Männer 92,79, die sich mit Katholikinnen und 7,16, die sich mit Protestantinnen vermählten, während unter je 100 katholischen Frauen 87,18 von Katholiken und 12,72 von Protestanten geheiratet wurden.

Ich meine, dieser Hergang hat etwas Versöhnendes. Ob eine Familie hinauf- oder hinabsteigt, ob sie prosperiert oder degeneriert,

das bestimmt allein die Tüchtigkeit des Mannes. Das Weib vermag da wenig oder nichts. Wie es ohne eigenes Verdienst vom Manne emporgehoben wird, so wird es auch ohne eigene Schuld in seinen Fall verwickelt. Aber während der Mann, der nicht die nötigen Fähigkeiten in sich trägt, um sich durch eigene Kraft auf der Höhe zu halten, unrettbar verloren ist, kann das Weib durch einen starken Arm gehalten und wieder emporgetragen werden.

Dieses Hineinheiraten ist zugleich die Ursache, daß sich der Unterschied zwischen alten und neuen Familien in der Regel so schnell verwischt. Kinder, deren Großvater vielleicht erst aus weiter Ferne zugewandert ist, sind oft schon „mit der halben Stadt verwandt."

Über die dritte Bevölkerungsstufe ist hier wenig zu sagen. Die Ehen werden in der Regel sehr früh geschlossen. Aber meist nur seitens des Mannes. Ein Mädchen, das sich noch Hoffnung auf eine bessere Partie machen kann, entschließt sich nur schwer, das harte Loos des Arbeiters zu teilen. Schönheit und Jugend findet man daher selten in diesen Kreisen. Beide Eigenschaften sind auch wenig geeignet, die Ehe des Arbeiters zu einer glücklichen zu machen. Denn in der Regel fehlt in solchen Fällen die Zufriedenheit.

Zum Schluß noch eine allgemeine Bemerkung. Während im Mittelstande die Männer eine Elite, eine Auswahl der tüchtigsten aus allen drei Bevölkerungsstufen repräsentieren, entscheiden bei der Auswahl der Frauen meist zufällige oder äußerliche Eigenschaften: Geld, Verbindungen, Schönheit, ein guter Ruf, auch gesellschaftliche Bildung, aber nur in seltenen Fällen angeborene geistige Fähigkeiten. Die Folge ist, daß im Mittelstande zwischen dem geistigen Niveau der Weiber, das sich nicht über den Durchschnitt erhebt, und dem der Männer ein sehr großer Unterschied besteht. Es wird hier selten vorkommen, daß ein Diener seinem Herrn geistig überlegen ist. Er wird infolgedessen in der Regel wohlwollend behandelt werden. Dagegen stehen in den Städten diejenigen Mädchen, die wegen ihrer Armut keinen Mann bekommen und daher genötigt sind, durch die eigene Arbeit ihr Brod zu verdienen, im Durchschnitt auf einem höheren geistigen

Niveau als die verheirateten Frauen. Die Frau fühlt sich daher viel häufiger, als der Mann, veranlaßt, auf andere Weise ihr Übergewicht fühlen zu lassen und durch eine ungnädige Behandlung zu zeigen, daß sie die Gnädige sei.

Dieser Abstand in dem geistigen Niveau der beiden Geschlechter ist nicht ohne Wichtigkeit. Roscher sagt bei Besprechung der Symptome, welche die sinkenden Zeiten charakterisieren*): „Man hat bei sinkenden Völkern häufig bemerkt, daß sich zunächst die sozialen, weiterhin sogar die geistigen Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern verflachen. Je männlicher die Weiber, desto weibischer werden die Männer. Es ist kein gutes Zeichen, wenn es fast ebenso viele bedeutende Schriftstellerinnen, Herrscherinnen ꝛc., wie männliche Schriftsteller und Herrscher gibt. So war es z. B. in den hellenistischen Reichen und im Zeitalter der Cäsaren." Diese Bemerkung ist gewiß richtig. Aber es wäre nicht richtig, aus der Verflachung des geistigen Unterschiedes zwischen den beiden Geschlechtern ohne weiteres auf eine sinkende Zeit schließen zu wollen. Beide Erscheinungen haben eben dieselbe Ursache. In sinkenden Zeiten muß sich dieses Symptom zeigen, aber es kann auch erscheinen bei gesunden, ja bei aufstrebenden Völkern.

Die eigentliche Ursache ist nämlich der Bevölkerungsstrom. Dieser bewirkt das höhere geistige Niveau der dem Mittelstande angehörigen Männer. Fließt er langsamer, oder hört er ganz auf zu fließen, so senkt sich auch dieses Niveau und nähert sich immermehr dem der Weiber. Dieses Stocken der Säfte im Volkskörper ist regelmäßig, wie wir im nächsten Buche sehen werden, die Ursache für das sogenannte Altern der Völker. Andererseits kann auch in einem emporblühenden Lande das geistige Niveau der Männer sich dem der Weiber nähern, wenn die Unterhaltsmittel dauernd so rasch zunehmen, daß auch noch die untüchtigsten Menschen im Mittelstande ein Einkommen finden, und gleichzeitig die ländliche Bevölkerung noch Raum hat, sich auszudehnen, so daß ihr Überschuß nicht in die Städte zu ziehen braucht. Darauf

*) System, Band 1, § 250.

möchte ich die große gesellschaftliche Bedeutung, die in den Vereinigten Staaten das weibliche Geschlecht hat, wenigstens teilweise zurückführen. Auch im Mittelstande der deutschen Städte war zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, als die durch den dreißigjährigen Krieg verursachte Stockung noch nachwirkte, die gesellschaftliche Stellung der Weiber entschieden eine einflußreichere als heutzutage.

Die von Roscher gebrachten Beispiele halte ich nicht gerade für glücklich gewählt. Bei den Herrscherinnen entscheidet der Zufall der Geburt. Die Zeiten einer Katharina von Rußland, einer Maria Theresia von Oesterreich, oder einer Elisabeth von England wird man doch wohl nicht für sinkende halten. Auch mit den Schriftstellerinnen hat es seine eigene Bewandtnis. Ein Volk kann mächtig emporstreben, auf den verschiedensten Gebieten die bedeutendsten Männer hervorbringen, und gleichzeitig in der Literatur so gut wie gar nichts leisten. Man sehe sich nur einmal das heutige Deutschland an. Die Bedingungen, unter denen bei irgend einem Volke die Dichtkunst zur Blüte gelangen kann, sind eben ganz eigenartige. Darüber werden wir am Schlusse dieses Werkes zu sprechen haben. Sind diese Bedingungen nicht vorhanden, dann wenden sich nur Geister zweiten und dritten Ranges in fruchtlosem Mühen der Literatur zu, mit denen dann das weibliche Geschlecht recht wohl konkurrieren kann.

Viertes Buch.

Die drei Bevölkerungsstufen als Elemente des Staates.

Erste Abteilung.

Der Kampf zwischen den drei Bevölkerungsstufen.

Erstes Kapitel.

Das Streben des Mittelstandes, sich dauernd zu machen.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern zeigt der jeweilige Mittelstand das Bestreben, seine Stellung zu einer dauernden, nicht mehr dem ewigen Wechsel, der fortwährenden Ersetzung unterworfenen zu machen. Dieses Streben der Gesamtheit ist ebenso natürlich, wie das des einzelnen, sich möglichst lange zu behaupten. Während aber im letzteren Falle der Konkurrenzkampf innerhalb des Mittelstandes selbst ausgefochten wird, kann im ersteren nur ein siegreicher Krieg gegen die beiden anderen, vornehmlich gegen die erste Bevölkerungsstufe, das Streben mit Erfolg krönen.

Im isolierten Staat, wo also alles im Lande selbst nicht bloß hervorgebracht, sondern auch verbraucht wird, ist ein solcher Kampf nicht wohl denkbar. Hier wird zwischen den drei Bevölkerungsstufen immer ein bestimmtes numerisches Verhältnis bestehen, das höchstens vorübergehend gestört werden kann. Die Einführung einer intensiveren Bewirtschaftung des Bodens muß zunächst eine Vermehrung des Bauernstandes im Gefolge haben. Denn da für städtische Arbeit nicht *mehr* Produkte als früher abgegeben zu werden brauchen, so bleibt eine größere Quantität für den Konsum auf dem Lande selbst übrig. Darauf wird aber durch die Vermehrung der ländlichen Bevölkerung ihre Konsumfähigkeit, ihr

Bedürfniß nach städtischer Arbeit, erhöht, und diese bewirkt eine Zunahme der städtischen Bevölkerung.

Die Erfindung arbeitsparender Maschinen setzt zunächst eine Anzahl Arbeiter außer Verdienst und gestattet dadurch dem Unternehmer, einen erhöhten Gewinn einzustecken. Die Konkurrenz senkt jedoch bald den Preis der Waren bis er in einem richtigen Verhältnis zu den Hervorbringungskosten steht. Der Bauer braucht jetzt nicht mehr so viel seiner Produkte für diese Waren herzugeben. Er behält also eine größere Quantität für sich, die wieder eine Vermehrung des Bauernstandes zur Folge hat. Diese bewirkt dann ebenso wie in dem ersten Beispiel eine Zunahme des Mittel- und Arbeiterstandes. Eine Vernichtung des Bauernstandes, oder auch nur eine Verschlechterung seiner wirtschaftlichen Lage, liegt nicht im Interesse der städtischen Bevölkerung. Denn mit dem Verschwinden der Bauern würden auch die Konsumenten der städtischen Arbeit verschwinden.

Für den isolierten Staat hat also Adam Smith vollkommen recht, wenn er den Satz aufstellt, daß die freie Konkurrenz, die ungehinderte Bewegung in Bezug auf Arbeit und Verkehr, immer die zweckmäßigste Teilung und Kombination der wirtschaftlichen Beschäftigungen herbeiführt und sich dadurch am wirksamsten erweist. Wenn er aber diesen Satz auch auf den Verkehr der einzelnen Völker unter sich anwendet, indem er behauptet, daß durch die Arbeitsteilung die Völker zu einer wechselseitigen Ergänzung und Ordnung der verschiedenen Erwerbszweige und zu einem Austausch der Kräfte und Güter, worauf die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft beruhe, gelangen, so hat er nur unter der Voraussetzung recht, daß man die ganze Bevölkerung der Erde als eine einzige große Wirtschaftsgemeinschaft auffaßt, deren einzelne staatlich zusammen gehörenden Bestandteile immer nur das Interesse der Gesamtheit im Auge haben, niemals ihre speziellen Sonderinteressen verfolgen.

Wir werden im Folgenden untersuchen, welchen Einfluß der auswärtige Handel auf das einzelne Volk ausübt. Und zwar werden wir zunächst rein spekulativ aus der Natur der Einkommenszweige uns klar zu machen suchen, welche Wirkung er auf

den Bevölkerungsstrom, auf die Zusammensetzung des einzelnen Volkes, haben muß, um dann historisch nachzuweisen, daß diese Wirkung stets eintritt, wenn auch unter verschiedenen Formen. Dadurch wird die Untersuchung zugleich zu einer Prüfung des Smith'schen Industriesystems.

Solange sich der auswärtige Handel darauf beschränkt, die Naturprodukte der einzelnen Völker auszutauschen und so zwischen Überfluß und Mangel auszugleichen, kann er keinen Einfluß auf die Zusammensetzung der Bevölkerung üben. Er kann aber auch nicht zu größerer Bedeutung gelangen. Denn die Quantität der Waren, die ausgeführt werden kann, ist in diesem Fall abhängig von den zur Verfügung stehenden, nicht beliebig vermehrbaren Kräften der Natur. Grenzt zum Beispiel ein Bergvolk mit einem Volke zusammen, das eine fruchtbare Ebene bewohnt, so wird sich bald ein Handelsverkehr zwischen beiden entwickeln, indem die Bergbewohner Vieh und Viehprodukte aus- und dafür Getreide einführen. Der Handel ist für beide vorteilhaft. Das Bergvolk erhält auf diese Weise eine größere Quantität Getreide, als wenn es einen Teil seines Gebietes zu dem sich weniger für dasselbe eignenden Kornbau verwenden würde, und ebenso umgekehrt. Die Quantität der eingeführten Produkte bleibt jedoch immer abhängig von der der ausgeführten, diese aber von der Menge der dem einzelnen Volke zur Verfügung stehenden Naturkräfte, also von der Größe und Fruchtbarkeit seines Gebiets.

Größere Bedeutung kann darum der auswärtige Handel nur dann erlangen, wenn es einem wirtschaftlich überlegenen Volke gelingt, andere Völker zu bewegen, einen Teil der von ihnen hervorgebrachten Naturprodukte gegen eine Ware auszutauschen, die in beliebig großer Menge produziert werden kann. Diese Ware ist die menschliche Arbeit, die geistige wie die körperliche.

Was die Handelsblüte eines Volkes bewirkt, können sehr verschiedene, oft rein zufällige Ursachen sein. So waren es für die norditalienischen Handelsrepubliken und die deutschen Reichsstädte die Kreuzzüge, für die Niederlande der Abfall von Spanien, für Frankreich die Colbert'sche Verwaltung, für England die Navigationsakte Cromwells und für die Vereinigten Staaten die Ein-

führung eines hohen Schutzzolles. Voraussetzung ist aber immer, daß diese Ursachen eine Beschleunigung des Bevölkerungsstromes bewirken und daß dadurch das geistige Niveau des Mittelstandes gehoben wird. Hat der Aufschwung einmal begonnen, so wirkt dieser selbst beschleunigend auf den Bevölkerungsstrom, indem die emporblühenden Städte die frischen Kräfte des platten Landes an sich ziehen. Und so lange dauert die Blüte, bis der Strom langsamer zu fließen beginnt, endlich ganz aufhört und dadurch das geistige Niveau der städtischen Bevölkerung wieder auf den früheren Stand, oder, was regelmäßig eintritt, darunter gesenkt wird.

Man kann den auswärtigen Handel mit einem Eroberer vergleichen, der sich ein fremdes Volk tributpflichtig macht. Denn in der That zwingt ein Handelsvolk die anderen Völker durch seine wirtschaftliche Überlegenheit, einen Teil seiner Haushaltungskosten zu bestreiten. Die städtische Bevölkerung ist jetzt nicht mehr abhängig von der Quantität der im eigenen Lande erzeugten, zur Bezahlung ihrer Arbeit disponiblen Naturprodukte. Sie kann sich in's Unendliche vermehren, solange es auf der weiten Erde noch einen Fleck Landes gibt, dessen Bewohner sie nötigen kann, ihre Arbeit gegen Naturprodukte einzutauschen. Denn mag es auch auf den weitesten Umwegen geschehen, mag der Handel auch die verzwicktesten Kreuz- und Querzüge machen, schließlich ist er doch immer zurückzuführen auf den Austausch von Arbeit gegen Naturprodukte.

Die Ausdehnung des Handelsverkehres ist also nicht abhängig von der Größe des Gebietes, welches ein Volk bewohnt. Wenigstens nicht soweit die Produktion von Lebensmitteln in Betracht kommt, wohl aber, insofern es auch Menschen hervorbringt, deren Zuzug das geistige Niveau des Mittelstandes hebt. Denn die geistige Arbeit allein bestimmt die Höhe der Handelsblüte. Die körperliche Arbeit ist nur ein Appendix von ihr, sie wird durch sie geschaffen, ist ohne sie hilflos. Darum wird eine Handelsblüte regelmäßig eingeleitet durch Erfindungen auf industriellem Gebiete, durch Neuerungen und Verbesserungen im kaufmännischen Verkehr. Nur durch diese geistige Arbeit wird es möglich, die Konkurrenten auf dem Weltmarkte zu schlagen. Die bloße Herüber-

nahme solcher Erfindungen vermag wohl ein Volk unabhängig zu machen vom Auslande, aber, wenn keine Verbesserungen hinzukommen, ist sie nicht im Stande, eine Handelsblüte zu bewirken.

Die erste Folge des auswärtigen Handels ist eine Vermehrung der städtischen Bevölkerung, die sich aber nicht mehr auf eine Menge kleiner Landstädte verteilt, sondern sich in den für den Handel besonders günstig gelegenen Orten konzentriert. Gerade die erste Ausbeutung neuer Erfindungen und Verbesserungen pflegt ja besonders gewinnbringend zu sein. Man tauscht daher gegen die Arbeit auch nur wertvollere Naturprodukte ein, teure Gewürze, überhaupt alles das, was wir unter dem Namen Kolonialwaaren zusammenfassen. Produkte einzuführen, die im Lande selbst erzeugt werden können, fällt zunächst niemandem ein. Die Vermehrung der städtischen Bevölkerung bewirkt daher eine stärkere Nachfrage nach den ländlichen Erzeugnissen. Der Preis derselben steigt. Zugleich steigt aber auch der Preis der ländlichen Arbeit. Die große Mehrung der Unterhaltsmittel in den Städten und die damit verbundene Erhöhung des Lohnes übt eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die ländliche Bevölkerung. Der Bauer wird genötigt, die teure Arbeit besser auszunutzen. Der erwachte Erfindungsgeist der Städter kommt in der Regel auch seinem Gewerbe zu statten. Es beginnt eine intensivere Bewirtschaftung des Bodens. Die Produktion der Lebensmittel wächst. Da aber diese Mehrung immer nur eine allmähliche und langsame sein kann, so ist sie in der Regel nicht im Stande, der durch die Ausdehnung des Handels ermöglichten raschen Vermehrung der städtischen Bevölkerung zu folgen. Die ländlichen Produkte steigen fortwährend im Preise. Der Bauer hat gute Zeiten, er wird reich. Zugleich ist aber seine Position eine weniger sichere geworden. Die geistige Arbeit nimmt jetzt in seinem Einkommen gegenüber den freischaffenden Kräften der Natur einen wichtigeren Platz ein.

Unterdes ist in der Stadt zwar das Gesamteinkommen aus dem auswärtigen Handel fortwährend gestiegen, der Gewinn an den einzelnen Unternehmungen hat sich jedoch infolge der Konkurrenz vermindert. Jetzt können die hohen Preise einen unternehmenden Kaufmann locken, es einmal mit der Einfuhr von Getreide zu

versuchen. Der Versuch gelingt. Dem ersten folgen weitere. Auch andere Geschäfte beteiligen sich. Bald können die hohen Getreidepreise nicht mehr behauptet werden. Sie beginnen zu weichen. Der einheimische Bauer muß zu denselben Preisen abgeben. Dabei bleiben aber die Produktionskosten auf der früheren Höhe. Denn noch immer übt der wachsende Reichtum der Städte dieselbe Anziehungskraft auf die ländliche Bevölkerung, noch immer bestimmt der in der Stadt zu erhoffende Gewinn den Lohn des Feldarbeiters.

Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo der Mittelstand den Vernichtungskampf gegen die ländliche Bevölkerung beginnen kann. Er ist nicht mehr auf dieselbe angewiesen. Seinen Kundenkreis, die Hauptabnehmer seiner Arbeit, hat er im Auslande. Diese versorgen ihn jetzt auch mit Lebensmitteln. Zahlreiche städtische Familien sind durch den Handel so reich geworden, daß ihnen die Vermehrung des Besitzes nur noch wenig am Herzen liegt. Wohl aber macht ihnen die Erhaltung desselben in der Familie Sorge. Der Kaufmann weiß recht wohl, daß nur durch die geistige Arbeit sein Einkommen hervorgebracht und behauptet wird. Er strebt jetzt danach, seinen Nachkommen ein Einkommen zu hinterlassen, das zwar vermindert, dafür aber um so sicherer ist, das nicht mehr abhängig ist von der geistigen Arbeit. Dieses Einkommen gewinnt er nur, wenn er sich Zugang verschafft zu den freiwirkenden Kräften der Natur.

Es entsteht eine starke Nachfrage nach Landbesitz. Dadurch erhalten sich die Güterpreise auf einer Höhe, die in gar keinem Verhältnis mehr steht zu den fallenden Preisen der landwirtschaftlichen Produkte. Das verführt manchen Grundbesitzer, sein Eigentum zu verkaufen und den Erlös in städtischen Unternehmungen anzulegen.

Aber diese wirtschaftliche Überlegenheit des Mittelstandes genügt in der Regel nicht, um große Flächen Landes aus dem ländlichen in städtischen Besitz hinüberzuleiten. Der Bauer trennt sich nur schwer von seinem Erbe. Besitzt er dasselbe schuldenfrei, so genügt Sparsamkeit, um sich auch in den härtesten Zeiten zu behaupten. Denn dadurch unterscheidet sich ja das ländliche Gewerbe von

dem städtischen, daß seine Erzeugnisse unter allen Umständen zur Fristung des Lebens nötig sind und daher immer einen gewissen Wert behaupten müssen. Meistens muß daher ein äußerer Druck hinzukommen. Der Mittelstand muß sich den Zugang zu den schöpferischen Kräften der Natur erzwingen. Die angewendeten Mittel sind nach Zeit und Umständen sehr verschieden. Befindet sich das Obereigentum in den Händen eines Herrenstandes, so muß entweder dieser ruiniert und ihm sein Recht abgenommen, oder es muß eine Loslösung der hörigen Bauern in's Werk gesetzt werden. Gegen den freien Bauernstand kommt als häufigstes und immer wirksames Mittel die Übertragung des städtischen Erbrechts, das allen Kindern gleiche Rechte einräumt, auf das ländliche Grundeigentum zur Anwendung. Auch die Form, in welcher die Grundrente in die Hände des Mittelstandes übergeht, ist eine sehr verschiedene. Bald werden große, von Beamten und Arbeitern bewirtschaftete Latifundien gebildet, bald das Land in kleinen Parzellen an Pächter in Geld- und Naturalpacht vergeben, bald läßt man auch den Bauern auf seinem Eigentum sitzen und begnügt sich mit der hypothekarischen Belastung desselben.

Diese allmählich vor sich gehende Depossedierung des Bauernstandes hat zwei wichtige Folgen. Zunächst eine wirtschaftliche. Der Kaufmann ist bestrebt, eine möglichst hohe Rente aus seinem Besitz zu ziehen. Unter Verwendung größerer Kapitalien beginnt er eine intensivere Bewirtschaftung des von ihm erworbenen Landes. Mancherlei Verbesserungen werden eingeführt. Der Getreidebau wird mehr und mehr eingeschränkt. Die Viehwirtschaft tritt in den Vordergrund, da sie nicht in so hohem Grade der ausländischen Konkurrenz unterworfen ist. Weite Flächen dienen der Schafzucht. Denn die Wolle ist ein von der städtischen Industrie stark begehrter Artikel. Auch der Anbau von Handelsgewächsen nimmt überhand. In der Nähe der Städte entwickelt sich eine Gartenkultur. Obst und namentlich Wein wird in geeigneten Lagen mit Vorliebe kultiviert. Für die Beschaffung des nötigsten Unterhaltsmittels, des Getreides, wird man immer mehr vom Auslande abhängig.

Die zweite Folge ist die, daß jetzt nicht mehr der Überschuß der ländlichen Bevölkerung allein in die Stadt strömt. Ganze Familien siedeln dorthin über, wenn sie es nicht, bei vorhandener Gelegenheit, vorziehen, auszuwandern und in einem Lande eine neue Heimat zu suchen, das noch dem bloßen Bauern die Existenz ermöglicht. Während so das platte Land verödet, während an die Stelle behäbiger Dörfer reiche Herrenhäuser und arme Tagelöhnerhütten treten, erhält die städtische Bevölkerung durch Einwanderung einen erhöhten Zuschuß. Der Bevölkerungsstrom wird beschleunigt. Infolge dessen wird das geistige Niveau des Mittelstandes noch mehr gehoben. Die Handelsblüte erreicht ihren Höhepunkt. Der große Überfluß an tüchtigen Kräften gestattet, in fernen Ländern Handelsniederlassungen, ja, ganze Städte zu gründen und zu bevölkern. Den alten, im Besitz der Güter befindlichen Familien wird, soweit sie sich nicht durch Ankauf von Ländereien gesichert haben, die Konkurrenz erschwert. Sie müssen auf weitere Mittel sinnen, die es ihnen ermöglichen, auch ohne geistige Arbeit ihren Besitzstand zu behaupten.

In der Regel pflegt eine Handelsblüte erst zu beginnen, wenn der Mittelstand bereits eine gewisse politische Bedeutung besitzt. Ist das nicht der Fall, so erwirbt ihm sein wirtschaftliches Übergewicht meist auch bald einen entscheidenden Einfluß auf die Gesetzgebung und Verwaltung des Staates. Als gewöhnliche Handhabe dienen die wachsenden Geldbedürfnisse. Gerade der aufblühende Handel pflegt ja die Ausgaben des Staates zu erhöhen. Wege und Kanäle müssen angelegt, teuere Hafenbauten müssen ausgeführt, eine kostspielige Kriegsmarine muß unterhalten werden. Hat nun der Mittelstand das Recht der Steuerbewilligung erlangt, so ist es seine gewöhnliche Politik, dahin zu wirken, daß im Jahresbudget die Einnahmen niemals die Ausgaben übersteigen. Treten dann, was unvermeidlich ist, größere Anforderungen an den Staat heran, so werden diese nicht durch erhöhte Steuern bestritten, sondern es werden Anleihen bewilligt. Das heißt, die reichen Leute geben ihr Geld, also die in ihrem Besitz befindlichen toten Güter, dem Staat unter der Bedingung, daß er ihnen nicht nur ihren Besitz, sondern auch noch eine auf sein gesamtes Ein-

kommen angewiesene jährliche Rente garantiert. Um die Richtigkeit dieses Verfahrens dem Volke plausibel zu machen, hat man das wunderbare Einkommen aus dem Kapitalzins erfunden, hat man den Satz aufgestellt, daß alle Güter die geheimnisvolle Kraft besitzen, sich auch ohne Arbeit zu vermehren.

Die Staatsschulden bewirken eine Verschiebung innerhalb des Mittelstandes. Sie wirken hemmend auf den Bevölkerungsstrom. Die kontrahierte Rente muß durch erhöhte Steuern aufgebracht werden. Diese letzteren trägt aber in einem Handelsstaate zum größten Teil die geistige Arbeit. Folglich müssen jetzt diejenigen, die fähig sind, geistig zu arbeiten, einen Teil ihres Arbeitsertrags an solche Leute abgeben, welche diese Fähigkeit nicht mehr besitzen. Betroffen werden in erster Linie die mit einem im Verhältnis zu ihrer Arbeitsleistung geringen Gehalt angestellten Staatsdiener jeglicher Gattung, dann aber auch die Anfänger in allen Geschäftszweigen. Denn diesen letzteren wird durch die erhöhten Steuern das Emporkommen erschwert, während die alten Familien, die Staatsgläubiger, zwar auch an den Steuern partizipieren, aber vom Staat viel mehr zurück empfangen, als sie ihm gegeben haben. Dieser Zuschuß macht es ihnen möglich, entweder ohne alle Arbeit ein gemächliches Leben zu führen, oder, wenn sie noch ein Geschäft betreiben, sich mit einem geringeren Gewinn zu begnügen.

Beides wirkt zwar verlangsamend auf den Bevölkerungsstrom, aber er stockt trotzdem nicht. Der wirklich Fähige weiß sich trotz aller Hindernisse emporzuarbeiten. Es müssen neue Mittel angewandt werden, um die einmal im Besitz der Güter befindlichen Familien in diesem zu schützen. Der Staat selbst muß für sie arbeiten. Durch Erteilung von Monopolen und Privilegien muß er sie der Konkurrenz der Nachstrebenden entrücken. Die Association des Kapitals gewinnt Platz. Indem sich der einzelne Reiche an einer ganzen Anzahl von Unternehmungen beteiligt, erwirbt er für seinen Besitz eine größere Sicherheit. Die Größe des Vermögens gestattet ihm, mit einem geringeren Gewinn fürlieb zu nehmen. Den großen Aktiengesellschaften gegenüber wird es dem Anfänger immer schwerer, sich emporzuringen. Schließlich sieht er sich genötigt,

seine geistige Arbeit in den Dienst dieser Gesellschaften zu stellen, seine Fähigkeiten an das Kapital zu verkaufen.

Unterdes beginnt die Einwanderung frischer Kräfte abzunehmen. Das durch die Vernichtung des Bauernstandes bewirkte stärkere Zuströmen war ja kein natürliches gewesen. Es war nicht der bloße Überschuß der ländlichen Bevölkerung, man hatte, um ein Bild zu gebrauchen, nicht von den Zinsen gelebt, man hatte das Volkskapital selbst angegriffen. Der Bevölkerungsstrom beginnt zu stocken, und alsbald fängt das geistige Niveau des Mittelstandes zu sinken an. Denn was jetzt noch vom Lande in die Stadt strömt, ist nicht mehr der Überschuß einer kräftigen Bauernbevölkerung, es sind die Kinder heruntergekommener Tagelöhner, die sich wenig von denen der städtischen Arbeiter unterscheiden.

Aber ebensowenig wie der einzelne Angehörige des Mittelstandes, der nicht die Fähigkeit besitzt, sich durch geistige Arbeit zu behaupten, plötzlich verschwindet, ebensowenig ist das bei einem sinkenden Volke der Fall. Davor bewahrt es die ungeheure Masse der aufgestapelten Güter, die vorgethane Arbeit der Vorfahren. Es beginnt ein erst langsames, dann immer schnelleres Aufzehren des überkommenen Kapitals. Zuerst werden diejenigen Geschäftszweige betroffen, die am meisten geistige und körperliche Arbeit erfordern. Die Industrie beginnt zu sinken. Die Fabrikarbeiter verlieren in großer Menge ihr Brod. Das hat eine Entvölkerung der Städte zur Folge. Länger erhält sich der Handel, aber weniger durch die geistige Arbeit, als durch die in besserer Zeit gemachten Anlagen. Man kann die vorhandenen Schiffe nicht im Hafen verfaulen lassen. Der Handel wird mehr und mehr zur Rhederei, zum bloßen Speditionshandel. Was jetzt den Gewinn bringt, ist nicht die eigene geistige Arbeit, sondern diejenige fremder Völker, die von ihrem Reichtum einen Teil an das an Kapital reiche, aber an Geist arme Volk abgeben können. Ähnlich steht es mit dem Geldhandel. Auch hier läßt man fremde Arbeit auf die Güter wirken, denen man selbst keine Arbeit mehr einzuverleiben vermag. Erlauben es die Umstände, so nimmt man auch wohl fremde Arbeit direkt in seine Dienste. Ausländische Kapitäne kommandieren die Schiffe, fremde Kommis bevölkern die Comptoire.

Aber ebenso gut, wie bei dem Konkurrenzkampf innerhalb des Mittelstandes die Güter allmählich dahin strömen müssen, wo sich das größte Quantum geistiger Fähigkeiten befindet, ebensogut muß auch ein allmähliches Abfließen des Kapitals von dem sinkenden Volke zu seinem emporstrebenden Rivalen erfolgen. Und ebenso wird auch in beiden Fällen in ganz gleicher Weise der Prozeß dadurch beschleunigt, daß sich das vorhandene Kapital in den Dienst des Rivalen stellt, ihm so das Emporkommen erleichternd.

Die Verarmung schreitet fort, wenn — ja, wenn nicht der immer noch vorhandene Reichtum einen Nachbarn, der sich gesund erhalten hat, anlockt, das entvölkerte, fast wehrlose Land mit Krieg zu überziehen und es als gute Beute einzustecken.

Um uns den Prozeß recht deutlich zu machen, denken wir uns zwei durch eine weite Landstrecke oder durch das Meer getrennte Länder. Sie mögen sogar politisch verbunden, das eine mag eine abhängige Kolonie sein, mag von demselben Volksstamm bewohnt werden. Voraussetzung, daß sich zwischen beiden Ländern ein Handelsverkehr der geschilderten Art entwickeln kann, ist, daß das eine Land bereits so dicht bevölkert ist, daß die Produktion der Lebensmittel nicht mehr wesentlich vermehrt werden kann, so daß sich schon ein Mittel- und Arbeiterstand gebildet hat, während in dem anderen Lande nur Eine Bevölkerungsstufe und für diese noch Raum zur Ausbreitung vorhanden ist. Indem nun das Mutterland seine geistige und körperliche Arbeit gegen die Naturprodukte der Kolonie vertauscht, wird dieser Verkehr für beide Teile vorteilhaft. In der Kolonie braucht sich kein eigener Mittel- und Arbeiterstand zu bilden. Die Funktionen derselben werden vom Mutterlande besser und wohlfeiler ausgeübt. Der ganze Überschuß der sich rasch vermehrenden Bevölkerung kann sich also ebenfalls der Produktion von Lebensmitteln zuwenden. Da es außerdem in der Macht des Mutterlandes steht, die Konkurrenz anderer Völker auszuschließen oder doch abzuschwächen, indem es deren Waren mit einem Einfuhrzoll belegt, so kann man vom wirtschaftlichen Standpunkt die beiden Länder zusammen als einen isolierten Staat ansehen. Auch hier sind die drei Bevölkerungsstufen in ihrem numerischen Verhältnis von einander abhängig.

Die erhöhte Produktion von Lebensmitteln in der Kolonie bewirkt eine Vermehrung der dortigen und diese wieder durch die gesteigerte Konsumfähigkeit eine Zunahme der städtischen Bevölkerung des Mutterlandes. Aber, und das ist der große Unterschied, jedes der beiden Länder hat seinen eigenen Bevölkerungsstrom, dem jegliche Verbindung mit dem andern fehlt. Die Kolonie schickt wohl ihre Produkte in das Mutterland, nicht aber auch den Überschuß ihrer Bevölkerung. Betrachtet man das Mutterland für sich, so ist seine städtische Bevölkerung viel zu groß im Verhältnis zur ländlichen, aus der sie sich rekrutieren muß. Die Folge ist, daß durch die Vermehrung der ländlichen Bevölkerung in der Kolonie diejenige des Mutterlandes in der geschilderten Weise allmählich aufgezehrt wird. Bald ist eine solche Scheidung eingetreten, daß sich dem Mittel- und Arbeiterstand im einen Lande, der Bauernstand im anderen gegenüberstehen. Indem im Mutterlande die städtische Bevölkerung keinen Zuschuß frischer Kräfte mehr erhält, beginnt hier das geistige Niveau und damit die Güte und Preiswürdigkeit der Arbeit zu sinken. Unterdes ist die Vermehrung der Bevölkerung in der Kolonie, begünstigt durch den Handelsverkehr mit dem Mutterlande, soweit fortgeschritten, daß der jährliche Überschuß nicht mehr in der Landwirtschaft Beschäftigung und Einkommen findet. Dieser wendet sich aber nicht den Städten des Mutterlandes zu, sondern es bildet sich ein eigener Mittel- und Arbeiterstand in der Kolonie. Hier entstehen jetzt industrielle Unternehmungen, mit denen diejenigen des Mutterlandes schon deshalb nicht zu konkurrieren vermögen, weil die Produkte der ersteren nicht durch hohe Transportkosten verteuert werden. Versucht der Mutterstaat, diese natürliche Entwicklung mit Gewalt zu verhindern, so hat das regelmäßig den Abfall der Kolonie zur Folge. Ein Krieg endigt stets mit dem Sieg der letzteren, weil sie gegenüber dem entnervten Mutterlande in ihrer Bauernbevölkerung eine viel nachhaltigere Kraft besitzt. Bisweilen kommt es vor, daß sich nach einigen Generationen das verarmte Mutterland in einer ähnlichen wirtschaftlichen Abhängigkeit von seiner ehemaligen Kolonie befindet, wie es früher umgekehrt der Fall war. Nur gereicht es ihm weniger zum Segen. Denn ist der

Bauernstand einmal vernichtet, so kommt der Bevölkerungsstrom nicht leicht wieder in Fluß.

Die Ursache ist die folgende. Zur Zeit seiner Blüte führt der Handelsstaat die Hauptmasse der Lebensmittel vom Auslande ein. Die eigene, zum Gewerbe gewordene Landwirtschaft beschränkt sich auf die Produktion solcher Lebensmittel, die eine sehr intensive Wirtschaft, in der die Arbeit überwiegt, voraussetzen: Wein, Obst, feine Butter, Käse, Mastvieh. Ist man nun nicht mehr im Stande, das Getreide des Auslandes mit Arbeit zu bezahlen, beginnt infolge dessen die Entvölkerung der Städte, so müßte eigentlich die landwirtschaftliche Produktion sich diesem Wechsel anpassen und wieder einen bedeutenden Teil des Landes dem Kornbau unterwerfen. Statt dessen zieht man es aber, bei vorhandener Gelegenheit, in der Regel vor, einen Teil der feineren landwirtschaftlichen Produkte in einen aufblühenden Handelsstaat aus- und dafür das nötige Getreide einzuführen. So kann sich auch bei einem gesunkenen Volke die Landwirtschaft auf demselben Stande erhalten, wie zur Zeit der höchsten Handelsblüte, und so das Wiederentstehen eines eigentlichen Bauernstandes verhindern.

Aus dem Bevölkerungsstrom erklärt sich auch eine bei den Handelskolonien, namentlich der Griechen, oft gemachte Beobachtung: daß nämlich die Tochterstädte regelmäßig früher altern und verblühen als die Mutterstadt. Die ersteren verdanken ihr Entstehen dem in letzterer vorhandenen Überfluß an tüchtigen Kräften. Da sie kein eigenes Rekrutierungsgebiet besitzen, so ist auch für die Zukunft ihr Gedeihen davon abhängig, ob die Mutterstadt im Stande ist, fortwährend einen Zuschuß frischer Kräfte an sie abzugeben. Beginnt der Bevölkerungsstrom langsamer zu fließen, so muß sich das zuerst in den ferngelegenen Tochterstädten fühlbar machen, ähnlich wie in einem Organismus das Stocken der Säfte zunächst ein Absterben und Verkümmern der an der Peripherie gelegenen Teile zur Folge hat. Man kann darum, wenn scheinbare Ausnahmen vorkommen, wenn zum Beispiel Karthago die Mutterstadt Tyrus lange überlebte, mit Sicherheit darauf schließen, daß entweder in der Umgebung ein verwandtes Volk wohnte, das sich den Einwanderern zu assimilieren verstand, oder daß gleichzeitig

mit der Gründung der Stadt die Besiedelung ausgedehnter Landstrecken erfolgte und so ein eigenes Rekrutierungsgebiet geschaffen wurde.

In mancher Beziehung wäre es vielleicht am Platze, hier gleich die Betrachtung eines Staatswesens anzuschließen, dessen Entwicklung auf den ersten Blick dem in diesem Kapitel als allgemein giltig aufgestellten Gesetz zu widersprechen scheint. Ich meine die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die heute geistige und körperliche Arbeit und zu gleicher Zeit in großer Masse landwirtschaftliche Produkte ausführen. Wir halten uns jedoch lieber an die chronologische Reihenfolge, indem wir, von Italien ausgehend, dem Handel auf seinem Zuge nach Westen folgen. Die Geschichte der antiken Staaten, so lehrreich auch namentlich diejenige Griechenlands und Roms für unseren Gegenstand ist, lassen wir unberücksichtigt, einerseits, um nicht gar zu weitläufig zu werden, andererseits weil dort das fremde Element der Sklavenarbeit den Bevölkerungsstrom nicht rein erscheinen läßt.

Zweites Kapitel.

Die italienischen Handelsrepubliken.

Die Einwanderung germanischer Völker und die spätere Verbindung mit dem deutschen Kaiserreich hatte in Nord- und Mittelitalien ein ähnliches Feudalsystem ins Leben gerufen, wie es das deutsche Mittelalter charakterisiert. Grundlage des hierarchischen Aufbaues ist die Dorfmark, auf der auch hier die Äcker der einzelnen in geschlossenen Dörfern zusammenwohnenden Bauern in der buntesten Gemenglage verstreut liegen. Die Bauern sind schon als Hörige an die Scholle gefesselt, ihren Herren, dem Adel, zu Abgaben und persönlichen Dienstleistungen verpflichtet. Der Adel steht wieder im Abhängigkeitsverhältnis zu den weltlichen und geistlichen Fürsten, diese sind Vasallen des deutschen Kaisers. Der Überschuß der ländlichen Bevölkerung wird, soweit ihn nicht die zahlreichen Klöster und Stifter aufnehmen, verbraucht in dem Gefolge und Dienst der Herren.

Es ist klar, daß innerhalb einer solchen Verfassung die Städte, soweit sie sich aus dem Altertum herübergerettet hatten, nicht zu größerer Bedeutung kommen konnten. Sollte der Mittelstand zur Blüte gelangen, so konnte das nur geschehen, wenn es ihm glückte, die Fesseln der Feudalherrschaft zu brechen, wenn es ihm gelang, sich nicht blos die Zufuhr von Lebensmitteln, sondern auch den Zuzug frischer Kräfte vom Lande her zu sichern. In Italien wie in Deutschland entwickeln sich die Städte im Kampf gegen die Territorialgewalt. Während aber nördlich der Alpen die Städte schließlich unterliegen, während sie dort von den erstarkten Territorialherrschaften entweder absorbiert oder doch in vollständige

Abhängigkeit gebracht werden, gehen in Italien die Städte aus dem Kampfe als Sieger hervor, erwachsen hier aus den städtischen Kommunen durch allmähliche Unterwerfung des platten Landes ganze Fürstentümer. Diese Entwicklung wurde für Italien dadurch ermöglicht, daß hier das Kaisertum, ohnehin geschwächt durch den Kampf mit Rom, bald allen Einfluß verlor und so die Fürsten und Herren der Stütze beraubt wurden, so daß sie, unter sich gespalten, bald nicht mehr im Stande waren, dem energischen und zielbewußten Auftreten der Städte zu widerstehen. Diese letzteren aber hatten die Kraft dazu erlangt durch die infolge der Kreuzzüge völlig veränderten Verkehrsverhältnisse.

Eine erschöpfende Geschichte der italienischen Handelsrepubliken müßte von jedem einzelnen Verkehrszentrum ausgehen und hier die Ursachen für das Emporblühen und für den späteren Verfall zu ergründen suchen. Das ist hier selbstverständlich unmöglich. Wir müssen uns damit begnügen, an einem einzelnen typischen Beispiel den Hergang zu zeigen, der sich überall in ähnlicher Weise abspielt. Toskana mit seiner Hauptstadt Florenz scheint sich am besten zu eignen. Es ist ein durch natürliche Grenzen abgeschlossenes Gebiet, die Handelsblüte beruht fast ausschließlich auf der eigenen industriellen Thätigkeit, hier bringt kein ausgedehnter Speditionshandel, wie in Genua und Venedig, fremde Faktoren hinein, die den Hergang verwickelter machen. Dazu kommt, daß die deutsche Literatur über Florenz das beste Material besitzt*).

Seit dem Tode der großen Markgräfin Mathilde, im Jahre 1115, war Toskana in eine Menge kleiner Gebiete zerfallen. Die aufblühenden Städte, namentlich Pisa, Florenz, Siena und Lukka erlangen stufenweise eine thatsächliche Unabhängigkeit. Florenz insbesondere strebt mächtig empor, seit es gelungen ist, die benachbarte Rivalin Fiesola zu zerstören. Die Grundlage seines Gedeihens

*) Ich folge im wesentlichen einer Abhandlung von H. Dietzel: Über Wesen und Bedeutung des Teilbaues (Mezzadria) in Italien. Dieselbe ist abgedruckt in der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Band 40 und 41.

bildet von Anfang an und bis in die spätesten Zeiten die Industrie, namentlich die Seiden- und Tuchmanufaktur. Aber die Städte haben kein Landgebiet. Für ihre Verproviantierung sind sie auf die unter der Botmäßigkeit des Adels stehende Umgebung angewiesen. Wickelt sich auch in Friedenszeiten der Verkehr ohne Schwierigkeiten ab, so sind doch bei ausbrechenden Zwistigkeiten die benachbarten Herren in der Lage, der Stadt die Zufuhr abzuschneiden. Der Kaufmann, der sich jetzt mit seinen Warenzügen auf die Landstraße wagt, ist der Plünderung und Brandschatzung ausgesetzt. Ununterbrochene Fehden sind die Folge. Mit Neid sieht der Grundbesitzer auf den reich werdenden Handelsherrn. Die Städte ihrerseits vergelten den Haß, indem sie die massenhaft entweichenden Hörigen des Adels aufnehmen. Auf diese üben die Städte einen immer stärkeren Reiz. Hinter den schützenden Mauern finden sie nicht blos reichlichen Erwerb, sondern auch die Freiheit. Es existiert schon eine Florentiner Anordnung vom Jahre 1106, welche die von den Grundherren bedrückten Landleute unter Zusicherung belangreicher Privilegien auffordert, unter die schützenden Fittige der jungen Republik zu flüchten*). Während durch diesen Zuschuß frischer Kräfte die Macht der Stadt gehoben wird, wird die des Adels dadurch geschwächt. Um die Bauern an die Scholle zu fesseln, sieht er sich genötigt, ihnen größere Rechte einzuräumen.

Aber damit begnügt sich die Stadt nicht. Es ist für ihr Gedeihen nötig, ein größeres Landgebiet ihrer Gewalt vollständig zu unterwerfen. Gegen den Adel werden Kriegszüge unternommen. Eine Burg nach der anderen fällt durch die höhere Kriegskunst der Städter. Dem besiegten Grundherrn wird zwar sein Land gelassen, aber dieses dem städtischen Recht und Gesetz unterworfen, er selbst genötigt, in der Stadt seinen Wohnsitz zu nehmen. Viele Adelige machen aus der Not eine Tugend, indem sie auf Grund besonderer Verträge in die Stadt übersiedeln. Sie erlangen dadurch den Vorteil, daß die Stadt sie jetzt gegen das

*) Dietzel, a. a. O. Band 40, Seite 622.

Entlaufen ihrer Hörigen schützt, indem diese nicht in das Bürgerrecht aufgenommen, sondern an ihre Herren ausgeliefert werden. Aber auch das geschieht nicht überall unbedingt. Wenn im Gebiet von Siena sich vier männliche Einsitzer auf einem Hof befanden, so durfte einer das Gut verlassen. Später wurde gar nur für zwei männliche über 25 Jahre alte Arbeiter auf jedem Gute garantiert*).

Durch diese teils freiwillige, teils zwangsweise Übersiedelung des Adels in die Stadt vollzieht sich hier ein bedeutender wirtschaftlicher Umschwung. Zunächst gewinnt die Stadt in dem kriegsgeübten, wehrhaften Adel ein treffliches Element zur Führung ihrer häufigen Fehden. Sodann wird jetzt der Überschuß der ländlichen Bevölkerung nicht mehr auf dem Lande selbst im Dienstgefolge der zahlreichen Grundherren verbraucht, er kann sich nun der Stadt zuwenden. Durch diesen Zuschuß wird hier das geistige Niveau gehoben, ein allgemeiner Aufschwung in Handel und Verkehr bewirkt.

Wenn man aber auch dem Adel innerhalb der kommunalen Verfassung eine bevorrechtete Stellung einräumte, wenn man ihm auch einen bedeutenden politischen Einfluß gewährte, so ist doch nicht zu verkennen, daß seine wirtschaftliche Lage durch die Übersiedelung sich verschlechtert hatte, daß sie viel unsicherer geworden war. Die ganze Lehensverfassung beruht ja auf dem persönlichen Verhältnis des Herrn zu seinen Hintersassen. Die Abgaben der Bauern sind verhältnismäßig gering. Was hier Macht und Ansehen verleiht, ist nicht die Höhe des Einkommens, sondern die Größe des Gebietes, das der einzelne Grundherr beherrscht, die Menge der Leute, die ihm zu Diensten verpflichtet sind. Ähnlich wie heute die Anzahl der Soldaten, die ein Staat im Kriegsfall ins Feld schicken kann, auch in Friedenszeiten seinen politischen Einfluß bestimmt. Was nützt aber dem in der Stadt wohnenden Grundherrn die Menge seiner Leute, wenn er für ihre Dienste keine Verwendung mehr hat? Was früher Nebensache war, das

*) Dietzel a. a. O. Band 40, Seite 626.

Einkommen, ist jetzt zur Hauptsache geworden. Und das hat sich durch die eingetretene Veränderung eher vermindert, als vermehrt. Die Art der Leistungen erfordert ein beständiges Wohnen unter den Pflichtigen, ein häufiges persönliches Eingreifen des Herrn. Die Städte wachten jedoch argwöhnisch darüber, daß die Übersiedelung des Adels nicht bloß zum Schein geschah. In Mailand ging man so weit, nur einen sechswöchigen Urlaub zur Zeit der Ernte zu gewähren. *)

Und dabei sind die Ausgaben außerordentlich gestiegen. Der Grundherr haust nicht mehr einsam auf seiner Burg. Er muß mit dem Kaufmann, dessen Einkommen das seinige oft weit übersteigt, rivalisieren. Die Kommunen selbst wälzen dem Adel schwere Bürden auf. Er muß auf seine Kosten ihre Fehden führen, er wird gezwungen stattliche Häuser zu bauen. Während der Adel einer hohen Vermögenssteuer unterworfen wird, muß er das Besteuerungsrecht seiner Unterthanen an die Stadt abtreten. **) Das alles mußte den Adel nötigen, auf eine Mehrung seines Einkommens bedacht zu sein, eine Reform in der Bewirtschaftung des Bodens vorzunehmen.

Dazu kommt nun noch ein weiteres Moment. Die Blüte von Florenz beruhte auf der Industrie. Von dieser Einsicht durchdrungen, war man stets bemüht, ja die Florentiner Gesetzgebung hat es als Prinzip ausgesprochen, den Handel vor allem durch Hebung der einheimischen Manufakturen zu befördern. ***) Dazu war es in erster Linie nötig, den zahlreichen Arbeiterstand mit billigem Brod zu versehen, also den mit der wachsenden Bevölkerung naturgemäß steigenden Getreidepreis möglichst niedrig zu halten. Schon bald reichte das Landgebiet nicht mehr aus, um Florenz mit den nötigsten Lebensmitteln zu versorgen. Im 14. Jahrhundert vermochte der Ertrag der eigenen Landwirtschaft nur den

---

*) Dietzel a. a. O., Band 40, Seite 626.

**) Dietzel a. a. O., Band 40, Seite 627.

***) R. Pöhlmann: Die Wirtschaftspolitik der Florentiner Renaissance, Seite 2.

Bedarf von fünf Monaten zu decken.*) Ein Teil der Arbeit muß also gegen ausländisches Getreide vertauscht werden. Jede Getreideeinfuhr stört aber das Gleichgewicht der wirtschaftlichen Kräfte und senkt die Preise unter das natürliche Niveau. Dazu kam, daß der Staat selbst nicht selten eingriff, indem er bei hohen Preisen für die Korneinfuhr Prämien zahlte oder selbst im Auslande mit Schaden große Getreideeinkäufe machte.**) Dieses System mußte bewirken, daß sich der Körnerbau bald nicht mehr rentierte, mußte den Wunsch nahe legen, zu einer intensiveren Bewirtschaftung des Bodens überzugehen. Das war aber unmöglich, so lange die alte Lehensverfassung bestand mit ihrer weitgehenden Parzellierung, der zerstreuten Lage der einzelnen zum Gut gehörigen Äcker und dem dadurch bedingten Flurzwang.

Endlich noch ein Drittes. Der Grundbesitz war in Italien nicht durch Majorate und Fideikommisse gebunden. So lange der Adel auf dem Lande wohnte, machte es sich in der Regel ganz von selbst, daß der Familienbesitz, wenigstens dem Hauptbestandteil nach, stets in einer Hand vereinigt blieb. Seitdem der Adel aber in die Stadt übergesiedelt ist, seitdem er angefangen hat, sich an den Handelsgeschäften und dem Betrieb der höheren Gewerbe zu beteiligen, ist dafür kein Grund mehr vorhanden. Der Adel selbst mußte wünschen, seinem Grundbesitz einen Charakter zu geben, der die Teilung erleichterte und zugleich den Tauschwert erhöhte. Denn manche Familie muß sich jetzt zum Verkauf ihrer Liegenschaften entschließen. Durch die Beteiligung an der geistigen Arbeit des Mittelstandes ist es allerdings dem Adel ermöglicht, sein Einkommen zu vermehren, aber in ebenso hohem Grade ist auch bei mangelnden Fähigkeiten die Behauptung des Einkommens aus dem Bodenertrag schwieriger geworden. Der Adel ist eben in den Mittelstand übergetreten, und hier gilt das Gesetz, daß die Güter dahin strömen, wo die meisten Fähigkeiten sind. Viele Bürger sind durch Handel und Gewerbe so reich geworden, daß sie gerne eine Ge-

*) Pöhlmann, a. a. O. Seite 17.

**) Pöhlmann, a. a. O. Seite 39.

legenheit benutzen, einen Teil ihres Erwerbes fruchtbringend anzulegen. Aber auch ihnen ist nicht gedient mit dem nach dem alten Feudalsystem bewirtschafteten Grundbesitz.

So vereinigt sich eine ganze Reihe von Faktoren, um eine vollständige Revolution in die bestehenden ländlichen Verhältnisse zu bringen. Sie vollzieht sich im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts. Ihr Resultat ist der sogenannte Teilbau, die oft beschriebene mezzadria. Die alte Lehensverfassung löst sich auf. Die Dörfer verschwinden, und an ihre Stelle treten einzelne geschlossene Meierhöfe.

Wer die Macht hat, der ist ja selten um die Auffindung eines Rechtsgrundes verlegen. Zuerst verwandelt man den lehenrechtlichen Besitz der Bauern in römischrechtliche Erbpacht, dann diese in beliebig kündbare Zeitpacht. Erleichtert wird die Umwandlung durch die Entvölkerung des platten Landes, die bewirkt war einerseits durch das Sinken der Getreidepreise, andererseits durch die Anziehungskraft, welche auf die ländliche Bevölkerung die aufblühende Stadt übte. Adel und Kirche kommen dadurch in die Lage, über große Landkomplexe frei verfügen zu können.*) Bald wird die Dorfmark durch einzelne geschlossene Höfe durchbrochen. Die Staatsgewalt selbst begünstigt diese Bauernlegungen durch ihre Arrondierungsgesetzgebung des 14. und 15. Jahrhunderts. Besitzer von Grundstücken, die eine gewisse Größe nicht erreichen, können von dem kauflustigen Nachbarn gezwungen werden, diese an ihn zu verkaufen.**) Genug, der Umwandlungsprozeß, im 13. Jahrhundert begonnen, wird im 14. vollendet. Das ganze Landgebiet löst sich in einzelne Meierhöfe auf. Diese werden aber nicht mehr bewirtschaftet von den alten Bauern, die, wenn auch in einer gewissen persönlichen Abhängigkeit zu ihren Herren stehend, doch im Besitz eines sicheren, unantastbaren Einkommens ein sorgenfreies Leben führen. Die neuen Bauern sind im Besitz der vollen persönlichen Freiheit, aber sie sind freie Tagelöhner.

---

*) Dietzel, a. a. O., Band 41, Seite 45.

**) Pöhlmann, a. a. O. Seite 12.

Sie sind nicht mehr an die Scholle gebunden, aber der Herr hat auch keinerlei Pflichten mehr gegen sie. Ihr Kontrakt läuft regelmäßig nur auf ein Jahr, mit halbjähriger Kündigung. Bei der Bestellung des Landes sind sie vollständig an die Vorschriften des Herrn gebunden. Auch das Betriebskapital ist nicht ihr Eigentum, ja selbst die Aussaat wird ihnen vom Grundherrn vorgeschossen. Auch hier greift die Gesetzgebung zu gunsten des städtischen Patrons ein. Die Höhe des Tagelohns und selbst der Akkordarbeit wird gesetzlich festgesetzt. „Von Staatswegen werden dem Grundbesitzer gewisse Leistungen von seite des Kolonen garantiert, deren Festsetzung nach moderner Anschauung dem Privatkontrakt zu überlassen wäre. So das Verbot, ohne Erlaubnis des Herrn auf dem Grundstück Bäume zu fällen, andern für Lohn zu fahren oder die Ochsen zu leihen, die Verpflichtung Weinstöcke und Bäume zu beschneiden, das Verbot gewisse Haustiere ohne Erlaubnis des Herrn zu halten, Lohnarbeit auf fremden Grundstücken zu übernehmen; so die gesetzliche Festsetzung der Zeit für die Weinlese, die Verpflichtung des Kolonen, den erzeugten Wein an den Patron auf dessen Wunsch zu verkaufen und zwar zu dem Preis, zu welchem er in der nämlichen Zeit andern verkauft werden kann, und die Sicherung des Vorkaufsrechtes des Herrn, wenn der Kolon Getreide und Öl vor der Ernte verkaufen will, endlich das Verbot, noch nach der Kündigung Arbeiten im Weinberge vorzunehmen".*)

Gewöhnlich lautet der Kontrakt auf Abgabe der Hälfte von allen geernteten Früchten. Die Art dieses Pachtkontraktes muß seiner Natur nach demoralisierend wirken. Er nötigt den Patron zu fortwährender mißtrauischer Beaufsichtigung, verführt den Pächter, durch alle möglichen Schliche und Kniffe seinen Herrn zu betrügen. Die Stellung des Pächters ist denn auch keineswegs eine gesuchte, viel umworbene. Damit immer die nötige Anzahl von Teilbauern vorhanden ist, sieht sich der Staat genötigt, den Tagelöhnerstand gesetzlich auf unvereiratete, besitzlose Leute zu beschränken, und dadurch die verheirateten Kolonen zu zwingen, nach Lösung ihres alten Kontraktverhältnisses eine neue Pachtung

*) Pöhlmann. a. a. O. Seite 6.

zu suchen.*) Man kann wohl Niebuhr beistimmen, wenn er die aus der agrarischen Umwälzung des 13. und 14. Jahrhunderts in ganz Mittel- und Norditalien hervorgegangene ländliche Bevölkerung, zwar etwas derb, ein zeitpachtendes und taglöhnerndes Lumpengesindel nennt.

Diese allmählich vor sich gehende Depossedierung des alten Bauernstandes hat für die Stadt ein verstärktes Zuströmen frischer Kräfte zur Folge. Das geistige Niveau wird gehoben. Das 14. Jahrhundert und auch noch der Anfang des 15. ist für Florenz die eigentliche Blütezeit. Die Stadt bringt einen Dante, einen Boccaccio hervor. Die Florentiner Seiden- und Tuchmanufaktur und die Brokatindustrie erobern den Weltmarkt. Die Wollenindustrie allein beschäftigt an die 30,000 Menschen. Im 15. Jahrhundert, nachdem das Sinken bereits begonnen hat, besitzt die Stadt allein immer noch 270 Fabriken und 17,000 Stück Tuch werden jährlich bloß über Venedig nach der Levante ausgeführt.**) Eifersüchtig wacht die Stadt darüber, daß die Geheimnisse ihrer Technik nicht an das Ausland verraten werden. „Da heutzutage", heißt es in einem zu Gunsten der Seidenindustrie erlassenen Gesetz vom Jahre 1419, „Goldbrokate und Seidenstoffe in Florenz vollkommener gemacht werden, als in der ganzen Welt, was nur durch hohe geistige und physische Anstrengung der Industriellen möglich war, und da mehrere, den geringen Vorteil der Ehre und dem Nutzen des Ganzen vorziehend, den Versuch gemacht haben, diese Industrie in's Ausland zu tragen, so wird hiemit verboten, daß irgend ein Staatsangehöriger wo anders als in Florenz — nur Lucca und Venedig ausgenommen — Brokat- und Seidenstoffe oder was zu deren Fabrikation nötig ist, wie Webstühle u. dgl., mache oder machen lasse oder eine Sozietät darüber eingehe, bei Strafe des Todes und der Einziehung des Vermögens***)." Die Florentiner Tuchfabrikanten gründen in Holland, Brabant, Flandern und England eigene Fabriken für

*) Dietzel, a. a. O., Band 41, Seite 64.

**) Pöhlmann, a. a. O. Seite 58 und 105.

***) Pöhlmann, a. a. O Seite 74.

die gröbere und vorbereitende Verarbeitung der Wolle.*) Den Höhepunkt ihrer Macht erlangt die Stadt, als es ihr im Jahre 1421 gelingt, sich durch die Einverleibung Pisas den Zugang zum Meere zu bahnen. Als Staatsmonopol entwickelt sich eine bedeutende Handelsmarine. Alljährlich werden stattliche Flotten ausgerüstet, um die Früchte des Florentiner Gewerbfleißes in alle Weltgegenden zu führen, nach der Levante, nach Afrika, nach Spanien, ja bis nach Flandern und England.

Unermeßlich sind die Schätze, die in die Stadt strömen. Der alte Adel vermag bei seinem bescheidenen Einkommen nicht mehr mit den Geldfürsten des Handels und der Industrie zu konkurrieren. Nach und nach wird er aus dem Grundbesitz verdrängt. Die alten Burgen verwandeln sich in prächtige Villen. Und dem wirtschaftlichen Ruine folgt der politische auf dem Fuße. Schon am Ende des 13. Jahrhunderts wird das Adelsregiment durch ein zünftisches ersetzt.

Aber die städtische Bevölkerung hat während des 13. und 14. Jahrhunderts von den Zinsen gelebt, sie hat das Volkskapital selbst verbraucht. Jetzt ist der letzte Rest verzehrt. Der Bevölkerungsstrom beginnt zu stocken, das geistige Niveau des Mittelstandes zu sinken. Schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts kündigt sich der Niedergang an. Ein Teil des nordischen Handels geht der Stadt verloren, da die Florentiner Tuchfabrikation nicht mehr mit der aufblühenden Flandrischen zu konkurrieren vermag. Das Absatzgebiet für Wollwaren beschränkt sich auf die Märkte von Rom und den Marken, von Neapel, Sizilien, Constantinopel und der ganzen Türkei. Die Industrie ist längst aus dem handwerksmäßigen in den kapitalistischen Großbetrieb übergegangen. Es hat sich ein schroffer Gegensatz zwischen Unternehmern und Arbeitern herausgebildet. Auch bei bedeutenden Fähigkeiten wird es den letzteren immer schwerer, sich emporzuarbeiten. Der Gewinn, den Handel und Industrie abwerfen, beginnt zu sinken. Schon wenige Jahre nach der Mitte des 15. Jahrhunderts fühlt sich die einst so stolze Wollenmanufaktur im eigenen Lande nicht mehr

*) Pöhlmann, a. a. O. Seite 74.

sicher. Man verlangt und erhält einen Schutzzoll, um mit den ausländischen Fabrikaten konkurrieren zu können.*) Ebenso die Lederindustrie. Doch wird er nach einigen Jahren schon als nutzlos widerrufen. Ein Pamphlet vom Jahre 1454 weist darauf hin, wie in den Absatzverhältnissen der heimischen Gewerbe durch eine schon an die zwanzig Jahre systematisch betriebene Einfuhr fremder Fabrikate eine große Störung eingetreten sei. Einige Hundert fremder Händler hätten die ganze Grafschaft förmlich unter sich geteilt, damit keiner dem andern ins Gehege komme. Der Gewinn, den sie alljährlich nach Hause brächten, belaufe sich auf 30,000 Goldgulden, so daß sie bald das Land von Geld entblößen müßten.**)

Wenn irgend ein Beispiel geeignet ist, zu beweisen, daß auch die größte Masse angesammelter Güter tot ist, sobald nicht mehr die geistige Arbeit auf sie wirkt, so ist es die Wirtschaftsgeschichte von Florenz. Je mehr das geistige Niveau sinkt, je mehr infolgedessen Handel und Verkehr ins Stocken geraten, desto mehr wird es bei den Reichen Gewohnheit, ihr Geld, das sie selbst oder ihre Landsleute nicht zu vermehren wissen, ins Ausland zu schicken. In allen Ländern werden mit Florentiner Kapital Banken gegründet. Um 1469 zählte Frankreich 24 Florentinische Firmen, Neapel 37, die Türkei 50; um 1521 Lyon allein 30.***) Noch einmal strömen große Schätze nach Florenz, aber es ist nicht die Frucht der eigenen, sondern fremder Arbeit, und sie kommen nicht der Gesamtheit, sondern nur den wenigen Reichen zu gute. Diese erhalten dadurch ein außerordentliches Übergewicht über die ärmere Bevölkerung. Und das benutzen sie, um auch den Rest des Wohlstandes, der sich in Stadt und Land noch erhalten hat, an sich zu reißen. Während das Florentiner Kapital sich über die ganze Welt verbreitet, wird im 15. Jahrhundert daheim der Zinsfuß auf eine enorme Höhe getrieben. Zahlreiche Handwerker werden ruiniert, viele kleine Grundbesitzer müssen ihr Eigentum an die Reichen verkaufen.

---

*) Pöhlmann, a. a. O. Seite 105.

**) Pöhlmann, a. a. O. Seite 111.

***) Roscher, System, Band 3, § 13, A. 14.

Eigentümlich, dieser Vernichtungskrieg der Großen gegen die Kleinen macht nochmals eine Menge Kräfte frei, ermöglicht nochmals ein Steigen des geistigen Niveaus, in engeren Grenzen zwar als früher, aber zu nicht minder bedeutender Höhe. An eine Konkurrenz, an ein Verdrängen der Besitzenden ist freilich nicht mehr zu denken. Aber indem jetzt alles, was an Fähigkeiten vorhanden ist, sich genötigt sieht, in den Dienst der Reichen zu treten, entsteht jene unvergleichliche Kunstblüte, die das Zeitalter der Medici zu einer der glänzendsten Epochen in der Geschichte des Menschengeschlechts gemacht hat.

Aber es ist doch nur ein schönes Grab, das sich das einst so mächtige Florenz selbst bereitet hat. Das Geldborgen sinkender an aufstrebende Völker ist immer eine zweischneidige Waffe. Allmählich muß das Kapital dahin strömen, wo die meisten geistigen Fähigkeiten vorhanden sind. Eine allgemeine Verarmung ist schließlich das Resultat. Wir können jetzt den Ausspruch Niebuhrs vollständig hierher setzen. Er lautet: „In den Städten Pfuscher und Krämer, auf dem Lande zeitpachtendes und taglöhnerndes Lumpengesindel." Denn wir wissen jetzt, daß auch hier das Erste eine Wirkung des Zweiten war, daß der Niedergang der städtischen Bevölkerung immer und überall der Vernichtung eines gesunden und kräftigen Bauernstandes auf dem Fuße folgen muß.

Wenn nun auch nach dem Sinken die italienischen Städte eine verhältnismäßig hohe Einwohnerziffer behaupten, so hängt das gewiß nicht, wie in den meisten geographischen und historischen Büchern behauptet wird, „im letzten Grunde mit der Neigung des italienischen Volkes zum Städteleben" zusammen. Auf die Neigung kommt da überhaupt sehr wenig an. Eine Stadt kann, bei fehlendem auswärtigen Handel, immer nur diejenige Einwohnerzahl ernähren, für welche die ländliche Bevölkerung gezwungen ist, Lebensmittel abzugeben. Wenn nun in den meisten Provinzen Italiens die Grundbesitzer genötigt sind, die Hälfte der Bodenprodukte ohne Entgelt an die Städte abzuliefern, so lehrt doch ein einfaches Rechenexempel, daß hier eine gleich große Anzahl von Menschen den Unterhalt hat, wie auf dem platten Lande, und außerdem noch diejenigen, für deren Arbeit die ländliche Bevölkerung gezwungen ist, eine weitere Quote abzugeben.

Es ist ja gewiß: das Zeitalter der Renaissance hat Italien mit einer Fülle der herrlichsten Kunstwerke beschenkt, aber es ist auch nicht zu leugnen, daß es durch die vollständige Zerrüttung der ländlichen Verhältnisse dem jungen Königreiche ein schlimmes Angebinde in die Wiege gelegt hat. Die verderblichen Folgen treten heute recht deutlich zu Tage, wo der Staat genötigt ist, mit höheren Forderungen an alle Kreise der Bevölkerung heranzutreten. Der von den städtischen Eigentümern schon auf ein Existenzminimum herabgedrückte Pächterstand ist bei aller Bedürfnislosigkeit nicht mehr im Stande, die Steuerlast zu tragen, und in hellen Haufen kehrt die ländliche Bevölkerung der Heimat den Rücken, um jenseits des Meeres eine gastlichere Stätte zu suchen. Ein Gesunden des italienischen Volkskörpers, ein neuer Aufschwung in Handel und Gewerbe ist nur möglich, wenn es zuvor gelungen ist, die Agrarverhältnisse zu sanieren, wieder eine kräftige Bauernbevölkerung zu schaffen.

Drittes Kapitel.

Die deutschen Reichsstädte.

Über die deutschen Reichsstädte können wir uns kurz fassen. Da die erste Entwicklung eine ähnliche ist, wie in Italien, müßten wir sonst manches wiederholen, was schon im vorigen Kapitel gesagt wurde. Auch in Deutschland entwickelt sich das städtische Leben im Anschluß an die Kreuzzüge, nur weniger direkt durch diese veranlaßt, als mittelbar durch das Emporblühen der italienischen Stadtrepubliken. Auch in Deutschland werden die Städte, sobald sich ein regeres Leben zu entfalten beginnt, in den unvermeidlichen Kampf mit den Territorialstaaten verwickelt.

Der städtische Mittelstand geht hervor aus dem Überschuß der ländlichen Bevölkerung. Schon früh klagt der Adel, daß seine entlaufenen Hörigen von den Städten bereitwillig aufgenommen und geschützt werden. Unaufhörliche Fehden sind die Folge. Da die einzelnen Städte zu schwach sind, so schließen sie sich zu Bündnissen zusammen, um die Straßen zu säubern, die festen Burgen zu brechen. Gelingt ihnen das auch in der Regel, so wird es ihnen doch nicht möglich, auf dem platten Lande festen Fuß zu fassen. Es hat sich schon ein zu starkes Fürstentum ausgebildet. Dieses weiß selbst die Bündnisse der Städte wirkungslos zu machen. Indem die Fürsten ihnen beitreten, werden die Reichsstädte nicht selten gezwungen, mit Gut und Blut für die Sache einzutreten, deren Sieg keineswegs in ihrem, sondern im Interesse der Territorialherren liegt.

Weil es den deutschen Städten nicht gelingt, sich dauernd einen sicheren Zuzug vom Lande zu verschaffen, folgt dem raschen

Aufblühen auch ein verfrühter Verfall. Wenn Roscher sagt:*) „Auch das Sinken der hanseatischen Handelsmacht erklärt sich in erster Linie weder aus der ozeanischen Tendenz des neuern Weltverkehrs, noch aus dem Erstarken der nordischen Reiche (welche beiden Momente in einer spätern Zeit weder Hamburgs noch Bremens Aufschwung verhindert haben, sowie schon früher die gereifte Macht Flanderns mit der Hanse lebhaft genug verkehrt hatte!), sondern aus der eigenen Unfähigkeit der Hanse, in einer glücklich begonnenen Richtung nach Erforderniß der veränderten Umstände fortzuschreiten", so ist diese Unfähigkeit eben verursacht durch das Sinken des geistigen Niveaus, dieses aber dadurch, daß es den Städten nicht glückte, ihre Wurzeln tiefer in das fruchtbare Erdreich zu treiben. Sie gleichen der Saat in der Bergpredigt, die auf ein steiniges Land fiel. Sie ging rasch auf, aber sie verdorrte auch rasch.

Die Entwicklung, welche die Dinge in Deutschland im 16. Jahrhundert nahmen, das durch die Reformation geförderte Erstarken der Fürstengewalt, ist oft beklagt worden. Justus Möser meint, wenn die Handlung über die Territorialhoheit gesiegt hätte, so würde nicht Lord Clive, sondern ein Ratsherr von Hamburg am Ganges Befehle erteilen.**) Ohne Zweifel berechtigte das außerordentlich rege geistige Leben, das sich im 15. Jahrhundert in den deutschen Städten entfaltete, zu großen Hoffnungen. Man denke nur an die vielen Erfindungen, die in Deutschland gemacht wurden. Nach Roscher***) darf Nürnberg allein auf die folgenden stolz sein: Drahtzug, Taschenuhren, Gewehrschlösser, Radierkunst, Windbüchsen, das Brennen glasierter Steine, die Abweichung der Magnetnadel, Kaliberstab, das Mahlschloß, die Messingfabrikation. Aber es kommt nicht dazu, alle diese Erfindungen in Deutschland und für Deutschland vollständig auszunutzen. Wohl bringt Nürnberg einen Dürer, Augsburg einen Holbein hervor, aber sie bleiben ohne Nachfolger. Wohl werden großartige Bauten unternommen, aber sie bleiben unvollendet. Die Dome ohne Türme sind ein

*) System, Band 3, § 13, A. 14.

**) Patriotische Phantasien, Band 1, Seite 43.

***) System, Band 3, § 5, A. 2.

getreues Abbild des mitten in der Blüte geknickten deutschen Bürgertums.

Wer vermag zu sagen, wie es gekommen wäre, wenn zu Anfang des 16. Jahrhunderts statt des Ausländers Karl ein national gesinnter Kaiser an die Spitze Deutschlands getreten wäre, wenn er die Strömung, die alle Kreise durchzog, benutzt hätte, um, auf den städtischen Mittelstand gestützt, die Macht der Territorialherren zu brechen? Vielleicht hätte Justus Möser dann Recht bekommen, wahrscheinlich wären die Kriege des Reformationszeitalters und der grauenhafte dreißigjährige Deutschland erspart geblieben. So wird in diesem letzteren dem schon dahinwelkenden deutschen Städtetum ein frühes Grab gegraben.

Aber wenn man es beklagt, daß das Fürstentum aus dem Kampf gegen die Städte als Sieger hervorgegangen ist, wenn man den dreißigjährigen Krieg das größte Unglück nennt, das jemals über Deutschland hereingebrochen, so darf man doch auch nicht vergessen, daß dieser Ausgang Deutschland davor bewahrt hat, seine Volkskraft schon im 16. und 17. Jahrhundert aufzuzehren. Zwar die Blüte der Städte ist dahin, aber die eigentliche Grundlage der Bevölkerung, der Urquell ihrer Kraft, der Bauernstand hat sich erhalten.

Die Geschichte bietet kaum ein Beispiel, das so geeignet ist, unseren Satz zu beweisen, daß der Mittelstand sich immer nur durch einen fortwährenden Zuzug aus der ländlichen Bevölkerung frisch und kräftig erhalten kann, daß er ohne diesen dahinsiechen muß, wie die wahrhaft fadenscheinige Dürftigkeit, zu welcher nach dem dreißigjährigen Kriege das deutsche Bürgertum hinabsinkt. Das platte Land ist entvölkert, ganze Dörfer sind ausgestorben. Der Überschuß der ländlichen Bevölkerung braucht sich nicht der Stadt zuzuwenden, da unzählige Höfe leer stehen, da weite Felder brach liegen und nur des Bebauers harren. Es beginnt ein förmlicher Kampf um die Menschen: die Städte suchen sie anzulocken, die Grundherren sie zurückzuhalten. Im Jahre 1655 ergeht beispielsweise in Brandenburg ein Verbot, fremde Unterthanen aufzunehmen. 1670 folgen Edikte, daß der Unterthanen Kinder schuldig sind, den elterlichen Hof zu übernehmen, bei

mehreren Kindern eines noch einen verwüsteten Hof außerdem; daß kein Bauer sich außerhalb seiner Jurisdiktion niederlassen soll. Noch die Gesindeordnung von 1735 enthält scharfe Drohungen wider das „Entlaufen der Bauern*)". Es ist die Zeit, wo die Nationalökonomen, Süßmilch an der Spitze, mit vollem Rechte die wichtigste Aufgabe der Regierung darin erblicken, für eine möglichst rasche Vermehrung der Bevölkerung zu sorgen. Mit vollem Rechte, sage ich, denn der Volkskörper so gut, wie der des einzelnen Individuums, erfordert in den verschiedenen Zeiten und Lagen eine verschiedene Behandlung. Einen Arzt, der bei der Behandlung eines normal sich entwickelnden Kindes blutbildende Mittel anwendet, nur um möglichst bald dasjenige Quantum Blut zu erreichen, das einem Erwachsenen zukommt, in der Überzeugung, daß dann alles andere nachkommen werde, den hält man für einen Narren. Dagegen findet man die Anwendung derartiger Mittel bei einem Patienten, der durch einen unglücklichen Zufall einen starken Blutverlust erlitten hat, sehr verständig.

Es mag paradox klingen, aber es ist nichtsdestoweniger sicher: ohne den dreißigjährigen Krieg hätte die deutsche Geschichte kein Leipzig und kein Sedan zu verzeichnen, ohne ihn wäre es dem deutschen Volke nicht gelungen, in schwerem Ringen sich die Einigkeit durch die eigene Kraft zu erkämpfen, während die Italiener sie als Geschenk eines fremden Herrschers annehmen mußten. Ohne die Vernichtung des deutschen Städtetums wäre für Deutschland eine dritte, vielleicht die größte, Literaturperiode, wären ein Lessing und ein Goethe unmöglich gewesen.

*) Roscher, System, Band 2, § 118, A. 7.

Viertes Kapitel.

Spanien.

Es war ursprünglich nicht meine Absicht, auch Spanien in den Kreis dieser Betrachtungen hineinzuziehen. So viel über die politische Geschichte dieses Landes geschrieben ist, so dunkel war bis vor kurzem die wirtschaftliche Entwicklung. Da erschien eine Arbeit, die sich speziell mit diesem Gegenstande beschäftigt. Sie ist von Konrad Haebler, und ihr Titel lautet: Die wirtschaftliche Blüte Spaniens im 16. Jahrhundert und ihr Verfall*). Der Verfasser hat mit außerordentlichem Fleiße die einschlägige, namentlich die spanische, Literatur durchgearbeitet, er hat seine Schlüsse mit vielem Scharfsinne gezogen und die Resultate gut zusammengestellt. Einen Fehler hat das Buch jedoch: Haebler legt ein gar zu großes Gewicht auf Akte der Gesetzgebung und Verwaltung, auf sie allein führt er die Blüte Spaniens wie den Verfall zurück. Darin ist er entschieden zu weit gegangen. Regierungsmaßregeln können wohl die Blüte befördern, aber sie können sie nicht bewirken, sie können wohl den Niedergang verlangsamen, aber sie können ihn nicht verhindern. Damit zusammen hängt die ganze Anlage des Buches. In besonderen Kapiteln, und zwar jedesmal für die ganze Periode, wird über die Bodenwirtschaft, über Handel und Industrie, über ständische Vertretung, über die Finanzen, und schließlich noch in drei Exkursen über Bevölkerung, Preise und Ausländer ge-

*) Auch unter dem Titel: Historische Untersuchungen, herausgegeben von J. Jastrow, Heft 9, Berlin 1888.

sprochen. So gewährt das Buch trotz seines reichen Inhaltes für unsere Zwecke nicht die Ausbeute, die man nach dem Titel erwarten sollte. Manche Erscheinung, die für uns wichtig wäre, ist gar nicht besprochen, oder nur nebenbei berührt. Versuchen wir uns trotzdem ein ungefähres Bild von der Entwicklung Spaniens im 16. Jahrhundert zu machen. Denn in diesem einen Jahrhundert spielt sich hier ab, wozu bei anderen Völkern ein Zeitraum von drei Jahrhunderten nötig ist.

Das spanische Mittelalter wird ausgefüllt durch den Kampf zwischen den Christen und den Sarazenen. Schritt für Schritt rücken in Jahrhunderte langen Kämpfen die Nachkommen der Goten und Romanen aus ihrem Zufluchtsort, den Bergen des Nordens, gegen Süden vor; eine Provinz nach der anderen fällt in ihre Hände, bis endlich im Jahre 1491 mit der Einnahme von Granada das letzte maurische Königtum in Trümmer sinkt. Man kann nicht sagen, daß die Kultur des Landes durch diese Rückeroberung zunächst gewonnen hätte. Die Araber hatten das Land fleißig angebaut, mancher Industriezweig war bei ihnen zu hoher Blüte gelangt. Das alles verschwindet jetzt. In den Bergen hatten sich die Spanier auf die Viehzucht beschränken müssen. Mit ihren Herden steigen sie in die Ebene hinab. Sie gewinnen so vor den ackerbauenden Arabern den Vorteil großer Beweglichkeit. Aber auch nachdem das Land vollständig erobert ist, bleibt die Viehzucht der Haupterwerbszweig der Spanier. Weite Strecken sind im Kriege verwüstet, oder durch die Zerstörung der alten Wasserleitungen so unfruchtbar geworden, daß sie nur noch als Schafweiden dienen können. Ungeheure Herden, vornehmlich von Schafen, wandern im Frühling in die Berge des Nordens und kehren im Herbste zurück, um auf den Ebenen Kastiliens zu überwintern. Ihre Besitzer, die Brüder der mesta, genießen wichtige Rechte gegenüber den Ackerbauern.

So stellt sich Spanien gegen das Ende des 15. Jahrhunderts als ein dünn bevölkertes Land dar. Haebler schätzt die Einwohnerzahl auf etwa 4¼ Millionen. Ackerbau wird wenig getrieben, und dieser, da die freien Bauern nicht zahlreich sind, fast ausschließlich von den Hintersassen der Kirche und des Adels.

Manche Provinzen müssen Getreide einführen. Dagegen wird eine große Menge sehr feiner Wolle produziert. Sie bildet hauptsächlich die Grundlage für die Wollenindustrie Italiens und Flanderns. Außerdem führt der Süden noch Wein und der Norden Eisenerze aus. Barcelona vermittelt den Handel mit den Mittelmeerstaaten, während in den nordischen Häfen viel Schiffbau und auch Schiffahrt getrieben wird. Für alle Industrieartikel ist Spanien auf die Einfuhr angewiesen. Nur in Granada hat sich aus der maurischen Zeit her eine eigentümliche Art von Seidenfabrikation erhalten.

Nach der Einnahme Granadas wendet sich die ganze Aufmerksamkeit der katholischen Könige, vornehmlich Isabellas von Kastilien, der Hebung ihres Landes zu. Eine Seidenindustrie war schon vorhanden. Hier konnte man an bereits Bestehendes anknüpfen. Und für die Wollenindustrie waren kaum in einem Lande so günstige Vorbedingungen vorhanden, wie in Spanien. Wurde doch alljährlich für 250,000 Dukaten Wolle ausgeführt. Fremde Arbeiter werden als Lehrmeister in das Land gerufen. Im Jahre 1511 werden eigene Gesetze für die Tuchfabrikation gegeben. Mögen diese uns auch wegen der scharfen und häufigen Kontrolle als den Verkehr beschränkend erscheinen, so hatten sie doch das Gute, daß immer nur tadellose Ware auf den Markt gelangen konnte. Beide Manufakturen gedeihen außerordentlich, gelangen in überraschend kurzer Zeit zu großer Blüte. Schon im Jahre 1518 kann das zum Schutze der jungen Industrie erlassene Einfuhrverbot für fremde Seidengewebe aufgehoben werden. Ferner begünstigen Ferdinand und Isabella den Schiffbau. Die Errichtung von Konsulaten, wodurch ein Teil der behördlichen Macht in die Hände der Handelschaft niedergelegt wurde, hebt das Ansehen des Kaufmannsstandes. Ein weiteres Gesetz bestimmt, daß Ausländer den Wert ihrer eingeführten Waren nur in Landesprodukten wieder ausführen dürfen.

Dieser Aufschwung der Gewerbe mußte eine starke Vermehrung der städtischen Bevölkerung bewirken. In und um Toledo waren beispielsweise im Jahre 1525 in den Seiden- und Wollenwebereien 10 000 Personen beschäftigt, um die Mitte des 16. Jahrhunderts

aber 50 000. Es ist klar, daß diese rasche Zunahme des Mittelstandes nur durch eine verstärkte Einwanderung der ländlichen Bevölkerung möglich war. Darüber erfahren wir leider von Haebler nichts. Im Gegenteil, nach seiner Darstellung könnte man vermuten, daß gleichzeitig eine starke Vermehrung der ackerbauenden Bevölkerung stattgefunden hätte. Denn mit der Industrie steigt auch der Getreidebau und erreicht zugleich mit jener um die Mitte des 16. Jahrhunderts seinen Höhepunkt. In der That trafen in Spanien zwei Faktoren zusammen, die den Anbau von Cerealien sehr begünstigen mußten. Die rasch anwachsenden Städte erfordern eine immer größere Zufuhr. Sodann bleiben die Kolonien in Amerika, mit denen der Handel in den zwanziger Jahren ein sehr lebhafter zu werden beginnt, auch für die gewöhnlichen Lebensmittel noch lange auf das Mutterland angewiesen. Ihr Zahlungsmittel bilden fast ausschließlich die in den eroberten Ländern erbeuteten Edelmetalle. Die große Nachfrage nach Getreide hat ein Steigen des Preises, der sich bis zur Mitte des Jahrhunderts verdreifacht, und dieses wieder eine Vermehrung der Produktion zur Folge. Schon 1532 reicht das Ackerland nicht mehr und es wird vielfach Weideland unter den Pflug gebracht. Doch setzen die Herdenbesitzer in den Jahren 1551 und 1552 Gesetze durch, wonach alles seit 10 Jahren in Ackerland verwandelte frühere Weideland wieder den Herden preisgegeben werden muß. Trotzdem erreicht der Ackerbau in dem Jahrzehnt von 1550 bis 1560, ebenso wie die Industrie, seine höchste Blüte. „Nicht nur den Bedarf von Spanien und seinen überseeischen Kolonien deckte das Land, sondern selbst nach Flandern führten die Spanier jetzt wieder ihr Getreide aus". Da wird im Jahre 1558 auf Betreiben der Städte, die billiges Brod für ihre Arbeiterbevölkerung brauchten, die Getreidetaxe eingeführt, und dieser eine Schlag genügt, um den Getreidebau fast vollständig zu vernichten.

Gerade aus diesem großen und raschen Aufschwung des Ackerbaues, der den meisten Volkswirten als ein ungemein günstiges Symptom erscheinen mag, möchte ich schließen, daß in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts in Spanien eine große agrarische Umwälzung stattgefunden haben muß. Die alte feudale Wirtschaft

ging nicht darauf aus, möglichst viel Lebensmittel für den Verkauf zu produzieren, sondern eine möglichst große Menschenmenge auf dem Lande selbst zu ernähren. Die Zahl der Leute, die der Grundherr in seinem Gefolge führt, bildet seinen Reichtum, bestimmt die Höhe des Ansehens, zumal in einem Lande, in welchem der Krieg nie aufhört. Das wird anders, als mit eingetretenem Frieden die Nachfrage nach Getreide in den Städten zu steigen beginnt. Jetzt sind die vielen Menschen eine Last und man legt ihrem Fortzug kein Hindernis in den Weg, solange nur die nötigen Hände übrig bleiben, um den Acker zu bestellen und die Ernte einzuheimsen. Der feudale Grundherr hat sich in einen Gutsbesitzer verwandelt. Auch die hörigen Bauern sind mit diesem Wechsel zufrieden; sie finden in den aufblühenden Städten einen reichlicheren Erwerb, und die Kolonien Amerikas locken ganze Scharen unternehmungslustiger Leute an. Große und fruchtbare Landstrecken müssen auch schon früh in den Besitz reich gewordener Städter übergegangen sein. Bei der Schilderung des Aufschwungs von 1550 bis 1560 sagt Haebler (Seite 35): „Damals war es, daß die großen Herren von der Kaufmannschaft Sevillas ihren Geschäften einen noch glänzenderen Aufschwung zu geben gedachten, indem sie selbst die Kultur der begehrtesten Artikel in die Hand nahmen. Da ihnen enorme Kapitalien zur Verfügung standen, bedurfte es nur ihres Wollens, und wie von einem Zauberstabe berührt, bedeckte sich das Thal des Guadalquivir bis hinauf an die Sierra Morena mit wogenden Getreidefeldern, mit üppigen Obst- und Ölgärten und mit Weinbergen, deren Ertrag allein ganze Schiffsladungen füllte".

Wäre der Ackerbau bei Einführung der Getreidetaxe nicht schon vollständig in die kapitalistische Produktion mit ihrem Gefolge von Pächtern und Tagelöhnern übergegangen gewesen, so hätte er nicht so rasch und so vollständig durch diese Maßregel vernichtet werden können, es wäre aber auch nicht ein so unmittelbarer Übergang zu anderen Kulturen, namentlich zum Wein-, Öl- und Seidenbau, möglich gewesen. Daß es den kleinen Grundbesitzern schon um die Mitte des Jahrhunderts, also zu einer Zeit, als die städtischen Gewerbe noch im Aufblühen begriffen waren,

recht schlecht ging, das ersieht man aus dem Antrag der Cortes vom Jahre 1563, daß dem Bauer seine Ackergeräte und Ackertiere nur dann gepfändet werden sollten, wenn er sonst nichts mehr besäße, und daß er wenigstens während der Ernte mit gerichtlichen Terminen verschont werden sollte.*) Diese Klasse von Grundbesitzern, die gegenüber dem Großbetrieb ohnehin einen harten Stand hatte, mußte allerdings durch die Getreidetaxe vollends ruiniert werden.

Um das Jahr 1570 bietet Spanien ein eigentümliches Bild. Das platte Land ist entvölkert. Weite Strecken, die früher dem Getreidebau dienten, liegen völlig unbenutzt oder bieten den großen Schafherden eine kümmerliche Weide. Die Kultur der Weinrebe, des Öl- und des Maulbeerbaums hat ungeheuere Dimensionen angenommen. Dagegen muß Getreide eingeführt werden. „Spanien befand sich damals", so schildert Haebler (Seite 66) das Land, „nicht nur auf dem Höhepunkte seiner Macht, sondern auch auf dem Gipfel seines Wohlstandes und diesen verdankte es weit mehr dem Handel und Gewerbfleiß, als dem Golde von Mexiko und dem Silber von Potosi. Die Wollindustrie allein ernährte fast den dritten Teil der spanischen Bevölkerung und in dem eigentlichen Kastilien beschäftigte sie die Einwohner fast ausschließlich. Ein Zeitgenosse schildert uns den Mittelpunkt jener Industrie, das Land um Toledo, Segovia und Cuenca auf folgende Weise: „In diesen Orten gab es niemand, weder Mann noch Weib, weder Kind noch Greis, der sich nicht reichlich von der Arbeit seiner Hände zu nähren vermochte. Es war eine Lust, auf einer Fahrt durch die Berge von Segovia und Cuenca zu sehen, wie niemand dort müßig ging, vielmehr alle eifrig beschäftigt waren mit der Zubereitung und Verarbeitung der Wolle. Schon konnte Toledo die vielen Webstühle nicht mehr aufnehmen und so füllten sich mit ihnen die Ortschaften der Umgegend, und Stadt und Land war angefüllt mit fleißigen, kunstfertigen, wohlhabenden und zufriedenen Menschen. Die Bewohner der Gegend reichten schon

*) Haebler, a. a. O. Seite 37.

nicht mehr aus, die Arbeit zu bewältigen, mit ihnen und unter ihnen arbeitete eine große Zahl fremder Arbeiter, aber Einheimischen und Fremden fehlte es nie an lohnender Arbeit". Vor allen anderen Städten genoß Segovia eine weitreichende Berühmtheit durch den Umfang seiner Industrie und die Güte seiner Fabrikate. Eine ganz eigene Industrie hatte sich in Cuenca entwickelt. Hier wurden fast nur Mützen in allen Farben für die Berbern gemacht, und doch verarbeitete man hier in zahlreichen Fabriken jährlich 6000 bis 7000 Zentner Wolle Trotzdem daß in Sevilla allein so viel und mehr Seidenwebstühle im Gange waren, als im ganzen Königreiche Granada, trotz der ebenfalls bedeutenden Konkurrenz von Toledo, stieg doch in Granada noch immer die Spinnerei und Weberei der Seide. In Triana entstanden schnell nach einander zwei großartige Seifenfabriken, deren Betrieb tausende von Zentnern Öl und Talg verarbeitete. In den Salinen Andalusiens herrschte ein großartiges Leben, und allein aus dem Hafen von Santa Maria liefen manchmal gleichzeitig 50 bis 60 Schiffe mit diesem unentbehrlichen Artikel nach allen Teilen Europas aus. Es waren ganz unglaubliche Summen, die alljährlich auf den Märkten von Medina del Campo umliefen. Um aber den vollkommensten Eindruck von der Blüte Spaniens zu erhalten, mußte man nach Sevilla gehen. Hier schien es, als gehöre der Widerwille der Spanier gegen den Handel einer vergessenen Periode an. Wie kleine Könige hielten die reichen Kaufherren der Stadt Hof. Jeder einzelne von ihnen machte Geschäfte in der ganzen bekannten Welt. Was nur immer Kastilien hervorbrachte, was der Norden und Osten Europas sandte, das kauften sie auf, um jene Indienflotten auszurüsten, von denen das ganze Leben der Kolonien abhing und die ihnen unendliche Reichtümer in den Schoß warfen. Während aber zu Anfang des 16. Jahrhunderts der Handel nach Amerika den Levantehandel unterdrücken zu wollen schien, hatte auch dieser sich jetzt schon wieder soweit erholt, daß er das Geld zu einer Schutzflotte von 7 Galeeren nur durch eine Auflage auf den Handel der Mittelmeerhäfen selbständig aufzubringen vermochte. Und all der Glanz war nur entstanden aus dem Gewerbfleiß der Nation und aus ihrem blühenden Handel."

Fürwahr ein glänzendes Bild, an dessen Betrachtung ein Anhänger des Smith'schen Industriesystems seine Freude haben kann. Denn mit dem Wohlstand ist auch die Volkszahl gewachsen. Nach Haeblers Berechnungen ist sie von den 4¼ Millionen zu Ende des 15. Jahrhunderts um die Mitte des 16. auf 6774838, gegen das Ende desselben auf 8401972 Seelen gestiegen. Dagegen ist diese Zahl im Jahre 1723 auf 5777900, oder um beinahe 3 Millionen Seelen gesunken.

Wie erklärt sich dieser rapide Rückgang? Haebler führt auch den Ruin der Industrie und des Handels, ebenso wie den der Landwirtschaft, auf eine Regierungsmaßregel zurück. Die Alkabala, eine aus der Feudalzeit stammende Steuer, belegte auch im Handel und Verkehr jeden Umsatz mit dem Zehnten. Dieser wurde jedoch nicht in Wirklichkeit erhoben, sondern man war übereingekommen, daß die einzelnen Distrikte je nach der Lebhaftigkeit des Verkehrs an die Staatskasse bestimmte Abfindungssummen zahlten, deren Aufbringung ihre Sache war und deren Höhe meist erheblich hinter dem Ertrag zurückblieb, den die wirkliche Erhebung des Zehnten gebracht haben würde. Im Jahre 1575 sah sich nun Philipp II. durch finanzielle Verlegenheiten genötigt, die Ablösungssumme auf das Dreifache ihres bisherigen Betrages zu erhöhen. In demselben Jahre suspendierte der König durch die Dekrete alle Zahlungen an seine ausländischen Gläubiger. Diese Maßregel führte jedoch dem spanischen Handel nur vorübergehend Schaden zu, indem bald ein Vergleich zu Stande kam. Die Erhöhung der Alkabala ist es, auf welche Haebler den plötzlichen Verfall der Industrie zurückführt.

Es soll nun gewiß nicht geleugnet werden, daß eine so starke Vermehrung der Steuer auf Handel und Verkehr einen lähmenden Einfluß haben mußte. Aber die spanische Industrie war früher, in ihrer Jugend, ganz anderer Schwierigkeiten Herr geworden. Der enorme Zufluß an Edelmetallen hatte eine außerordentliche Preissteigerung hervorgerufen, und da sich die Entwertung des Goldes und Silbers zuerst in Spanien zeigen mußte, sich von hier erst allmählich über die anderen Länder verbreiten konnte, so war die spanische Industrie lange Zeit gegenüber den

Konkurrenten im Nachteil. Trotzdem war sie rasch emporgeblüht. Hätte sie noch die alte Lebenskraft besessen, die spanische Industrie hätte auch jetzt die Krisis überwunden, zumal da Philipp II. schon nach zwei Jahren eine volle Million Dukaten von der Ablösungssumme nachließ, da er bei Eintreibung derselben unglücklichen Verhältnissen sorgfältig Rechnung trug.*) Hätte die Verdreifachung der Alkabala allein den Ruin verschuldet, so hätte sich auch überall dieselbe Wirkung zeigen müssen. Das war aber nicht der Fall. Haebler selbst sagt (Seite 74): „Im ganzen zeigte sich die auffallende Erscheinung, daß die Gesetze von 1575 vorwiegend das nördliche Industriezentrum schädigten, während der Süden noch eine Zeit lang sich auf der Höhe seiner Blüte behauptete." Was aber noch viel auffallender ist: trotzdem die beiden Regierungsmaßregeln sich nicht auch auf Aragon erstreckten, ging es auch hier um dieselbe Zeit mit der Industrie rasch abwärts. Die Stelle lautet bei Haebler (Seite 82): „Was Toledo für Kastilien, das war Saragossa für Aragon gewesen, der Mittelpunkt einer lebhaften, blühenden Industrie. Hier wie dort war es vorwiegend die Tuchfabrikation gewesen, die in dem wenig fruchtbaren Lande dem Volke den Lebensunterhalt zu verdienen gab. Obwohl nun weder die Alkabala, noch die Dekrete hier der Industrie so schwere Schläge versetzten, wie in Kastilien, vermochte sie doch auch hier dem allmählichen Verfalle nicht zu widerstehen. Ein bestimmtes Ereignis, dem man die Schuld daran beimessen könnte, ist nicht vorhanden. Die Thatsache selbst aber ist unwiderleglich bewiesen durch die Klagen der aragonischen Cortes."

Ich meine, damit hat Haebler zugleich selbst unwiderleglich bewiesen, daß die von ihm beigebrachte Erklärung nicht die richtige, daß die Erhöhung der Steuer nicht die eigentliche Ursache gewesen ist für das plötzliche Sinken der spanischen Industrie.

Und die wahre Ursache? Ich brauche dem Leser sie kaum noch zu nennen. Es ist hier wie überall das Stocken des Bevölkerungsstromes, die durch den auswärtigen Handel bewirkte

*) Haebler, a. a. O., Seite 73.

vollständige Umwandlung der spanischen Bevölkerung. Zu Ende des 15. Jahrhunderts hatte noch fast die ganze Einwohnerschaft aus nur Einer Bevölkerungsstufe bestanden, hatten beinahe alle ihr Einkommen direkt aus dem Bodenertrag bezogen. Mit dem Überschuß der heimischen Produkte hatte man die ausländische Arbeit bezahlt. Das ist am Ende des 16. Jahrhunderts ganz anders geworden. Jetzt gehört die große Mehrzahl der zweiten und dritten Bevölkerungsstufe an. Ihr Einkommen fließt nicht mehr aus dem Bodenertrag, sondern aus der geistigen und körperlichen Arbeit, die sie an auswärtige Völker für die notwendigen Lebensmittel verkaufen. Diese Arbeit findet aber nur solange ein Absatzgebiet, als sie durch ihre Güte und Preiswürdigkeit diejenige der konkurrierenden Völker übertrifft. Mit dem Sinken des geistigen Niveaus, das immer eintreten muß, sobald die kräftige Bevölkerung des platten Landes aufgezehrt ist, geht regelmäßig die wirtschaftliche Überlegenheit und damit die Herrschaft auf dem Weltmarkte verloren. Jetzt verliert derjenige Teil der Bevölkerung, für dessen Unterhalt das Ausland hatte sorgen müssen, die Subsistenzmittel. Statt des früheren Zuwachses zeigt die Bevölkerungszahl von Jahr zu Jahr eine Abnahme. Daß es nur die Verschlechterung der Existenzbedingungen war, die zu Anfang des 17. Jahrhunderts die außerordentlich schnelle Abnahme der Bevölkerung bewirkte, geht daraus hervor, daß sich unter der Regierung Philipps III. die Zahl der Eheschließungen auf die Hälfte verminderte;*) daß aber diese Verschlechterung der Existenzbedingungen einzig und allein herbeigeführt wurde durch das Sinken des geistigen Niveaus, zeigt die sonst gar nicht zu erklärende Thatsache, daß gleichzeitig mit der Verminderung der einheimischen Bevölkerung die Zahl der Ausländer in Spanien rasch zunimmt. Bald ist der ganze Handel Sevillas in den Händen zugezogener Fremdlinge. „Um die Mitte des 17. Jahrhunderts waren allein in Madrid über 40,000 Ausländer beschäftigt, in deren Händen beinahe sämtliche Handwerkszweige waren.“ **) Im Jahre 1610

*) Haebler, a. a. O. Seite 153.

**) Haebler, a. a. O. Seite 170.

sollen gegen 160 000 fremde Gewerbetreibende in Kastilien gelebt haben. Selbst die ansehnlicheren Pachtungen auf dem Lande waren in den Händen von Ausländern, besonders Italienern.*) Die Wirtschaftsgeschichte des 16. Jahrhunderts aber lehrt, daß man diese Erscheinung nicht, wie es Roscher möchte, aus dem Charakter des Volkes, der „sich von jeher zu Adelstolz und wirtschaftlicher Trägheit geneigt" habe, erklären kann.

Rein wirtschaftlich betrachtet bietet Spanien im 18. Jahrhundert ein ähnliches Bild, wie zu Ende des 15. Ein großer Teil der Naturprodukte, vornehmlich Wein, Öl und Wolle wird ausgeführt. Dafür werden wieder die meisten Industrieartikel und auch viel Getreide eingeführt. Wie ganz anders aber sieht die Bevölkerung aus. Es ist, als ob ein Sturm über das Land dahingebraust wäre. Der zahlreiche grundbesitzende Adel mit seinen kräftigen Hintersassen, die einst das Land erobert hatten, ist verschwunden. Riesige Landkomplexe sind entstanden, die von dem Mittelstande angehörenden Pächtern und armen Tagelöhnern bewirtschaftet werden. Zur Zeit der Ernte wandern alljährlich massenhaft Franzosen über die Pyrenäen. Schon im 16. Jahrhundert soll ihre Zahl 20 000 betragen haben.**) An die Stelle des wehrhaften Gefolges ist ein Troß faulenzender und herumlungernder Lakaien getreten. Die Hälfte des ganzen Grundbesitzes befindet sich in der Hand der Kirche. Die Zahl der Klöster hat sich verdreifacht und noch stärker haben sich ihre Insassen vermehrt. Zur Zeit der Blüte war es das Streben der meisten Kaufleute gewesen, sich ein mäßiges Vermögen zu erwerben, dann Rententitel zu kaufen und ein Majorat zu gründen, um auf diese Weise den Adel und zugleich die Freiheit von den drückendsten Steuern zu gewinnen. So ist ein zahlreicher, auf einen sehr unsicheren Besitz gegründeter Adel entstanden, dessen jüngere Söhne und verarmte Glieder bei Hofe, im Staate und in den Städten auf das eifrigste die Ämterjagd betreiben.

---

*) Roscher, System, Band 1, § 54.

**) Roscher, System, Band 1, § 262a, A. 2.

Ich glaube das anschaulichste Bild von der Zusammensetzung der spanischen Bevölkerung zu geben, wenn ich nach Roscher*) die für das Jahr 1787 ermittelten Zahlen hierhersetze. Es waren in diesem Jahre vorhanden: 188 625 Geistliche aller Art, 280 092 Bediente, 480 589 Edelleute, 964 571 Tagelöhner, 907 197 Bauern, 310 739 Handwerker und Fabrikanten, 34 339 Kaufleute.

*) System, Band 1, § 54.

Fünftes Kapitel.

Die Niederlande.

Weniger als in irgend einem anderen Lande ist die niederländische Handelsblüte aus dem eigenen Boden emporgewachsen, hat sie die zu ihrem Gedeihen nötigen Säfte dem heimischen Erdreich entnommen. Die Frage nach den Ursachen hat schon im 17. Jahrhundert die klassischen Nationalökonomen Hollands beschäftigt. Man wies auf die günstige Lage hin: die teilt aber manches andere Land mit den Niederlanden. Man bemerkte, der unfruchtbare Boden habe unmöglich eine große Einwohnerzahl ernähren können, wodurch die Niederländer genötigt worden seien, das Fehlende durch Handel und Gewerbfleiß zu ersetzen. Das gilt aber von jedem Lande; denn das heißt doch nur, daß die Menschen überall die Tendenz haben, sich schneller zu vermehren, als die Unterhaltsmittel wachsen können.

In Wirklichkeit sind es mehr zufällige Ursachen. Eine ganze Reihe günstiger Faktoren mußten zusammentreffen, um zu ermöglichen, daß dieses kleine Volk zum mächtigsten Handelsvolk der Erde emporsteigen, und sich über ein Jahrhundert auf dieser Höhe erhalten konnte.

Das 16. Jahrhundert ist für die meisten Länder Europas die Zeit innerer, besonders durch den religiösen Zwiespalt hervorgerufener, Kämpfe. England, Frankreich, Deutschland sind bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts hinein vollauf mit sich selbst beschäftigt. Die spanische Weltmacht ist im Sinken. Der Versuch Philipps II., den neuen Glauben, der vornehmlich in den nördlichen Provinzen seines niederländischen Reiches große Aus-

breitung gefunden hatte, zu unterdrücken, führt zum Abfall und zum achtzigjährigen Freiheitskampfe der Niederländer. Ist nun auch ein solcher Krieg, der zur Verteidigung der heiligsten Güter geführt wird, wohl geeignet, die Geister aufzurütteln, alle Kräfte auf das äußerste anzuspannen, so war doch das Gebiet der neuen Republik zu klein, die Bevölkerung zu dünn, um eine genügende Basis für einen großen Handelsstaat abzugeben. Indem aber an der Stelle, wo drei große Völker, Deutschland, Frankreich und England, einander berühren oder doch am nächsten kommen, zu einer Zeit, in der überall die absolute Monarchie sich auszubilden beginnt, ein Freistaat entsteht, der jede Religionsübung duldet, der keine Standesunterschiede kennt, der einem jeden gestattet, seinen Unterhalt zu gewinnen, wie er kann und mag, werden die Niederlande jetzt das Stelldichein aller derer, die sich in ihrer Heimat wirtschaftlich, politisch oder religiös beengt fühlen.

Nur durch diese starke Zuwanderung zu Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts ist das so außerordentlich rasche Aufblühen des niederländischen Handels erklärlich. Das stärkste Kontingent liefern die südlichen, spanisch gebliebenen, Niederlande. Nicht bloß aus den Städten erfolgt die Auswanderung, ganze ländliche Distrikte werden entvölkert. Aber auch aus Frankreich kommen viele und mehr noch aus Deutschland. Da die Einwanderer zum größten Teil stamm- und sprachverwandte Franken oder Niedersachsen sind, so assimilieren sie sich den Eingeborenen leicht. Es entsteht kein buntes Völkergemisch, sondern es bildet sich ein homogenes Volk mit eigener Schriftsprache und eigener Literatur.

Diese Einwanderer, die um des Glaubens willen oder von Unternehmungslust geleitet ihre Heimat verlassen, bilden naturgemäß eine Elitebevölkerung. Außerdem bringen sie früher erworbene Kenntnisse und Fertigkeiten mit. Sie verbreiten sich über die ganze Provinz Holland. Überall kommen neue Gewerbe auf. Da die Republik sofort mit allen Hörigkeitsverhältnissen der Bauern aufgeräumt hat, so kann eine vollständige Mobilisierung der ländlichen Bevölkerung stattfinden. Es bildet sich ein Mittelstand, so zahlreich und geistig so hoch stehend, wie ihn selten ein Land besitzt. Er umfaßt nur frische Kräfte, aufsteigende Familien. Der

Reichtum fehlt noch, aber mit ihm fehlt auch das retardierende Element der alten absteigenden, im Besitze der Güter befindlichen Familien.

Es ist ein sehr anziehendes Bild, das die Niederlande etwa in dem Jahrhundert von 1580 bis 1680 bieten. Bald ist man dem alten Erbfeind zur See überlegen. Aus allen Meeren werden die spanischen und portugiesischen Flotten vertrieben. Die reichen Kolonien Ostindiens fallen als willkommene Beute dem Sieger zu. Portugal wird Brasilien abgenommen, in Nordamerika eine eigene Kolonie: Neu-Niederland, das spätere Neu-York, gegründet. Wo immer sich die niederländischen Admirale zeigen, da wissen sie den Sieg an ihre Fahnen zu heften. Holland bringt eine ganze Reihe bedeutender Seehelden hervor: Tromp, Piet Hein, de Wit, van Zaan, van Galen, Heemskerk, vor allen den gewaltigen de Ruyter. Und sie alle sind für das Vaterland gefallen. Bald wird der holländische Handel zum Welthandel. Die Ostindische und die Westindische Kompagnie bringen die Produkte Asiens und Amerikas nach Amsterdam. Diese Stadt wird der Stapelplatz für alle europäischen Völker. Die Niederländer beherrschen den Handel des mittelländischen Meeres, wie den der Ostsee. Eine Quelle großer Reichtümer wird die Seefischerei, die regelmäßig dem Volke zufällt, welches durch seine Flotten auf dem Meere mächtig ist. Und ihre solide Grundlage hat dieser ausgedehnte Handel in der heimischen Industrie.

In einen eigentümlichen Gegensatz zu der Deutschlands tritt die Entwicklung der Niederlande, wenn man die letzteren als ein ehemaliges Stück des deutschen Reiches, die Städte als frühere Glieder der Hansa ansieht. Während die deutschen Städte in dem Kampfe gegen die Territorialgewalt unterliegen, während es ihnen nicht gelingt, den freien Zugang zur ländlichen Bevölkerung zu gewinnen, gehen in der äußersten Nordwestecke des Reiches, in dem angeschwemmten Mündungsland des größten deutschen Stromes, die Städte aus dem gleichen Kampfe als Sieger hervor. Und während die deutschen Städte früh dahinwelken, um im dreißigjährigen Kriege vollständig vernichtet zu werden, fällt die ganze reiche Erbschaft, der Ostseehandel der Hansestädte, wie die Aus-

nutzung der zahlreichen, in Deutschland gemachten aber nicht ausgebeuteten, Erfindungen, den niederländischen Städten zu. Die Errichtung der Republik und das dadurch bewirkte Zuströmen tüchtiger Kräfte hat die Handelsblüte der Niederlande hervorgerufen, aber die vollständige Ohnmacht Deutschlands nach dem dreißigjährigen Kriege hat ihre lange Dauer ermöglicht.

Die Zeit des Westfälischen Friedens bezeichnet den Höhepunkt für die Entwicklung der Niederlande. Sie sind jetzt nicht bloß der erste Handels-, sondern auch der erste Industriestaat der Welt. Vor allem ist es die Tuchmanufaktur, die tausende von Arbeitern beschäftigt. Dann die Leinenindustrie, die Bleichen, Färbereien. Der Buchdruck und Buchhandel und die damit in Verbindung stehende, zu hoher Entwicklung gelangende Papierfabrikation, sind eine deutsche Erbschaft. Die in den Niederlanden selbst gemachte Erfindung der Windmühle hat für eine ganze Reihe von Industriezweigen eine ähnliche Bedeutung, wie später, nur in höherem Maße, in England die Benutzung des Dampfes. Von der gewaltigen Handelsmacht der Niederländer erhält man ein ungefähres Bild, wenn man bedenkt, daß noch im Jahre 1669 Colbert die gesamte Handelsmarine auf 20,000 Schiffe schätzte, von welchen den Niederlanden allein 15,000 gehörten.*)

Wie über die Gründe für die Entstehung des holländischen Handels, hat man auch viel über die Ursachen seines Verfalles geschrieben. Die meiste Schuld pflegt man den feindlichen Maßregeln Englands und Frankreichs beizumessen. Ohne Zweifel war es ja für die Niederlande ein schwerer Schlag, als Colbert, um der jungen französischen Industrie das Gedeihen zu ermöglichen, einen hohen Schutzzoll einführte, der ausländische Waren fast gänzlich ausschloß. Und ebenso war es für den niederländischen Handel von großem Nachteil, als England im Jahre 1651 durch die 1660 noch verschärfte Navigationsakte bestimmte, daß in Zukunft zur inländischen Küstenfahrt kein Schiff zugelassen werden solle, das nicht englisches Eigentum, von einem Engländer geführt und

*) Roscher, System, Band 3, § 13, A. 14.

wenigstens zu drei viertel von Engländern bemannt sei. Später mußte es bei Strafe eines Zolles auch in England gebaut sein. Aber andererseits ist doch auch wohl nicht zu bezweifeln, daß es den Niederländern gelungen wäre, den Ausfall zu decken, sich für die verloren gegangenen neue Absatzgebiete zu erschließen, wenn noch der alte Geist sie beseelt hätte. Das war aber nicht mehr der Fall. Schon im 17. Jahrhundert werden Klagen laut, daß man hinter anderen Völkern zurückgeblieben sei, daß die wichtigsten Erfindungen nicht mehr in den Niederlanden, sondern im Auslande gemacht würden, daß man sich erst zu Neuerungen entschließe, wenn es schon zu spät sei. Von dem alten Schlendrian müsse man lassen, zu den früheren gesunden Prinzipien müsse man zurückkehren. Auch von den Niederländern macht Roscher*) die Bemerkung: „Auch hier war das geistige Sinken der Hauptgrund des merkantilen." Er macht darauf aufmerksam, daß von den großen holländischen Malern wenige das Jahr 1700 und daß von den fünf großen Nationalökonomen nur Delacourt das Jahr 1668 überlebt hat.

So beruht auch hier der Verfall auf einem Sinken des geistigen Niveaus. Und daß dieses Sinken eintreten mußte, sobald die Ursachen, welche das Niveau auf eine solche Höhe gehoben hatten, nicht mehr fortwirkten, das wird recht klar, wenn man sich die Zusammensetzung der niederländischen Bevölkerung näher ansieht. Zum Glück besitzen wir darüber gute Aufzeichnungen. Beruhen sie auch nicht auf einer Zählung, sondern auf Schätzung, so bürgt doch der Umstand, daß diese von dem großen Nationalökonomen Pieter Delacourt vorgenommen wurde, für ihre Richtigkeit.**) Danach nährten sich um das Jahr 1660 von den 2 400 000 Einwohnern der Niederlande: Von der Fischerei und den mit derselben in Verbindung stehenden Gewerben: 450 000; Landwirthschaft: 200 000; Manufaktur: 650 000; Schiffahrt und

*) System Band 3, § 13, A. 14.

**) Aanwysing der heilsame politike Gronden en Maximen van de Republike van Holland en West-Vriesland. Leiden und Rotterdam 1671, Seite 41.

Handel: 250 000; es zählten die Gruppen: bürgerliche Gewerbe: 650 000; persönliche Dienstleistungen, Adel, Rentiers, Arme: 200 000. Delacourt macht diese Zusammenstellung, um daraus den Schluß zu ziehen, daß ohne den auswärtigen Handel die Niederlande kaum den achten Teil der Einwohner würden ernähren können. Für uns ist es wichtiger, konstatieren zu können, daß die eigentliche ländliche Bevölkerung nur den zwölften Teil, nur wenig mehr als 8 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachte. Zur Vergleichung stelle ich nach Roscher*) die betreffenden Zahlen einiger anderer Völker zusammen. In der Landwirtschaft waren beschäftigt: In den Vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahre 1840: 77,5; in Bayern im Jahre 1852: 67,9; in Frankreich 1866: 51,49; in Italien 1871: 32,60, und selbst in England und Wales 1861: 25,3 Prozent.

Es ist klar, daß in den Niederlanden bei der verhältnismäßig so geringen Zahl der ländlichen Bevölkerung der Überschuß derselben nicht genügen konnte, um den bei dem vorherrschenden Kleinbetrieb gegen heute verhältnismäßig sehr zahlreichen Mittelstand auf der alten geistigen Höhe zu erhalten, selbst wenn der Bauernstand nicht durch den auswärtigen Handel beeinflußt worden wäre, wenn er keine Umwandlung erfahren hätte. Das war aber auch hier geschehen. Allmählich waren die alten Bauernstellen in Pachthöfe umgewandelt worden, die entweder im Besitz des Adels blieben, oder in die Hände reich gewordener Städter übergingen. Die hohen Löhne in Verbindung mit der Getreidezufuhr vom Auslande hatten bewirkt, daß der Körnerbau sich nicht mehr rentierte. Ganze Provinzen, vornehmlich Holland, haben sich in weite Grasflächen verwandelt. Die Bewirtschaftung ist eine sehr intensive. In der Nähe der Städte herrscht die Gartenkultur vor. Im übrigen wird fast nur Viehwirtschaft getrieben. Ihre Produkte: Butter, Käse, Mastvieh, sind in den volkreichen Städten sehr gesucht und werden gut bezahlt. Alle Reisenden des 18. Jahrhunderts sind voll des Lobes beim Anblicke der niederländischen Landwirtschaft. Aber die ländliche Bevölkerung hat sich verschlechtert. Die

*) System, Band 1, § 54.

Besitzer sind zu Rentiers geworden, die Bauern zu Tagelöhnern. Und auch diese sind nicht zahlreich. Zur Zeit der Heuernte kommen Tausende von Deutschen, die sogenannten Hollandgänger, in das Land, um das Gras zu mähen und zu bergen. Zur Kornernte gehen sie dann wieder in ihre Heimat. Sehr häufig kommt es vor, daß reiche Kaufleute sich auf einen ehemaligen Bauernhof zurückziehen, um von ihren Renten zu leben und die Landwirtschaft mehr zum Vergnügen zu betreiben. Das Dorf Broek ist ja berühmt geworden, weil es nur von Millionären bewohnt wurde.

So ist es ganz natürlich, daß das geistige Niveau rasch zu sinken beginnt, als im 17. Jahrhundert auch die Einwanderung vom Auslande aufhört. Deutschland ist durch den dreißigjährigen Krieg so entvölkert, daß es keine Menschen mehr abgeben kann. Frankreich sendet dagegen noch einmal eine starke Schar, als die Aufhebung des Ediktes von Nantes im Jahre 1685 die Hugenotten aus dem Lande treibt. Auch jetzt bewirkt dieser Zuzug frischer Kräfte für eine ganze Reihe von Industriezweigen eine neue Blüte. Aber sie ist nicht von langer Dauer.

Im 18. Jahrhundert bieten die Niederlande ein anderes Bild als im 17. Der Handel ist noch immer sehr bedeutend, aber er bringt nicht mehr einen so hohen Gewinn. Es gibt eine große Menge sehr reicher Leute. Diese beherrschen den Staat vollständig. Die großen Kosten der langen Kriege hat man, trotzdem während derselben der Reichtum rasch zunahm, nicht durch erhöhte Steuern bestritten, sondern man hat bei den reichen Kaufleuten Anleihen aufgenommen. Die enorm angewachsenen Staatsschulden bewirken einen im 18. Jahrhundert fast unerträglich werdenden Steuerdruck. Dadurch wird der ohnehin schon langsam fließende Bevölkerungsstrom noch mehr gehemmt. Es wird den aufstrebenden Elementen, wo sich noch solche zeigen, immer schwerer, die alten, im Besitze der Güter befindlichen Familien zu verdrängen. Man gibt wohl dem herrschenden Luxus die Schuld an der allgemeinen Stagnation. Aber den Einsichtigeren entgeht es nicht, daß Mangel an geistigen Fähigkeiten die eigentliche Ursache sei, wenn sie auch diesen Mangel meistens auf eine fehlerhafte Erziehung zurückführen.

„Ein Handelsmann sei mäßig und nüchtern", sagt Elie Lüzac,*) „er führe ein sparsames Leben, er sei sogar ein Feind des Luxus und ein Muster von Simplizität; wenn er nicht die nötige Einsicht und Klugheit hat, ein Comptoir geschickt zu dirigieren, so wird der Handel unter seinen Händen in Verfall geraten und ihn endlich zu Grunde richten. Nicht eigentlich dem Luxus also darf man die vielen Bankerutte zuschreiben, die seit geraumen Jahren dem Handel der Holländer so weh gethan haben, und die aus diesem Grunde als eine von den Ursachen seines Verfalls betrachtet werden können; sondern man muß vielmehr die Quelle dieser Bankerutte in einer weit entfernteren Ursache aufsuchen. Sie liegt in dem Mangel einer guten Erziehung. Wenn junge Leute, die zum Handel bestimmt sind, nur irgend Vermögen haben, so werden sie nicht mehr, wie vormals, zur Arbeit erzogen. Man sieht sie herumschlendern wie kleine Marquis, den Vormittag das Billard, den Nachmittag die Promenaden, den Abend die Schauspiele besuchen. Was hat er nötig zu arbeiten? sagt man von einem jungen Menschen, der Vermögen hat; er wird dereinst so viel haben, daß er davon leben kann. Nein, er wird es gewiß nicht haben, weil man ihm Geschmack am Müssiggange und Faulenzen beibringt, anstatt ihm Liebe zur Arbeit beizubringen. Wenn er mit dem Vermögen, das er hat, irgend einen Handel unternimmt, so wird er alles einem Buchhalter überlassen. Kaum wird er sich soweit erniedrigen, zuweilen in sein Comptoir zu gehen: dann und wann wird man ihm ein Wort von seinen Angelegenheiten sagen. Sein Handel wird bestehen, solange er von einem Manne dirigiert wird, welcher tugendhaft, einsichtsvoll und arbeitsam genug ist, um ihn mit Fleiß und Treue zu verwalten, und nicht mehr als seinen Gehalt dabei zu gewinnen sucht. Fehlt es diesem Menschen aber an Fähigkeit und Ehrlichkeit, so ist alles verloren. Bald wird man dem Herrn, welcher so gut zu leben hatte, die Nachricht bringen, daß er zu bezahlen aufhören müsse."

---

*) Der Reichtum von Holland. Aus dem Französischen. Band 2, Seite 245.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts leben die Niederländer eigentlich nur noch von der geistigen Arbeit Anderer. Wie einst die Florentiner sind jetzt sie die Banquiers aller Völker geworden. Der eigentliche Handel ist nicht mehr bedeutend; wo noch ein Geschäft blüht, da kann man sicher sein, daß es in den meisten Fällen durch die geistige Arbeit ausländischer, besonders deutscher, Commis geschieht. Die meisten Schiffe werden von fremden Kaufleuten befrachtet und besorgen den Verkehr zwischen den anderen Ländern, ohne die heimischen Häfen zu berühren. Neun Zehntel der Bemannung besteht aus Nichtniederländern. Und zwar sind vorzugsweise die Kapitäne und Steuerleute Ausländer. Die ganze deutsche Nordseeküste bis hinauf nach Dänemark wird in Kontribution gesetzt. Hanssen*) erzählt, daß zu Anfang unseres Jahrhunderts noch in einem einzigen nordfriesischen Kirchspiel in der Regel 15—16 Kapitäne und viele Steuerleute von den Zinsen der Kapitalien lebten, die sie sich im Dienste der Holländer erworben hatten. Und dabei klagt man im Lande selbst über die wachsende Zahl der Armen, über Mangel an Beschäftigung.

Welch' eine Veränderung in zwei Jahrhunderten! Im 16. Jahrhundert waren die Niederländer noch ungemein kriegerisch, im 17. kühlte sich die Kriegslust immer mehr ab und im 18. war der Krieg der schrecklichste Gedanke, der den Holländern vorschwebte.**) Und als die Niederländer im Jahre 1781 gezwungen werden, nochmals den Kampf mit den so oft von ihnen besiegten Engländern aufzunehmen, welch' eine klägliche Rolle spielen sie da. Die Kriegshäfen sind verschlammt, die Schiffe verfault. Ihre Kauffahrteischiffe werden gekapert, die Fischerböte können nicht auslaufen. Die Kolonien werden fast sämtlich erobert. Der an Geld so reiche, aber an tüchtigen Männern so arme Staat ist

---

*) Statistische Forschungen über das Herzogtum Schleswig, 1. Heft, Heidelberg 1832, Seite 50.

**) Laspeyres, E.: Geschichte der volkswirtschaftlichen Anschauungen der Niederländer. Heft XI der Preisschriften der fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft. Seite 60.

fast wehrlos gegenüber einem Angriff von außen. Das zeigt sich auch später in den Revolutionskriegen. Daß aber die Niederlande trotz ihrer Schwäche die Selbständigkeit behalten, das verdanken sie einzig und allein der Eifersucht zwischen den mächtigen Nachbarn, von denen keiner dem andern den fetten Bissen gönnt.

Als Barthold Georg Niebuhr im Jahre 1808 die Niederlande bereist, findet er, daß das Land eigentlich nur noch von Reichen und Bettlern bewohnt wird. „Die Mittelklasse", sagt er in seinen Zirkularbriefen aus Holland*) „und selbst die Zahl derer, welche durch Arbeit dürftig bestehen, nehmen bei der allgemeinen Nahrungslosigkeit fürchterlich ab. Ein sehr glaubwürdiger Mann versichert mich, daß in dieser Stadt (Amsterdam), die wohl wenig über 220 000 Einwohner zählt, 110 000 Arme entweder ganz oder größtenteils versorgt werden müssen." Das Land wird von Pächtern und Tagelöhnern bewirtschaftet, die Eigentümer leben in den Städten oder Landhäusern von ihren Renten. Nur die friesischen Provinzen haben noch einen gesunden Bauernstand. Und die Folge ist denn auch, daß sich hier ein in dem richtigen numerischen Verhältnisse zur ländlichen Bevölkerung stehender, blühender Mittelstand findet. Während den heruntergekommenen holländischen Städten die alten Umfassungsmauern zu weit geworden sind, werden sie den friesischen zu eng. Sein Urteil über die Holländer faßt Niebuhr nach zehnmonatlichem Aufenthalte in den Worten zusammen**): „Ich kenne jetzt Viele, und darunter sehr brave Männer; aber noch habe ich keinen einzigen merkwürdigen Gedanken, keine einzige scharf gefaßte Bemerkung, keinen

*) Nachgelassene Schriften nichtphilologischen Inhalts, Seite 310.

**) A. a. O. Seite 297. Die Betrachtung der alten Porträte veranlaßt Niebuhr Seite 131 zu den folgenden Bemerkungen: „Um 1630 sind die Holländer hoch gewachsen, schmal und kräftig, das Gegentheil von Feistheit: magere Gesichter, dunkle Augen voll Feuer. Um 1660 ist die Physiognomie der Männer schon sehr verändert und in sich abweichend; doch im Ganzen noch brav, obgleich schon bei manchem Feistheit, im ganzen sehr viel Klugheit und Würde, aber nicht mehr das Feuer der vorigen Generation, die die Freiheit errang. Die Herren von 1720 sind Fleischmassen ohne allen Geist, wie es auch die Geschichte bethätigt. Viele einzelne Porträte der Zeit beweisen, daß damals alles dumm und fade aussah."

einzigen wahrhaft witzigen Einfall, kaum eine erträgliche Schnurre von irgend einem gehört oder gelesen. Es ist mir in der That höchst zweifelhaft, ob, Friesland ausgenommen, wo alles eine andere Farbe hat, im ganzen Lande jetzt ein einziger originaler Kopf lebt. Das Klima kann dies wahrhaftig nicht machen, denn es war vor Zeiten nicht anders, und es sah anders in den Köpfen aus. Man kann sagen, daß es allgemein an Genie, an Erfindungskraft, an Wißbegierde und an Geschmack fehlt, und daß es daran seit mehr als einem Jahrhundert gefehlt hat."

Sechstes Kapitel.

Großbritannien.*)

Die Entwicklung Großbritanniens zum Handels- und Industriestaate wird durch das Jahr 1760, den Beginn der großen Erfindungen, in zwei Hälften geschieden. Wer sich bloß mit einer Geschichte des Handels und der Industrie beschäftigte, würde die erste Periode füglich ignorieren können, denn während dieser hat das Inselvolk in keinem der beiden Verkehrszweige neue Bahnen betreten. Für uns jedoch, die wir den Einfluß, den der auswärtige Handel auf die Zusammensetzung der Bevölkerung übt, zum Gegenstand der Untersuchung gemacht haben, ist die ältere Periode nicht minder wichtig. Denn jene großen Erfindungen sind ein sicheres Zeichen, daß schon vorher Faktoren wirksam gewesen sein müssen, die das geistige Niveau des Mittelstandes auf eine bedeutende Höhe gebracht haben.

Wie in allen von Germanen besiedelten Ländern, ist auch der moderne englische Staat aus dem mittelalterlichen Feudalstaate hervorgegangen. Aber früher als auf dem Kontinent hat sich das feudale Band gelöst. Im 17. Jahrhundert, nach der Revolution, finden wir schon keine Hörigkeit mehr. Der Sitz des Herrn, des Squires, hat sich auf Kosten des Bauernlandes, vornehmlich der gemeinen Weide, bedeutend vergrößert. Viele Bauern

*) Dieses Kapitel stützt sich vornehmlich auf das Werk eines für die Wissenschaft zu früh verstorbenen Engländers: Arnold Toynbee: Lectures on the industrial revolution of the 18th century in England, London, 1887; ein Buch, das wohl eine Übersetzung ins Deutsche verdiente.

sind aus dem ursprünglichen Besitze verdrängt, zu bloßen Pächtern geworden. Aber neben diesen ist doch der Stand der freien Bauern auch sehr zahlreich. Noch zu Ende des 17. Jahrhunderts wird die Zahl der freeholder auf 180 000 geschätzt; sie bilden mit ihren Familien ein Sechstel der Bevölkerung Englands.*) Aber auch die Pächter sind noch als Bauern anzusehen. Die Pacht, die sie bezahlen, ist nicht hoch, was schon daraus zu ersehen ist, daß die Grundrente von der Revolution bis zum Jahre 1795 im ganzen stationär blieb.**) In der Regel bleibt der Hof durch Generationen in derselben Familie. Die langen inneren Kämpfe, in denen zahlreiche adelige Familien aussterben oder durch Konfiskationen ihrer Güter verlustig werden, dann die Reformation mit der Säkularisation der zahlreichen Klöster im Gefolge, haben bewirkt, daß schon früh große Landkomplexe in den Besitz einzelner Familien gelangt sind.

Der britische Handel, schon unter Elisabeth bedeutend, erhält einen großen Aufschwung durch die Navigationsakte Cromwells. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sind die Engländer schon die von den Niederländern am meisten gefürchteten Rivalen. Bereits im Jahre 1600 ist die große ostindische Kompagnie konzessionirt, vorher schon eine russische, eine baltische und eine türkische Gesellschaft gegründet worden. Der afrikanische Sklavenhandel beginnt 1562 und wird bald die Quelle großer Reichtümer. Auch die Industrie, zumeist ins Leben gerufen durch Einwanderer, zeigt schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts eine bedeutende Entwicklung. An der Spitze steht die Wollenmanufaktur, die einzige Industrie, die schon stark für den Export arbeitet. Im Jahre 1701 beträgt die Ausfuhr von Wollwaren 2 Millionen Pfund Sterling, bis 1770 hat sie sich verdoppelt. Dem Werte nach bildet sie jetzt den dritten Teil der Gesamtausfuhr. Der Wolleninduſtrie zunächst steht die Eiseninduſtrie. Zwar die Gewinnung des Eisens selbst aus den Erzen bleibt unbedeutend, bis man dazu gelangt, in den Hochöfen statt des Holzes Kohlen zu

*) Toynbee, a. a. O. Seite 58.
**) Toynbee, a. a. O Seite 92

verwenden, aber die Verarbeitung des teilweise importierten Rohmateriales nimmt schon einen wichtigen Platz ein. An der Spitze stehen Sheffield und Birmingham. In letzterer Stadt sind 1727 allein in dieser Industrie 50 000 Arbeiter beschäftigt. Die Baumwollenmanufaktur ist noch so unbedeutend, daß Adam Smith sie nur einmal beiläufig erwähnt. Der Gesammtwert der produzierten Waren beträgt bis 1760 nicht über 600 000 Pfund Sterling jährlich.*) Nicht unwichtig ist dagegen in England die Fabrikation von Strumpfwaren und in Irland die Leinenindustrie.

Trotz dieser nicht unansehnlichen Entwicklung, die Handel und Industrie genommen, kann man bis zum Jahre 1760 Großbritannien noch nicht einen eigentlichen Handelsstaat nennen. Die städtische Bevölkerung hat noch nicht ein die ländliche beherrschendes Übergewicht erlangt. Es braucht noch kein Getreide importiert zu werden. Im Gegenteile, bis zum Schluße des 18. Jahrhunderts wird mehr Weizen, die für England wichtigste Brotfrucht, aus- als eingeführt. Und doch hat schon im 18. Jahrhundert der Vernichtungskampf gegen die alte bäuerische Bevölkerung begonnen, wenn er auch nicht, wie Karl Marx meint, schon um die Mitte des Jahrhunderts beendigt ist. Im Jahre 1700 beginnt die Abnahme der freeholder, aber erst von 1760 an wird sie rapid. Im Jahre 1770 gab es allein in Kent noch 9000 freeholder und in Pickering hatten sie den größten Teil des Landes in Besitz. Ähnlich in den anderen Distrikten.**)

Toynbee legt sich nun die Frage vor, wie dieses Verschwinden der alten freien Bauern zu erklären sei. England bietet in der That ein lehrreiches Beispiel, um zu zeigen, daß hohe Kornzölle allein nicht im Stande sind, die Bauern in ihrem Besitze zu schützen. Denn die englischen Kornzölle, die so hoch waren, daß sie in normalen Jahren einem Einfuhrverbote gleichkamen, sind bekanntlich erst im Jahre 1846 respektive 1849 aufgehoben worden. Toynbee sagt: „Das Resultat einer genaueren Untersuchung der Frage ist ein wenig überraschend, denn man findet,

*) Toynbee, a. a. O. Seite 49.
**) Toynbee, a. a. O. Seite 61.

daß die gegenwärtige Verteilung des Grundeigentums in England der Hauptsache nach der Existenz des Verwaltungssystems zuzuschreiben ist, das uns zu einem freien Volke gemacht hat. Und auf der anderen Seite ist die Verteilung des Grundeigentums in Frankreich und Deutschland, welche Schriftsteller auf Schriftsteller als das große Bollwerk gegen die Revolution hinstellen, in der Hauptsache einer Regierungsform zu verdanken, welche die politische Freiheit vernichtete und das Volk dem Throne unterwarf.“*) Und an einer anderen Stelle sagt er: „Eine agrarische Umwälzung ist der Preis, den wir für die politische Freiheit bezahlt haben.“ Das sind gewiß merkwürdige Worte in dem Munde eines Engländers, wenn man bedenkt, daß die Briten auf nichts stolzer zu sein pflegen, als auf ihre Verfassung, daß sie von allen Völkern, die unter einem Fürstenjoche schmachten, um nichts mehr beneidet werden, als um ihre Freiheit. Ist doch auch bei uns in Deutschland die Zahl derer immer noch groß, die bei allem Thun und Reden mit einem Auge nach England schielen.

Sehen wir uns diese Verfassung einmal etwas näher an, indem wir fragen, welchen Einfluß die Institutionen des Landes auf die Zusammensetzung der Bevölkerung, auf den Bevölkerungsstrom, geübt haben, üben mußten.

England ist eine Monarchie. Diese Thatsache ist nicht zu bezweifeln. Mit ihrer Konstatierung ist aber auch das Thema erschöpft.

Die Summe der Regierungsgewalt ist faktisch im Besitze des Parlaments, dessen Mitglieder von den Städten, Flecken und Grafschaften gewählt werden. Die Vertretung war bis vor kurzem eine sehr ungleichmäßige, das Wahlrecht auf eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Personen beschränkt. Im 18. Jahrhundert haben noch die Vertreter der Grafschaften bei weitem das Übergewicht.

Die Verwaltung innerhalb der Grafschaften beruht auf dem berühmten Selfgovernment. Alle Ämter, unter denen das des Friedensrichters das einflußreichste ist, sind Ehrenämter. Wählbar ist nur, wer in der betreffenden Grafschaft mit Grund-

*) Toynbee, a. a. O. Seite 59.

besitz angesessen ist, der eine festgesetzte Rente abwirft. Naturgemäß fällt dadurch dem Landadel die ganze Verwaltung und, da die Grafschaftsbeamten auch die Wahlen der Parlamentsmitglieder leiten, ebenfalls die Vertretung des platten Landes im Parlamente zu. Diese Einrichtung hat die Folge gehabt, daß es in England nie an einer großen Anzahl trefflich geschulter Staatsmänner gefehlt hat. Aber sie hat doch auch ihre schlimme Seite. Weil man nur durch den Grundbesitz zu Amt und Einfluß gelangen kann, erhält dieser einen Wert, der mit der Rente, die er abwirft, in gar keinem Zusammenhang steht.

Man hat den englischen Adel oft deshalb gepriesen, weil er keine geschlossene Kaste bildet, weil er nach unten hin offen ist. Der Grundbesitz ist nicht, wie in den meisten Ländern des Kontinents, durch Fideikommisse gebunden, wenn er auch meistens mit Hilfe der sogenannten entails immer nur auf den ältesten Sohn sich vererbt. Die jüngeren Söhne treten sehr häufig in den städtischen Mittelstand über. Wer andererseits im Mittelstand durch Handel und Gewerbe sich ein Vermögen verdient hat, den hindert nichts, Grundbesitz und dadurch alle mit demselben verbundenen Rechte zu erwerben. Adelsprädikate zu erhalten ist dann nicht schwer. Sie sind aber zur Ausübung der Rechte und Übernahme der Ämter nicht nötig.

Es ist klar, daß diese Verfassung einen wichtigen Einfluß auf die Verteilung von Grund und Boden gewinnen mußte, sobald es dem Mittelstande gelang, sich durch die geistige Arbeit die Quelle großen Einkommens zu erschließen. Schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts gehen weite Flächen Landes in den Besitz reich gewordener Kaufleute über. Da aber die Position des Grundbesitzers eine sehr feste ist, indem hier die Höhe des Einkommens nicht von der geistigen Arbeit abhängt, so mußte noch ein Faktor hinzukommen, der es ermöglichte, die alten Besitzer zu verdrängen. Das gewöhnliche Mittel, Einfuhr von Getreide, um dadurch den Preis der landwirtschaftlichen Produkte und des Landes selbst herabzudrücken, wird in England nicht angewandt. Die im Parlament sitzenden Großgrundbesitzer verstehen sich zu gut auf ihr Interesse, um das zuzugeben. Sie suchen im Gegenteil durch hohe

Schutzzölle den Preis des Getreides nach Kräften zu steigern. Merkwürdigerweise wird gerade diese Steigerung den kleinen Grundbesitzern verhängnißvoll.

Die hohen Getreidepreise, in Verbindung mit der rasch zunehmenden Bevölkerung und dem wachsenden Arbeitslohn, machen es nötig, zu einer intensiveren Bewirtschaftung des Bodens mit Fruchtwechsel überzugehen. Die Landwirtschaft wird ein auf den größeren Gütern durch Pächter nach wissenschaftlichen Grundsätzen betriebenes Gewerbe. Die kleinen Bauern, die denselben Arbeitslohn bezahlen müssen, können nicht folgen. Sie geraten in eine schwierige Lage. Vor 100 Jahren schrieb Sir Frederik Eden: „Der Verfall der kleinen Eigentümer muß immer bei einem verbesserten Zustande der Landwirtschaft eintreten. Der halbverhungerte Eigentümer von 10—20 Acres wird sein Land dem reichen Nachbar verkaufen, der im großen Stile wirtschaftet"*). Dazu kommt, daß sie auch vom niederen Adel bedrängt werden. Dieser muß, wenn er seine begünstigte Stellung gegenüber dem immer reicher werdenden Mittelstand behaupten will, auf Erhöhung seines Einkommens sinnen. Das geschieht vornehmlich durch Einziehung der Gemeinweiden. Die Bauern verlieren ihre Rechte meist ohne Entschädigung, und ebenso die ländlichen Arbeiter, die das Recht hatten, Schafe und Gänse auf das Gemeindeland zu treiben. Und zugleich werden den Bauern von den reich gewordenen Städtern Summen für ihr Land geboten, die in gar keinem Verhältnis stehen zu dem Ertrag, den ihnen der Boden gewährt. Da ist es denn kein Wunder, daß sie meistens das Angebot acceptieren, um in die aufblühenden Städte zu ziehen und ein bürgerliches Gewerbe zu beginnen.

Durch diesen, schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts beginnenden, immer stärker werdenden Zuzug frischer Kräfte wird das geistige Niveau des Mittelstandes sehr gehoben.

Alle diese Faktoren werden nun noch viel wirksamer, nachdem die großen Erfindungen gemacht sind, die eine vollständige Um-

*) Nasse, in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Heft 27, Seite 134.

wälzung in allen Industriezweigen hervorrufen sollten. Die Spinn- und Webmaschinen kommen zunächst der Baumwollenindustrie, dann aber auch den anderen Textilgewerben zu gute. Die Dampfmaschine schafft eine Kraft, die an Leistungsfähigkeit von keiner anderen übertroffen wird. Diese und noch viele andere Erfindungen, die aufzuzählen hier nicht der Ort ist, in Verbindung mit der Verbesserung der Verkehrswege, namentlich durch Kanalbauten, verschaffen den Engländern eine ungeheure Überlegenheit auf dem Weltmarkt. Baumwolle und Eisen bringen gewaltige Reichtümer in das Land.

Und nun beginnt ein mit noch größerer Energie geführter Krieg gegen die Bauern, wie gegen die Industriearbeiter. Das parlamentarische System zeigt sich hier von einer sehr erbaulichen Seite. Grundeigentümer und Industrielle schließen einen Pakt mit einander: „gebt uns das Land", spricht der Adel, „und nehmt ihr die Menschen, die darauf wohnen." Die Fabrikanten drücken ein Auge zu, wenn die Grundeigentümer die kleinen Bauern und die ländlichen Tagelöhner depossedieren, und die Grundeigentümer drücken beide zu, um nicht den schmählichen Menschenhandel zu sehen, den die Industriellen treiben. Trotz des hohen Gewinnes wird, nach kurzem Steigen, der Arbeitslohn auf ein Minimum herabgedrückt. Sechs- und vierjährige Kinder werden in den Armen- und Waisenhäusern förmlich gekauft, um zu zwölf-, ja fünfzehnstündiger Arbeit in die Fabriken gesperrt zu werden. In der Maschinen-Spitzenindustrie ist sogar ein Fall von regelmäßiger Beschäftigung eines zweijährigen Kindes nachgewiesen*).

Doch diese Seite des Kampfes beschäftigt uns hier nicht. Wir begnügen uns, den Nachweis zu liefern, daß durch den großen Aufschwung, den Handel und Industrie zu Ende des vorigen Jahrhunderts nahmen, die Enteignung der kleinen ländlichen Besitzer in ein rascheres Tempo geriet.

Die Einziehung des Gemeindelandes wird jetzt im großen betrieben. Zwischen 1710 und 1760 waren im ganzen etwa

---

*) Adolf Held: Zwei Bücher zur sozialen Geschichte Englands, Seite 631.

300 000 Acres eingezogen worden; von 1760 bis 1843 werden fast 7 Millionen Acres demselben Prozeß unterworfen.*) Die Aufteilung geschieht aber keineswegs unparteiisch, sondern sie wird von dem Starken vorgenommen auf Kosten des Schwachen. Und dabei rufen die hohen Getreidepreise immer neue Verbesserungen in der Landwirtschaft hervor, welche die Aufwendung größerer Kapitalien nötig machen. Nicht bloß der Bauer, sondern auch der kleine Squire gerät in eine gefährdete Lage. Bei dem wachsenden Reichtum genügt sein Einkommen nicht mehr, um seine Stellung in der Gesellschaft zu behaupten. Er macht Schulden und wird bald genötigt, seinen Besitz an den Städter abzutreten. Dem scharf beobachtenden Adam Smith ist diese Thatsache nicht entgangen. Aber sie paßt nicht in sein System. Er entschuldigt sich beinahe, daß er sie erwähnt. Die betreffende Stelle lautet:**) „Es gehört vielleicht nicht hierher, aber ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß in handeltreibenden Ländern sehr alte Familien, die viele Generationen hindurch große Güter vom Vater auf den Sohn vererbten, sehr selten sind. In Ländern hingegen, die wenig Handel haben, wie Wales oder die schottischen Hochlande, sind sie sehr häufig."

Die Landpreise sind infolge der starken Nachfrage sehr hoch im Verhältnis zu dem Ertrag. Um trotzdem eine Rente herauszuschlagen, beginnen die neuen Besitzer eine möglichst rationelle Bewirtschaftung. Die Arbeiter werden vielfach durch Maschinen ersetzt. Vor allem aber werden aus einer Anzahl kleinerer große Höfe gebildet. Die Pächter, welche diese bewirtschaften, gehören nicht mehr dem Bauern-, sondern dem Mittelstande an. Denn da sie das, was die freiwirkenden Kräfte der Natur hervorbringen, an den Eigentümer abgeben müssen, so erwerben sie ihr Einkommen durch die geistige Arbeit. Auch diese Zusammenlegung kleinerer Güter wird jetzt häufiger. „In der ersten Hälfte des Jahrhunderts", sagt Toynbee, „hatte Laurence, obgleich er die Zusammenlegung vom wirtschaftlichen Gesichtspunkte aus

*) Toynbee, a. a. O. Seite 88.

**) Volkswohlstand, Band 2 Seite 186.

billigte, gemeint, daß die Gehässigkeit, der sich ein legender Landlord aussetzte, als ein starkes Hindernis wirken würde. Aber diese Skrupel waren nun verschwunden. Eden bemerkt im Jahre 1795, wie die Veränderung ununterbrochen vor sich ging, oft begleitet von der Verwandlung von Pflugland in Weide. Er erzählt, wie er in einem Dorfe in Dorsetshire zwei Farmen fand, wo zwanzig Jahre vorher noch dreißig gewesen waren. Der Prozeß vollzog sich ohne Unterbrechung bis in unser Jahrhundert hinein. Cobbet, der 1826 schrieb, sagt: „Im Kirchspiel Burghclere bewirtschaftet unter Lord Carnarvon ein einzelner Farmer als eine einzige Farm das Land, von dem sich noch Lebende erinnern, daß es 14 Farmen bildete, die in anständiger Weise 14 Familien den Unterhalt gewährten". Die Verminderung der Farmen verminderte die Zahl der Farmer, während die Einhegungen die Arbeiter vom Lande wegtrieben, da es unmöglich für sie wurde, zu existieren ohne die Weiderechte auf dem Gemeindeland."*)

Es ist klar, daß diese Umwandlung in den Besitzverhältnissen auf dem platten Lande innerhalb der Gesamtbevölkerung eine Verschiebung unter den drei Bevölkerungsstufen zur Folge haben mußte. Während sich die Bevölkerung Englands bis zum Jahre 1751 nicht stärker als um 3 Prozent in je zehn Jahren vermehrte, betrug die Zunahme in den nächsten drei Decennien schon je 6 Prozent. Von da an wird die Vermehrung eine immer stärkere. Sie betrug von 1781 bis 1791: 9 Prozent, von 1791 bis 1801: 11 Prozent, von 1801 bis 1811: 14 Prozent und von 1811 bis 1821: 18 Prozent. Von nun an ist die Zunahme weniger stark, namentlich infolge der vermehrten Auswanderung, aber sie ist immer noch beträchtlich. Diese ganze Vermehrung entfällt auf die Einwohner der Städte. Die Bevölkerung des platten Landes zeigt nicht nur eine relative Verminderung, sondern sogar eine positive Abnahme. Im Jahre 1811 betrug die ländliche noch 35 Prozent der Gesamtbevölkerung Großbritanniens, im Jahre 1821 war ihr Anteil auf 33, 1831 auf 28 und 1841 auf 26 Prozent gesunken. Noch auffallender sind die positiven Zahlen.

*) Toynbee, a a. O. Seite 89.

In England waren in der Landwirtschaft beschäftigt im Jahre 1851: 2 084 153, 1861: 2 010 454 und 1871 nur noch 1 657 138 Personen.*) Bis 1881 war diese Zahl nach Masse**) auf 1 383 184 Personen gesunken.

Viel schlimmer noch sieht es aus, wenn man die ländliche Bevölkerung Englands nicht bloß nach der Quantität, sondern auch nach der Qualität betrachtet. Die unabhängigen Bauern und die kleinen bäuerischen Pächter sind vollständig verschwunden. Riesige Landkomplexe befinden sich in den Händen von wenigen Reichen. Die Hälfte alles Landes in Großbritannien ist gegenwärtig im Besitz von 2 512 Personen. Diese wohnen in den Städten oder auf ihren Landsitzen. Um die Wirtschaft kümmern sie sich gar nicht. Der Verkehr zwischen ihnen und ihren zahlreichen Pächtern wird durch Agenten besorgt. Die Pächter gehören dem Mittelstande an. Ihr Einkommen ist kein sicheres. Bei steigenden Getreidepreisen können sie reich werden, und sie wurden es in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts. Dagegen ist ihre Stellung bei landwirtschaftlichen Krisen, wie die Gegenwart zeigt, eine sehr gefährdete. Die ländlichen Arbeiter sind eine bedauernswerte Klasse. Ihr Los ist ein viel traurigeres, als das der städtischen Fabrikarbeiter. In manchen Distrikten herrscht das sogenannte Gangsystem. Scharen von Männern, Weibern und Kindern ziehen unter Führung des Gangmeisters von Hof zu Hof, um die Arbeiten im Akkord auszuführen, eine in jeder Beziehung vollständig demoralisierte Bande.

Ziehen wir das Resultat unserer Betrachtungen, so lautet es: auch England hat sich nicht damit begnügt, von den Zinsen zu leben, es hat das Volkskapital selbst aufgezehrt. In einem anderthalbhundertjährigen Kampfe hat der Mittelstand die erste Bevölkerungsstufe vollständig vernichtet. Die Aufhebung der Kornzölle im Jahre 1849 hat den letzten Rest hinweggefegt. Denn jetzt ist der Getreidebau nicht mehr rentabel. Die Viehwirtschaft gewinnt eine immer größere Ausdehnung. Ochs und Schaf haben,

---

*) Toynbee, a. a. O. Seite 87.
**) a. a. O Seite 170.

nach Marx Ausdruck, die Menschen gefressen. Der vermehrte Zuzug frischer Kräfte vom Lande hat seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts das geistige Niveau der städtischen Bevölkerung außerordentlich gehoben. Die Zeit der Napoleonischen Kriege zu Anfang unseres Jahrhunderts bezeichnet etwa den Kulminationspunkt. Die englischen Fabrikanten, die englischen Kaufleute und die englischen Seemänner sind die ersten in der Welt. Die geistige Arbeit des englischen Volkes schlägt überall die Gegner, erobert im Sturme den Weltmarkt. Der ganze Handel der Niederländer und die besten Kolonien fallen den Engländern zu. Mit berechtigtem Selbstgefühl sagen in einer Resolution vom Jahre 1792 die Liverpooler Kaufleute: „Die geniale Arbeitskraft und das Talent unseres Volkes sind so groß, daß es kein Land der Erde gibt, mit dem sie nicht einen freien Handel gewinnreich machen könnten. Und so groß sind Geschicklichkeit und Mut unserer Seeleute, daß keine Küste so gefährlich, kein Land so weit entfernt ist, um ihren Mut zu dämpfen und ihr Landen zu verhindern.“ *)

Die geistige Arbeit ist es gewesen, die diesen außerordentlichen Aufschwung bewirkt hat, sie ist es aber auch gewesen, die die Bevölkerungsverhältnisse so gründlich umgestaltet hat. Gegenwärtig hat England eigentlich nur noch einen Mittel- und einen Arbeiterstand. Das Einkommen fast der ganzen Bevölkerung muß durch die Arbeit, die geistige und die körperliche beschafft werden. Die Hälfte der Gesamtbevölkerung ist für die nötigsten Lebensmittel auf das Ausland angewiesen. Das heißt, die Engländer müssen durch ihre überlegene geistige Arbeit andere Völker nötigen, ihre Naturprodukte gegen diese Arbeit einzutauschen. Wird ihnen das auf die Dauer gelingen?

Wir müssen auf diese Frage leider mit einem bestimmten Nein antworten.

Nachdem jetzt die ganze bäuerische Bevölkerung verbraucht, nachdem das Reservoir vollständig geleert ist, muß notwendig der Bevölkerungsstrom ins Stocken geraten. Die unausbleibliche Folge ist für den Mittelstand ein rasches Sinken des geistigen

*) Held, a. a. O. Seite 532.

Niveaus. Dieses Sinken muß notwendig anhalten, bis der für die Gesamtbevölkerung normale Stand erreicht ist.

Hat das Sinken schon begonnen? Durch die Aufhebung der Korngesetze im Jahre 1849, die eine Menge kleiner Pächter ruinierte, hat der Mittelstand noch einmal einen starken Zuzug tüchtiger Kräfte erhalten. Seitdem sind kaum 40 Jahre verflossen. Aber trotzdem möchte ich glauben, daß bereits Anzeichen vorhanden sind, die darauf deuten, daß sich schon ein Sinken bemerkbar macht.

Es wäre nicht uninteressant, eine Parallele zu ziehen zwischen den Niederlanden und Großbritannien. Die Entwicklung ist eine ähnliche. Beide Länder entfalten ihre Macht während eines langen und schweren Krieges. Beide begründen während dieser Zeit ihren Kolonialbesitz, beide bestreiten die Kriegskosten, trotz des enorm wachsenden Reichtums, nicht durch erhöhte Abgaben, sondern durch Anleihen bei den Reichen. Für beide hat das eine große Schuldenlast zur Folge und einen schweren Steuerdruck, der, anfangs wenig empfunden, später verlangsamend auf den Bevölkerungsstrom wirkt, indem er das Emporkommen frischer Kräfte erschwert. Und wie in den Niederlanden zu Ende des 17. Jahrhunderts, beginnt man in England jetzt die Konkurrenz des Auslandes zu fürchten. Wie dort, schiebt man auch hier die Schuld auf die hohen Löhne. Mehr und mehr beginnt man auch in England Kapital ins Ausland zu schicken, weil man nicht mehr selbst durch geistige Arbeit darauf zu wirken vermag. Im Jahre 1877 betrug in England das Einkommen aus fremden Anleihen, ausländischen Eisenbahnen und Besitzungen 28,2, im Jahre 1884 dagegen 33,9 Millionen Pfund Sterling.*) Im Lande selbst begnügen sich die Kapitalisten mit einem ganz geringen Gewinn. Das in den Spinnereien angelegte Kapital soll sich nicht höher als zu 2 Prozent verzinsen. Schon werden in England selbst Stimmen laut, welche klagen, daß der alte Unternehmungsgeist und die alte Solidität den Kaufleuten abhanden gekommen seien. Man beginnt, ebenfalls ähnlich

*) Nasse: Ein Blick auf die kommerzielle und industrielle Lage Englands. In den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik. N. F. Band 14, Seite 110.

wie in den Niederlanden, sich in immer stärkerem Maße die geistige Arbeit anderer Völker dienstbar zu machen.

Im Handel pflegt sich das Sinken des geistigen Niveaus immer früher bemerkbar zu machen, als in der Industrie. In der letzteren haben die Erfindungen und das angesammelte Kapital eine nachhaltigere Wirkung. Der Handel ist in viel höherem Maße eine rein geistige Arbeit. Darum ist es ein bedenkliches Symptom, wenn die englischen Kaufleute, die im Jahre 1792 eine so stolze Sprache führten, jetzt die Rivalität anderer Völker, namentlich der Deutschen, zu fürchten beginnen. Bei Besprechung des Materials, das die in England im Jahre 1885 eingesetzte Kommission zur Untersuchung der Depression des Handels und der Industrie veröffentlicht hat, sagt Nasse:*) „Die Zeugenaussagen sowohl wie die Konsulatsberichte, welche die Kommission gesammelt hat, sind voll von Anerkennung der kommerziellen Rührigkeit und Thätigkeit der Deutschen, ihrer Fähigkeit, fremde Verhältnisse richtig aufzufassen, und ihrer Bereitwilligkeit, das eigene Handeln denselben anzupassen, während keinem anderen Volke solche Eigenschaften besonders nachgerühmt werden. Fast überall tritt die Geneigtheit hervor, den wachsenden Export deutscher Fabrikate außer auf ihre Wohlfeilheit auf die Gewandtheit und Rührigkeit deutscher Fabrikanten, Kaufleute und Handelsreisenden zurückzuführen. So, um nur ein Beispiel anzuführen, erklärt ein Zeuge den Erfolg der deutschen Seidenindustrie gegenüber der französischen hauptsächlich aus der Art des Vertriebes der Produkte. „Die Deutschen", erzählt er, „kamen auf den Markt und boten Bequemlichkeiten, die keine andere Nation gewähren konnte. Sie waren die ersten, die den Kunden in seiner Sprache anredeten, in seinem Geld und Gewicht rechneten, Vorteile in Bezug auf Zahlung, Quantität der Waren boten, die bis dahin unbekannt waren u. s. w.""

Nicht günstiger lautet das Urteil über die einst so berühmten englischen Seeleute. Nasse führt an, daß es in einem amtlichen Bericht des Handelsamts heißt**): „Die Rheder und die Aufseher

*) A. a. O. Seite 108

**) A. a. O. Seite 156.

des Amtes für die Handelsmarine berichten, daß manche Rheder und Kapitäne den fremden Matrosen vor den englischen den Vorzug geben, weil dieselben nüchterner, gehorsamer und zuverlässiger in Bezug auf Einhaltung ihres Mietskontraktes seien." Es kommt häufig vor, daß in einzelnen Häfen, z. B. in Hull, englische Matrosen in großer Zahl außer Beschäftigung sind und daß an ihrer Stelle fremde, besonders skandinavische, als die besseren engagiert werden. Ein Sachkundiger meinte sogar, der englische Matrose sei im Aussterben.

Ich füge noch eine Notiz aus der „Allgemeinen Zeitung"*) an über die Beschäftigung fremder Commis in England. Sie lautet: „Die „Times" bespricht in einem Leitartikel in gerechter und den Deutschen wohlwollender Weise das von der Londoner Handelskammer gesammelte Material über die Anstellung fremder, das heißt deutscher Commis in englischen Handelshäusern. 35 Prozent der bedeutenderen Firmen der City beschäftigen Ausländer, welche fast ausnahmslos Deutsche sind, und der Rest scheint auch versucht zu sein, das Beispiel nachzuahmen. 39 Prozent aller jungen englischen Handlungsbeflissenen haben angeblich keine nennenswerte Kenntnis des Französischen und Deutschen. Daher sind Handlungshäuser, welche mit dem Auslande Geschäfte machen, gezwungen, Ausländer zu engagieren, welche die Sprache ihrer Korrespondenten lesen und schreiben können. Auch die übrigen Eigenschaften der Deutschen sind den englischen Prinzipalen nicht unwillkommen. Ein deutscher Commis fügt sich im allgemeinen der Ordnung und hält etwas auf sich. Gewöhnlich ist er intelligent und auch in anderen als rein kommerziellen Dingen wohl unterrichtet. Er hat Einsicht in den ganzen Geschäftsbetrieb, und nicht nur in den seines eigenen Departements. Endlich arbeitet er für ein nicht unbedeutend niedrigeres Salair, als sein englischer Konkurrent. Gewöhnlich kennt er daneben drei Sprachen, und es ist daher kein Wunder, wenn englische Prinzipale ihn willkommen heißen. Falls die jungen Engländer sich nicht bald auf die Stufe der Vollkommenheit der Deutschen erheben, und namentlich auch in

*) Nr. 195 vom 16. Juli 1887.

schlechten Zeiten sich mit einem niedrigeren Gehalt begnügen, so werden selbst die Häuser, welche bis jetzt ausschließlich englische Commis beschäftigten, bald von ihrer Regel abgehen. Einige haben in ihren Antwortschreiben ziemlich offen angedeutet, daß sie jetzt schon daran denken. Andererseits darf man aber nicht vergessen, daß die fremden Commis in London und anderen Zentralpunkten ein Elitecorps sind. Sie kommen nach England, als der Handelsuniversität, um die letzte Hand an ihre Ausbildung zu legen. Sie fragen nicht so sehr nach hoher Bezahlung, als nach der Erwerbung von Erfahrung. Gewöhnlich haben sie schon eine gründliche Lehrzeit hinter sich. Sie spielen die Diener in London, Manchester oder Glasgow, um besser die Herren in Berlin, Hamburg oder Frankfurt spielen zu können. Solange Engländer nicht geeignet sind, eine Menge Posten auszufüllen, ist der Beistand gebildeter und fleißiger Ausländer für den britischen Handel von Vorteil. Durch ihre Dienste werden Fortschritte erzielt, welche sonst nicht erreicht werden könnten. Ihre Dienste zurückzuweisen würde ebenso thöricht sein als ein vervollkommnetes Werkzeug nicht zu brauchen aus ritterlicher Vorliebe für ein obsoletes Muster. Die Engländer hätten Ursache, sich zu schämen, daß es nötig ist, Ausländer für Arbeiten zu berufen, wozu Eingeborene tauglich sein sollten. Deutsche Commis strömen nach London, weil der britische Handel sie braucht. Hören sie auf zu kommen, so wird es sein, weil man ihrer nicht länger bedarf. Alles, was wir wünschen, ist, daß sie nicht deshalb allein mehr nach England kommen, weil es ohne sie für unser Land sonst unmöglich wäre, sich mit Andern verständlich zu machen."

Man möchte fast glauben, nicht einen Engländer, sondern einen Niederländer des vorigen Jahrhunderts, etwa Elie Lüzac, zu hören, so vollständig stimmen die Klagen überein. Die Engländer befinden sich in ihrer Entwicklung jetzt da, wo die Niederländer im Jahre 1681 angekommen waren. Wird noch ein Jahrhundert vergehen, bis auch sie ihr 1781 erleben?

Überall, wohin man sieht, machen sich Zeichen bemerkbar, die darauf deuten, daß schon ein Sinken begonnen hat. Ist das aber ein mal der Fall, so geht es rasch und unaufhaltsam abwärts.

Man klagt sogar schon über Mangel an tüchtigen Staatsmännern. Und doch ist der Stand der Grundbesitzer, aus welchem sie hervorzugehen pflegen, derjenige, der sich noch verhältnismäßig am meisten gesund erhalten hat. Allerdings hat die Konzentrierung riesiger Landkomplexe in den Händen einzelner die Verarmung und das Aussterben zahlreicher Glieder des kleinen Landadels zur Folge gehabt. Die Zahl derer, aus denen sich die Staatsmänner rekrutieren, ist eine viel kleinere geworden, während das Bedürfnis mit den auswärtigen Besitzungen gewachsen ist. Außerdem ist zu bedenken, daß das Haus eines kleinen, selbstwirtschaftenden Squires ein günstigerer Boden ist, um kräftige, selbständige Männer heranwachsen zu lassen, als das Schloß eines reichen, nur dem Vergnügen lebenden Lords.

Siebentes Kapitel.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika scheint sich eine Art Kombination von Handelsstaat und ackerbautreibender Kolonie gebildet zu haben; es scheint sich hier ein Mittel- und Arbeiterstand entwickelt zu haben, ehe noch die Nothwendigkeit dafür vorhanden, ehe noch alles anbaufähige Land in Kultur gebracht war. Da letzteres nicht zu bezweifeln ist angesichts der Thatsache, daß sich gegenwärtig die Dichtigkeit der Bevölkerung zu der Deutschlands verhält wie 7 : 87, so müssen wir versuchen, diese eigenthümliche Erscheinung mit dem im ersten Kapitel dieses Buches Entwickelten in Einklang zu bringen.

In populationistischer Hinsicht unterscheiden sich die Kolonien dadurch von den alten Ländern Europas, daß sie nicht, wie diese, alle Kulturstufen schrittweise durchzumachen brauchen. Die Einwanderer nehmen alle Hilfsmittel und alle Bedürfnisse der europäischen Zivilisation mit sich in die neue Heimat. Sodann sind keineswegs alle Einwanderer Landleute, sondern sie gehören in bunter Mischung allen drei Bevölkerungsstufen an. So sind von Anfang an die Bedingungen vorhanden für die Bildung eines eigenen Mittel- und Arbeiterstandes. Dazu kommt es vorläufig trotzdem nicht.

Es gibt eine schöne deutsche Sage. Ein Ritter kommt mit seiner Gefolgschaft an die Mauer des Paradieses. Er möchte gar zu gern wissen, wie es drüben aussieht. Aber die Mauer ist zu hoch. Er läßt einen Knappen auf seine Schultern steigen. Dieser, entzückt von den Herrlichkeiten, die er erblickt, schwingt sich über die Mauer. Ebenso ein zweiter, ein dritter,

bis schließlich der Ritter allein übrig bleibt. Aehnlich ergeht es in der Kolonie den Unternehmern mit ihren eingewanderten Arbeitern. Für einige Zeit lassen diese sich durch die hohen Löhne an die Werkstatt fesseln. Sobald sie aber um sich schauen und die Herrlichkeiten des Landes kennen lernen, sobald sie sehen, daß mit ein paar hundert Dollars eine Landfläche zu erwerben ist, die mit geringerer Mühe einen größeren Ertrag liefert, als die angestrengteste Arbeit, dann sind sie nicht mehr zu halten. So bleibt der Mittelstand ohne Arbeiter. Er muß sich auf den bloßen Handel beschränken, auf den Austausch der Naturprodukte gegen die Arbeit Europa's.

Daher kam es, daß noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts die Bevölkerung der Seestädte in den Vereinigten Staaten gänzlich stationär blieb, während die Gesamtbevölkerung sich so rapid vermehrte, daß sich ihre Zahl in 25 Jahren, in einigen Staaten sogar in 22, ja in 15 Jahren verdoppelte.*)

Unterdes nimmt die Besiedelung zu. Der Gürtel, welcher den Einwanderer von dem unbebauten Boden trennt, wird immer breiter. Es ist ihm schwieriger gemacht, selbständiger Farmer zu werden, er muß länger arbeiten und sparen. Einzelne Industriezweige beginnen sich zu entwickeln. Es muß ja die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse außerordentlich verteuern, wenn die in großen Mengen erzeugten Rohprodukte, wie Baum- und Schafwolle, Leder und dergleichen, zuerst nach Europa transportiert, dann dort verarbeitet und schließlich als fertige Ware wieder zurückgebracht werden müssen. Der hohe Preis reizt fortwährend, wenigstens diejenigen Waren, die weniger Arbeit erfordern, im Lande selbst herzustellen.

Trotzdem wäre noch eine lange Zeit verflossen, bis es die Vereinigten Staaten zu einer nennenswerten Industrie gebracht hätten, wenn man nicht den Bevölkerungsstrom künstlich in unnatürliche Bahnen gelenkt hätte. Das amerikanische Volk wäre ein Bauernvolk geblieben, das seinen Überschuß an Naturprodukten zum Kauf europäischer Arbeit und seinen Überschuß an Menschen

*) Malthus: Bevölkerungsgesetz, Seite 392.

zur weiteren Besiedelung des ungeheuren Gebietes verwendet hätte. Nach und nach hätten sich einzelne Industriezweige entwickeln können, aber erst nachdem die erste Bevölkerungsstufe keinen Raum zu weiterer Ausdehnung gefunden, hätte ein zahlreicher Mittel- und Arbeiterstand entstehen können. Allmählich wären dann die verschiedenartigen Elemente zu einem eigenartigen homogenen Volk zusammengewachsen. Und wenn schließlich der gesamte kräftige Überschuß der ganzen großen, einige hundert Millionen umfassenden, bäuerischen Bevölkerung genötigt gewesen wäre, in den Mittelstand überzugehen, dann wären alle Bedingungen vorhanden gewesen, um eine Kulturblüte sich entfalten zu lassen, wie die Welt wenige gesehen.

Das alles ist durch eine kurzsichtige Gesetzgebung vereitelt worden.

Es liegt ja im Wesen der Republik, daß hier dem Mittelstande regelmäßig die Herrschaft zufällt. Dieser hat aber nur in seltenen Fällen das Wohl des Ganzen im Auge, gewöhnlich verfolgt er nur sein eigenes Interesse. Adam Smith sagt von ihm*): „Auf Vorschläge zu neuen Gesetzen oder Regelungen des Verkehrs, welche von dieser Seite kommen, sollte man stets nur mit der größten Vorsicht hören und sie niemals annehmen, bevor man sie nicht nur mit der gewissenhaftesten, sondern auch mit der argwöhnischsten Aufmerksamkeit lange und reiflich geprüft hat. Sie kommen von einer Klasse von Leuten, deren Interesse niemals genau mit dem öffentlichen zusammenfällt, die gewöhnlich ein Interesse haben, das Publikum zu täuschen und selbst zu bedrücken, und die es wirklich bei vielen Gelegenheiten getäuscht und bedrückt haben."

Diesen weisen Rat hat man in den Vereinigten Staaten nicht befolgt. Das Interesse des Landes erforderte, daß sich der Überschuß der ländlichen Bevölkerung so gut wie die große Masse der Einwanderer, auch noch ferner der Landwirtschaft zuwandte. Im Interesse des Mittelstandes dagegen lag es, durch künstliche Mittel einen Arbeiterstand hervorzurufen, um sich

*) Volkswohlstand, Band 1, Seite 346.

mit Hilfe desselben durch Schaffung einer mächtigen Industrie die Quelle zu neuen Reichtümern zu eröffnen.

Der Mittelstand erreicht seine Absicht durch die Einführung eines hohen Schutzzolles. Nach dem Tarife vom 2. März 1861 bezahlen die eingeführten Waren durchschnittlich zwischen 70 und 100 Prozent Zoll. Dieser Tarif kommt für die meisten Waren in seiner Wirkung einem Einfuhrverbot gleich. Jetzt haben es die Unternehmer in der Hand, die Preise für alle Industrieartikel zu einer fast beliebigen Höhe hinaufzuschrauben. Die hohen Löhne, die sie infolge dessen zahlen können, locken einheimische und fremde Arbeiter in die Fabriken. Die industrielle Thätigkeit nimmt einen staunenswerten Aufschwung. Die ungeheuren Reichtümer, die dem Mittelstande zufallen, benutzt er, um seine Macht zu vergrößern, seinen Wirkungskreis auszudehnen. Den ganzen Verkehr, das gewaltige Eisenbahnnetz, die Dampfschiffslinien, die Telegraphen bekommt er in seine Hand.

Vielleicht wäre es aber dem Mittelstande doch nicht gelungen, einen ständigen, bleibenden Arbeiterstand ins Leben zu rufen, wenn er nicht in seinem Kampfe gegen die beiden anderen Bevölkerungsstufen noch ein weiteres Mittel angewandt hätte. Gerade die hohen Löhne mußten es ja dem strebsamen Arbeiter erleichtern, in verhältnismäßig kurzer Zeit die nötigen Ersparnisse zurückzulegen, um sich als Farmer ansiedeln zu können. Wollte der Mittelstand den Arbeiter vollständig in seine Hand bekommen, so mußte er ihm diese Aussicht nehmen. Das geschieht dadurch, daß einzelne oder Gesellschaften von Kapitalisten alles noch disponible anbaufähige Land aufkaufen. Zweierlei erreichen sie dadurch. Zunächst steht es jetzt bei ihnen, auch die Landpreise zu erhöhen. Was aber wichtiger ist, indem sie auf den weiten Strecken mit Hilfe von Maschinen und gedungenen Arbeitern einen Raubbau beginnen, gelingt es ihnen, die Getreidepreise so weit herabzudrücken, daß das Gewerbe eines Farmers nichts Verlockendes mehr hat.

Auf diese Weise hat es der herrschende Mittelstand erreicht, daß die Bevölkerung der Vereinigten Staaten gegenwärtig bereits eine ähnliche Zusammensetzung zeigt, wie die der alten Länder Europas, trotzdem das Land mit Leichtigkeit die zehnfache Menschen-

zahl ernähren könnte. Neben der ländlichen Bevölkerung giebt es einen zahlreichen, durch enormen Reichtum mächtigen Mittelstand. Die Menge der eigentlichen Arbeiter ist so groß, daß die Vereinigten Staaten gegenwärtig fast alle Industriewaren selbst hervorbringen. Ja, manche Erwerbszweige, die in Europa noch handwerksmäßig betrieben werden, sind in Amerika ebenfalls dem Großbetrieb anheimgefallen. Die Vermehrung der städtischen Bevölkerung ist infolge der hohen Löhne viel stärker als die der ländlichen. Im Jahre 1860 wohnten in Städten von mehr als 8 000 Einwohnern erst 16,1, im Jahre 1880 dagegen schon 22,5 Prozent der Gesamtbevölkerung. Schon beginnt die dritte Bevölkerungsstufe, der Arbeiterstand, gegen die Grenze der Unterhaltsmittel zu drängen. Die Löhne fangen an zu fallen, die Verwendung von Frauen und Kindern in den Fabriken wird immer häufiger, Landstreicher und Bettler, eine früher unbekannte Erscheinung, sind nicht mehr selten. In den ersten Monaten des Winters von 1885 auf 1886 wurde in New-York allein die Zahl der Arbeitslosen auf 75 000 geschätzt. Bis jetzt haben die Fabriken noch den ganzen Überschuß der Arbeiterbevölkerung aufnehmen können. Aber es werden schon Stimmen laut, die eine Erweiterung des Absatzgebietes für nötig halten. Daran ist aber kaum zu denken, solange nicht der durch den Schutzzoll ermöglichte hohe Lohn viel niedriger wird. Was soll unterdes aus dem Überschuß des Arbeiterstandes werden? Eine zahlreiche Armee, die ihn aufnehmen könnte, existiert nicht. Die Handelsflotte der Vereinigten Staaten ist verhältnismäßig klein. Der Weg zum Lande, zu den freiwirkenden Kräften der Natur, ist durch den Mittelstand versperrt. Wie sollte ein Neuling Hoffnung haben, sich zu behaupten, wo das kaum den alten Farmern gelingt? Denn schon zeigt sich auch die Wirkung des Kampfes, den der Mittelstand gegen die ländliche Bevölkerung begonnen hat. Zwar im Westen breitet sie sich noch weiter aus, aber in den Oststaaten ist ihre Lage bereits eine gefährdete. Bei den teuren Arbeitskräften können die kleinen Grundeigentümer nicht mit den durch Maschinen bestellten Großfarmen konkurrieren. Der Übergang zu einer intensiveren Wirtschaft ist aber nur in der Nähe größerer Städte rentabel. Die Bauernbevölkerung ist

nicht bloß genötigt, ihren Überschuß an Menschen an den Mittelstand abzugeben, sondern vielfach geht auch schon ihr Grundeigentum an diesen über. Im Jahre 1880 wurden von den sämtlichen Farmen der Union 74,5 Prozent von Eigentümern bewirtschaftet, 8,0 Prozent waren gegen eine feste Geldrente und 17,5 Prozent gegen einen Gewinnanteil verpachtet. Im Westen ist die Pacht noch sehr selten, in einigen der alten Staaten ist dagegen schon die Hälfte der Bauern aus dem Eigentum hinausgedrängt worden.

Möchte man bei Betrachtung dieser Thatsachen nicht glauben, einen alten Staat vor sich zu haben, ein Land, das seine Bevölkerung nicht mehr zu ernähren vermag, so daß ein Teil derselben sich genötigt sieht, für fremde Völker zu arbeiten? Daß dieses nicht der Fall ist, zeigt ein Blick auf die Handelsbilanz. Im Jahre 1888 betrug der Wert der aus den Vereinigten Staaten ausgeführten inländischen Produkte rund 724 Millionen Dollars und von dieser Summe entfielen nicht weniger als 500 Millionen auf Produkte der Landwirtschaft.

So verschieden sich hiernach auch das Bild gestaltet, trotzdem ist der Hergang ein ganz ähnlicher, wie in den bisher betrachteten Ländern. Der Unterschied besteht nur darin, daß die Getreideeinfuhr, durch die es dem Mittelstand ermöglicht wird, die Preise der landwirtschaftlichen Produkte herabzudrücken und die ländliche Bevölkerung in städtische zu verwandeln, nicht aus fremden Staaten erfolgt, sondern aus Teilen des eigenen Gebietes. Das ist aber zugleich auch der wunde Punkt in der Volkswirtschaft der Vereinigten Staaten. Hier ist, ohne daß ein Zwang vorlag, durch künstliche Mittel hervorgerufen, was in den Industriestaaten Europas in natürlicher Entwickelung zur Notwendigkeit geworden war. Und die Folge ist, daß die Union, dieser jüngste und am dünnsten bevölkerte Handelsstaat, der sozialen Revolution vielleicht näher steht, als die alten Länder Europas.

Die politischen Schriftsteller haben sich in den letzten Jahren angesichts der Konkurrenz, welche die amerikanische Landwirtschaft der europäischen macht, häufig mit den wirtschaftlichen Verhältnissen der Vereinigten Staaten beschäftigt. Man hat die Frage

aufgeworfen, ob diese Konkurrenz lange anhalten werde? Und man hat geglaubt, sie verneinen zu können, weil die amerikanische Bevölkerung so rasch wachse, daß sie bald die Mehrproduktion selbst brauchen werde. Diesem Schluß kann ich nicht so ohne weiteres beistimmen. In den letzten Zeiten ist die Zunahme nur noch zum kleinsten Teile durch eine weitere Ausbreitung der ersten Bevölkerungsstufe erfolgt. Den Hauptanteil hatte die neu entstandene dritte Bevölkerungsstufe. Da aber gegenwärtig die amerikanische Industrie nicht mehr erheblich zunehmen kann, solange die hohen Löhne ihr das Ausland verschließen, so muß jetzt in der Vermehrung der Arbeiter, ähnlich wie bei der ländlichen Bevölkerung, eine bedeutende Verlangsamung eintreten. Die Konkurrenz kann also anhalten bis es den beiden anderen Bevölkerungsstufen gelingt, sich im Kampfe gegen den Mittelstand wieder den Zugang zum Lande zu sichern, das heißt, bis die Vereinigten Staaten das bisherige Wirtschaftssystem aufgeben und eine Politik befolgen, die mehr das Wohl des Staates, als das Interesse des augenblicklichen Mittelstandes im Auge hat.

Achtes Kapitel.

Das heutige Deutschland.

Um nicht durch Wiederholungen zu ermüden, werden wir uns bei Betrachtung der deutschen Verhältnisse möglichst kurz fassen und nur diejenigen Punkte hervorheben, die entweder neu sind, oder besonders scharf hervortreten. Eine einheitliche Darstellung wäre überhaupt nicht möglich; die Untersuchung müßte für jeden einzelnen der Territorialstaaten durchgeführt werden.

Fast ein Jahrhundert braucht der deutsche Bauernstand, um das durch den dreißigjährigen Krieg entvölkerte und verwüstete Land wieder auszufüllen und anzubauen. Man hat diese Zeit einen hundertjährigen Todesschlaf genannt. Nicht ohne Grund, wenn man nur die Städte ins Auge faßt, aber gar sehr mit Unrecht, wenn man dabei an das ganze Volk denkt. Es ist eine Zeit der emsigsten Thätigkeit, aber es ist die wenig bemerkte Maulwurfsarbeit des deutschen Bauern. Nach einigen Generationen ist die erste Bevölkerungsstufe wieder an der Grenze der Unterhaltsmittel angelangt. Der Überschuß der ländlichen Bevölkerung wendet sich wieder den Städten zu. Und dieses Zuströmen frischer Kräfte ruft in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, zum dritten Male in der deutschen Geschichte, einen Geistesfrühling hervor. Gegen das Ende des Jahrhunderts tritt dann wieder eine Depression ein, die ein halbes Jahrhundert dauert. Zum Teil ist diese bewirkt durch die großen Verluste an Menschen wie an Gütern, welche Deutschland während der Napoleonischen Kriege erleidet. Einen viel größeren Einfluß hat aber jedenfalls die große Veränderung, die in dieser Periode mit der Landwirtschaft vor sich geht. Durch

Aufhebung der Erbunterthänigkeit und Ablösung der Reallasten wird in den meisten Gegenden erst ein freier Bauernstand geschaffen. Diese Reformen zusammen mit der gleichzeitigen Einführung einer besseren Wirtschaftsmethode fesseln eine größere Menge Menschen an das Land, ermöglichen einer größeren Anzahl hier den Unterhalt zu gewinnen. Darauf findet wieder, und zwar, infolge der Vermehrung der ländlichen Bevölkerung, ein verstärkter Zuzug in die Städte statt, der vor der Mitte dieses Jahrhunderts beginnt und bis in unsere Zeit andauert.

Während der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts sind die Deutschen noch im wesentlichen ein ackerbautreibendes Volk. Dann beginnt auf allen Gebieten des Geisteslebens ein außerordentlicher Aufschwung, hervorgerufen durch das infolge des Zuströmens frischer Kräfte hoch gestiegene geistige Niveau des Mittelstandes. Zu den militärischen und politischen Erfolgen gesellt sich eine Blüte des Handels und der Industrie. Auf allen Gebieten, auf denen die Natur ihnen ein Mitwerben nicht versagt hat, treten die Deutschen zum Wettkampf mit den anderen Nationen in die Schranken, und nach einer Generation haben sie sich nächst England unter den handeltreibenden Völkern den ersten Platz erobert. Die Einwohnerzahl der größeren Städte wächst rasch, der Mittelstand vermehrt sich fortwährend, in viel höherem Maße aber der Arbeiterstand. Schon ist es dahin gekommen, daß das Land selbst nicht mehr die erforderlichen Naturprodukte hervorbringt, daß ein Teil der nötigsten Nahrungsmittel vom Auslande gegen deutsche Arbeit eingetauscht werden muß.

Ist dieser vollständige Umschwung im wirtschaftlichen Leben ohne Einfluß geblieben auf die ländliche Bevölkerung? Hat nicht auch in Deutschland der wachsende Reichtum des Mittelstandes zersetzend auf den Bauernstand gewirkt? Bei einer Wanderung durch das Land möchte man fast glauben, daß die schlimmen Folgen, wie wir sie bei der Betrachtung der anderen Länder kennen gelernt haben, in Deutschland bis jetzt nicht eingetreten seien. Äußerlich hat sich das Bild wenig geändert. Überall findet man blühende Dörfer. Noch sitzt der Bauer als Herr auf seinem eigenen Hofe. Wenigstens von dem mittleren und kleinen Grund-

besitz ist so gut wie gar nichts in das Eigentum des Mittelstandes übergegangen. Kleine Pächter sind in den meisten Gegenden noch eine unbekannte Erscheinung.

Trotzdem würde sich sehr täuschen, wer aus diesen Symptomen auf wirtschaftliche Gesundheit schließen wollte. Der Vernichtungskampf des Mittelstandes gegen die ländliche Bevölkerung hat auch in Deutschland nicht bloß bereits begonnen, sondern er ist schon recht weit fortgeschritten. Nur die Form, in der sich der Kampf abspielt, die Waffen, die verwendet werden, sind andere, als in den bis jetzt betrachteten Ländern.

Die Verwandlung des gebundenen Besitzes in freies Eigentum hatte dem Bauer die freie Verfügung über den Grund und Boden gegeben, die Anwendung des römischen Erbrechtes hatte alle Kinder gleichgestellt. Eine strikte Durchführung dieses Grundsatzes hätte, ähnlich wie es in Frankreich durch den Code Napoleon geschehen, in wenigen Generationen zu der kümmerlichsten Zwergwirtschaft führen müssen. Zum Glück zeigte sich jedoch der gesunde Bauernverstand der Einsicht der Gesetzgeber überlegen. In den meisten Landesteilen bildet sich ein Gewohnheitsrecht aus, wonach der Hof ungeteilt auf einen Sohn übergeht, mag es nun der jüngste oder der älteste sein, oder mag der Vater den geeignetsten aussuchen. Die übrigen Kinder werden, in der Regel bei Lebzeiten der Eltern, abgefunden.

Bei diesem Modus der Abteilung besteht, trotz des Widerspruches zwischen dem geltenden Gesetz und dem Gewohnheitsrecht, keine große Gefahr für den Bauernstand, solange Deutschland im wesentlichen ein ackerbautreibendes Land bleibt. Das ändert sich aber, sobald Handel und Industrie aufzublühen beginnen. Die rasch wachsende städtische Bevölkerung macht eine vermehrte Zufuhr von Lebensmitteln nötig. Trotz der Einführung einer intensiveren Wirtschaft vermag das Land kaum den Bedarf zu decken. Die Preise der landwirtschaftlichen Produkte steigen infolgedessen, und mit ihnen steigen die Landpreise. Dieses stetige, bis in die sechziger Jahre anhaltende Indiehöhegehen der Landpreise ist die Ursache, daß sich jetzt neben dem auf der Grundrente basierten Wert für den Grundbesitz ein besonderer Verkaufswert bildet. Mehrere

Faktoren wirken zusammen, um den Unterschied zwischen diesem und dem reellen Wert zu einem sehr bedeutenden zu machen. In Deutschland gilt ja noch heute in vielen Kreisen die Landwirtschaft für ein außerordentlich leicht zu erlernendes Gewerbe. Söhne vermögender Familien werden häufig, wenn es ihnen für einen höheren Beruf an der nötigen Begabung fehlt, Landwirte. Wenn es dem dummen Bauer, der nie aus seinem Dorfe herauskam, möglich ist, sich anständig durchzuschlagen, dann muß es, so rechnen sie, dem intelligenten Städter, zumal wenn er eine landwirtschaftliche Akademie besucht hat, ohne Mühe gelingen, sich eine behagliche Existenz zu begründen. Dadurch entsteht eine stärkere Nachfrage, welche die Landpreise in die Höhe treibt. Dieses ununterbrochene Steigen veranlaßt dann wieder das angesammelte städtische Kapital zur Spekulation in Grundbesitz. Man bezahlt einen Kaufpreis, der zu der Grundrente in gar keinem Verhältnis mehr steht, nur in der Erwartung, nach einigen Jahren mit Vorteil verkaufen zu können.

Diese mehr und mehr sich vergrößernde Differenz zwischen Verkaufswert und reellem Wert konnte bei Erbregulierungen und Abteilungen nicht ohne Einfluß bleiben. Und zwar mußte die Gefahr mit der zunehmenden Verschuldung wachsen. Nehmen wir ein praktisches Beispiel. Der Verkaufswert eines Bauernhofes betrage 90 000 Mark. Dann ist bei den heutigen Verhältnissen höchstens auf eine Verzinsung zu drei Prozent zu rechnen. Der Reingewinn beträgt also 2 700 Mark. Drei gleichberechtigte Kinder wollen sich über die Teilung vergleichen. Der älteste Sohn erklärt sich bereit, den Hof zu übernehmen, wenn ihm ein Reinertrag von mindestens 1 000 Mark verbleibt. Beim Verkauf würden auf jedes der Kinder 30 000 Mark entfallen. Für die Aufnahme einer vierprozentigen Hypothek stehen dem Übernehmer aber nur 1 700 Mark Rente zur Verfügung, die einem Kapital von 42 500 Mark entspricht. In diesem Falle würde also jedes der beiden abgefundenen Kinder statt 30 000 Mark 21 250 Mark erhalten. Der Unterschied ist zwar kein geringer, aber das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Wunsch, den väterlichen Hof der Familie zu erhalten, pflegt auf dem Lande so groß zu sein, daß wohl

ziemlich ohne Ausnahme die Geschwister sich zu diesem Opfer bereit erklären würden. Schwieriger aber wird es, wenn der Hof bereits verschuldet ist. Nehmen wir denselben Fall. Die alte vierprozentige Hypothek betrage 40 000 Mark, die Zinsen also 1 600 Mark. Will der älteste Sohn zu denselben Bedingungen wie vorhin, also mit 1 000 Mark Reinertrag übernehmen, so bleibt ihm für die Abfindung der Geschwister nur eine Rente von 100 Mark. Jedes derselben würde also nur auf die Auszahlung eines Kapitals von 1 250 Mark rechnen können, während beim Verkauf, nach Abzug der Schulden, sein Anteil immer noch 16 666 Mark, mehr als das zehnfache, betragen würde. Werden die Geschwister auch zu einem so großen Opfer bereit sein? Und wird es der übernehmende Bruder über sich gewinnen, auf eine scheinbar so ungerechte Teilung zu dringen? Sehr oft wird er wohl in eine so hohe Belastung willigen, daß nach einigen Jahren der Besitz nicht mehr zu behaupten ist.

Trotz aller Opferwilligkeit schreitet so die Verschuldung von Generation zu Generation fort, so daß an eine Abschüttelung der Last aus den Wirtschaftsüberschüssen bald überhaupt nicht mehr zu denken ist. Sind unmündige Kinder vorhanden, dann ist ein mit Schulden belasteter Hof in der Regel für die Familie verloren. Denn das Gericht besteht als Kuratelbehörde, wenigstens in Bayern, mit der größten Strenge darauf, daß bei der Erbregulierung der Verkaufswert zu Grunde gelegt werde. In solchen Fällen kommt es nicht selten vor, daß die Kinder nach erlangter Großjährigkeit zu einer neuen, billigeren Teilung schreiten.

Wesentlich gefördert wird die Verschuldung des Bauernstandes durch das Bedürfnis des Mittelstandes, für seine Überschüsse eine sichere Anlage zu finden. Die Beförderung des ländlichen Kredits galt vor einigen Jahrzehnten für ein gutes Werk. Man hatte dafür eine sehr schöne Phrase erfunden. Man nannte es „das Land mit Kapital befruchten." Zum Wohle der Bauern wurden überall Geldinstitute gegründet. Und die Früchte gediehen herrlich, nur reiften sie nicht für die Bauern, sondern für den Mittelstand.

Ende der sechziger Jahre sind die Güterpreise im Verlaufe einiger Jahrzehnte nahezu um das Doppelte gestiegen. Da tritt

der Prozeß in ein neues Stadium. Die Einfuhr ausländischen Getreides beginnt. Die landwirtschaftlichen Produkte fallen rasch im Preise. Der Arbeitslohn dagegen steigt noch, dank der anhaltenden Zunahme der städtischen Industrie. Auch die Landpreise fallen, aber lange nicht in demselben Verhältnisse, wie die Getreidepreise. So bleibt die frühere Differenz zwischen reellem Wert und Verkaufswert bestehen, ja sie vergrößert sich noch. Denn jetzt hat der Mittelstand, voran die großen Geldinstitute, als Gläubiger ein Interesse daran, die Preise möglichst hoch zu erhalten. Der Bauernstand kommt in die Notlage, nicht bloß bei Erbteilungen, sondern bei schlechten Ernten und jedem anderen Mißgeschicke den Kredit des Städters in Anspruch nehmen zu müssen. Die Verschuldung nimmt unaufhaltsam zu.

Leider besitzt weder Deutschland, noch eines der anderen Länder, in denen ähnliche Verhältnisse herrschen, eine irgend genügende Verschuldungsstatistik. Daß die Summe, mit welcher die ländliche Bevölkerung dem städtischen Mittelstande allmählich tributpflichtig geworden ist, eine ungeheure sei, darüber herrscht jedoch kein Zweifel. Wenn mit einem Schlage die deutschen Bauern nach englischem Muster in Pächter verwandelt würden, so ist es sehr fraglich, ob die gesamte Pachtsumme die Höhe der gegenwärtig jährlich zu zahlenden Hypothekenzinsen erreichen würde.

Es sind in einzelnen deutschen Ländern in den letzten Jahren Untersuchungen über die Lage der Landwirtschaft angestellt worden. Für Preußen wurde konstatiert, daß die Verhältnisse nur in der Provinz Schleswig-Holstein gute seien. Ich kenne die Lage der Landwirtschaft in diesem meinem Heimatlande einigermaßen, und ich muß sagen, wenn man die dortigen Verhältnisse gut nennen kann, dann muß es in anderen Provinzen sehr schlimm aussehen.

Trotzdem gibt es noch Leute, die nicht an eine Notlage der Landwirtschaft glauben wollen. Das bayerische statistische Bureau veröffentlicht in seiner Zeitschrift jedes Jahr eine Statistik der Zwangsveräußerungen. Mit Genugthuung wird da konstatiert, daß die Vergantungen seit dem Jahre 1882 fortwährend abgenommen haben. Der Eifer, mit dem man sich auf diese Zahlen stürzte, hat etwas Rührendes. Wenn ich mich recht erinnere, sind sie

sogar bei einer Reichstagsdebatte als unwiderleglicher Beweis angeführt worden, daß in der Lage der Landwirtschaft eine Besserung eingetreten sei. Für mich beweisen diese Zahlen gar nichts, solange nicht zugleich konstatiert wird, ob die Bankinstitute oder Privatgläubiger durch Einleitung des Verfahrens ihre Hypotheken gerettet haben oder nicht. Auch da fehlt es für Deutschland an einer Statistik. Doch dürfte man nicht weit fehlgehen, wenn man aus den ähnlichen Verhältnissen eines Nachbarlandes auf die deutschen schließt. Im cisleithanischen Österreich betrug während der zwei Jahre 1878 und 1879 der Erlös aus den zwangsweise verkauften großen, mittleren und kleinen Besitzungen 44 570 384 Gulden. Die auf diese Besitzungen eingetragenen Schulden beliefen sich auf 86 102 565 Gulden. Die Gläubiger fielen also aus mit 41 532 181 Gulden oder beinahe mit der Hälfte ihrer Forderungen.

Bei solchen Gelegenheiten zeigt sich recht deutlich, daß der Verkaufswert des Landes, der bei Erbteilungen und bei Belehnungen zu Grunde gelegt wird, ein vollständig imaginärer ist. Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich, daß sich die Gläubiger sehr besinnen, ehe sie ein Zwangsverfahren beantragen, zumal in einem Lande, wo jeder Fall amtlich registriert wird. Begründete Aussicht, ihr Darlehen herauszubekommen, haben sie sehr selten. Was aber thun, wenn der Bauer erklärt, daß er die Zinsen nicht bezahlen kann? Der Privatgläubiger wird sich in solchen Fällen wohl oft zu Nachlässen oder zur Stundung bequemen. Die unpersönliche Bank kann das nicht gut. Für sie liegt die Gefahr nahe, in der Hoffnung auf bessere Zeiten oder einen günstigen Verkauf, einen weiteren Kredit zu bewilligen, um ihre Bilanz nicht zu alterieren. So bedeutet die Einleitung eines Zwangsverfahrens kaum mehr als einen Schreckschuß für die vielleicht im Zinsenzahlen lässig werdenden Nachbarn, eine Mahnung, den Gurt enger zu schnallen und intensiver zu hungern.

Wer in irgend einem Teile Deutschlands die Lage der Landwirtschaft näher kennt, der wird in der That kaum zweifeln können, daß, wenn gegenwärtig der Kredit des Städters von der ländlichen Bevölkerung in Anspruch genommen wird, das in den aller-

meisten Fällen aus Not geschieht, daß ein guter Teil der Hypothekenzinsen nicht mehr aus den Erträgen der Wirtschaft, sondern durch Kontrahierung neuer Schulden bezahlt wird. Es wäre sonst nicht wohl zu erklären, daß die Verschuldung von Grund und Boden noch immer zunimmt. Vom 1. April 1886 bis zum 1. April 1887 betrug allein in Preußen die Zunahme 133 160 807 Mark*). Und zwar ist hier nur das landwirtschaftlich benützte Grundeigentum berücksichtigt. Diese Ausscheidung ist für Österreich nicht gemacht worden. Dort betrug in dem neunjährigen Zeitraum von 1871 bis 1879 die Zunahme der Belastung für das gesamte Grundeigentum, also städtische und Bergwerksgründe eingeschlossen, rund 938 Millionen Gulden.

Wie wird das enden? Wenn der Vernichtungskampf in der bisherigen Weise fortgeführt wird, dann dürfte eine entsetzliche Katastrophe nicht mehr fern sein. Der Unterschied zwischen den nominellen Landpreisen und dem reellen Wert ist größer, denn je. Nicht bloß die ganze Grundrente, sondern auch noch einen Teil des Arbeitslohnes muß der Bauer in die Stadt tragen. Man wird vielleicht fragen: wenn die Preise so hoch sind, warum verkauft denn der Bauer nicht? Man frage ihn doch selbst, ob er keine Neigung dazu hat, und man wird in der Regel die Antwort erhalten: wie gern, wenn sich nur ein Liebhaber fände! Aber der findet sich selten, eben weil die heutigen Landpreise Liebhaberpreise sind. Hat der verschuldete Bauer Gelegenheit, zu verkaufen, so wird er es in der Regel thun, wenn ihm nach Bezahlung der Schulden ein paar Tausend Mark übrig bleiben, mit denen er sich und den Seinen in Amerika ein besseres Heim gründen kann. Gelingt das nicht, so wirtschaftet er eben fort, solange es geht. Und wenn ihn vor der Vergantung die Verzweiflung über seine Lage, der Kummer über das Schicksal seiner Familie zur Flasche greifen läßt, dann registriert der gewissenhafte Statistiker den Fall unter der Hauptabteilung: eigene Schuld, Spezialrubrik: liederliche Wirtschaft, Spiel, Trunksucht u. s. w.

---

*) Zeitschrift des Kgl. Preuß. Stat. Bureaus, 27. Jahrgg. (1887.) S. 192.

Zweite Abteilung.

Die Aufgabe des Staates.

Erstes Kapitel.

Staat und Gesellschaft.

Besteht ein Unterschied, oder gar ein Gegensatz zwischen der Gesellschaft und dem Staat? Sind die Wörter nicht synonym, sind sie nicht beide Kollektivbegriffe für die Bevölkerung eines Landes? Die Antwort läßt sich im Malthus'schen Sinne kurz fassen. Allerdings, so würde sie lauten, ist es dieselbe Bevölkerung, welche die Gesellschaft wie den Staat bildet, aber in dem ersteren Falle ist es die Bevölkerung, insofern sie das Bestreben hat, sich in geometrischer Progression zu vermehren, im zweiten, insofern sie auf die Dauer höchstens in arithmetischer Progression zunehmen kann.

Die Grundlage der Gesellschaft ist die Familie; die mächtige Triebfeder, welche das Räderwerk der Maschine in Bewegung setzt und erhält, ist der Egoismus. Von der Sorge um das eigene Wohl und das der Seinen getrieben, kämpft der einzelne den Kampf ums Dasein. Sein Ziel ist, sich einen möglichst großen Anteil an dem Gesamteinkommen zu sichern, und wenn er zu dem Zwecke die Existenz anderer vernichten müßte. Nicht das Wohl der Gesamtheit liegt ihm am Herzen, sondern er strebt nur danach, eine sichere Grundlage zu schaffen für einen möglichst langen Bestand seiner Familie. Liegt es in seiner Hand, so wird er es regelmäßig vorziehen, seine Nachkommen reich in einem armen Lande, als arm in einem reichen Lande zu hinterlassen.

Die allgemeine und ungehinderte Konkurrenz ist nach Adam Smith nicht nur der beste Regulator, der für die gerechteste Verteilung des Einkommens sorgt, sie bewirkt zugleich, daß von der Gesamtheit das größtmögliche Quantum Arbeit geleistet wird. Er überträgt darum den Konkurrenzkampf, das geistige Faustrecht, auch auf das politische Gebiet. Die Thätigkeit des Staates hat sich nach ihm darauf zu beschränken, die der freien Entwicklung der wirtschaftlichen Kräfte in Landwirtschaft, Gewerbe, innerem und auswärtigem Handel entgegenstehenden Hindernisse und Schranken zu beseitigen. Für alles übrige sorgt die freie Konkurrenz. Das Unterliegen des einzelnen im legalen Konkurrenzkampfe ist nie zu beklagen, weil es stets den Sieg des wirtschaftlich Stärkeren bedeutet. Das gilt nicht bloß vom Individuum, sondern auch von ganzen Bevölkerungsklassen. Läßt sich das Handwerk durch die Fabrik verdrängen, so zeigt es eben dadurch, daß es nicht mehr existenzberechtigt ist. Ebenso, wenn in der Landwirtschaft der kleine und mittlere Besitz vom großen absorbiert wird. Der kapitalkräftige Großgrundbesitzer, der mit Pächtern und Tagelöhnern wirtschaftet, ist im Stande, größere Mittel aufzuwenden und die Arbeitskraft intensiver auszunutzen. So wird, zum Vorteil des Volkes, um denselben Preis ein größeres Quantum Güter hervorgebracht. Die Entvölkerung des platten Landes hat nichts zu bedeuten. Es findet nur ein Platzwechsel statt, da jede verschwindende ländliche Familie mindestens durch eine, in der Regel aber durch mehrere städtische Familien ersetzt wird. So lange das Volkseinkommen zunimmt, und, dadurch hervorgerufen, die Volkszahl steigt, ist das immer ein untrüglicher Beweis für die wirtschaftliche Gesundheit des Volkes. Die Mehrung des Gesamteinkommens ist also das Ziel aller Volkswirtschaft. Die wird aber am besten erreicht durch die unbeschränkte Konkurrenz.

Nun können zwar angesichts der historischen Thatsachen auch die Anhänger von Adam Smith nicht läugnen, daß eine hohe Volksblüte niemals von langer Dauer ist, daß dem Steigen regelmäßig ein tieferer Fall folgt. Dafür ist aber nach ihnen nicht die Wirtschaftsmethode verantwortlich zu machen. Denn die Ge-

schichte lehrt, daß ein Sinken der Völker stets zusammenfällt mit einer geistigen und sittlichen Verschlechterung. Der zunehmende Reichtum führt zum Luxus, dieser bewirkt eine Verweichlichung der Menschen. Die alte Energie macht einer allgemeinen Erschlaffung Platz, welche auch die geistigen Fähigkeiten nicht zur rechten Entwicklung gelangen läßt. Will ein Volk auf der Höhe bleiben, so hat es also nur dafür zu sorgen, daß die alte einfache Sitte, daß Bürgertugend und Bürgersinn nicht verloren gehen. Das aber durch eine zweckmäßige Erziehung der Jugend zu erreichen, ist Aufgabe des Staates und der Kirche. Was die Väter durch ihre Arbeit erworben haben, das sich zu erhalten sollte doch den Söhnen nicht schwer fallen.

So hofft jedes aufsteigende Volk eine Ausnahme von der Regel zu machen, welche die Erfahrung lehrt. „Daß ein Altern und Verfallen", sagt Roscher,*) „nach erlangter Blütezeit für ganze Völker ebenso unvermeidlich ist, wie für einzelne Menschen, kann im allgemeinen so wenig bewiesen, als widerlegt werden." Er tröstet sich und seine Leser mit den Worten: „Übrigens darf zur Beruhigung des menschlichen Freiheitsgefühles kühn versichert werden, daß noch kein religiös und sittlich tüchtiges Volk, so lange es diese höchsten Güter bewahrte, aber freilich auch nur so lange nicht, verfallen ist."

Dieser Anschauung gegenüber wiesen wir nach, daß die allgemeine Konkurrenz keineswegs bloß segensreiche Folgen hat. Allerdings ist sie unter günstigen Verhältnissen im Stande, durch Mobilisierung aller Kräfte eine Blütezeit hervorzurufen, aber zugleich trägt sie in den Organismus den Keim der Krankheit, an welchem das Volk unrettbar zu Grunde gehen muß. Denn das Volk besteht keineswegs bloß aus Individuen, die unter gleichen Bedingungen in den Konkurrenzkampf eintreten. Das Auf und Nieder, das Verdrängen und Verdrängtwerden, dieses scheinbar so regellose Durcheinander ist in Wirklichkeit, wie wir sahen, ein stetiges und ununterbrochenes Fortschreiten in derselben Richtung. Fortwährend tritt der Überschuß der ersten Bevölkerungsstufe in die zweite über,

*) System, Band 1, § 264.

fortwährend werden hier die minderwertigen Elemente ausgeschieden und in die dritte Bevölkerungsstufe hinübergedrängt. Die Schnelligkeit des Bevölkerungsstromes bestimmt für den Mittelstand die Höhe des geistigen Niveaus, und damit für das ganze Volk die Höhe der Kultur. Die allgemeine Konkurrenz gestattet dem Mittelstande, seine geistige Überlegenheit gegen die beiden anderen Bevölkerungsstufen zu wenden, durch die Ausbeutung des Arbeiterstandes sein Einkommen zu vermehren, durch die Verdrängung des Bauernstandes aus dem Besitze es sicher zu stellen. Die Vernichtung der Bauern bewirkt eine Beschleunigung des Bevölkerungsstromes. Die Kultur erreicht ihre höchste Blüte, aber sie gleicht den Todesrosen auf den Wangen des Schwindsüchtigen. Sobald die ländliche Bevölkerung aufgezehrt ist, muß im Mittelstande ein rasches Sinken des geistigen Niveaus und damit der allgemeine Verfall eintreten.

Was man gewöhnlich für das Sinken der Völker verantwortlich macht: Verweichlichung und Luxus, sind nicht Ursache, sondern Symptome des Verfalles. Beide sind auch während der Blütezeit vorhanden. Aber so lange der Bevölkerungsstrom mit ungeschwächter Kraft dahinfließt, können sich nur diejenigen im Mittelstande behaupten, die mit bedeutenden geistigen Fähigkeiten und mit hervorragenden Charaktereigenschaften ausgestattet sind. Wen der Besitz verweichlicht hat, der wird ohne Gnade von den frischen, emporstrebenden Kräften verdrängt. Erst wenn der Bevölkerungsstrom langsamer zu fließen und schließlich zu stocken beginnt, kann sich auch der Unfähige im Besitze des Einkommens erhalten. Das allgemeine Sinken des geistigen Niveaus hat eine Verschlechterung des Geschmackes zur Folge. Auch die Väter machten Aufwand. Aber sie gaben ihr Geld aus für Dinge, welche das Leben wahrhaft verschönern, für wissenschaftliche und künstlerische Genüsse. Die Söhne haben, ihrer eigenen Nichtigkeit entsprechend, nur noch ein Interesse für nichtige Dinge, für Genüsse, welche den Gaumen kitzeln und die Sinne reizen. So kommt es, daß bisweilen ein Volk seine eigenen Kunstdenkmäler nicht mehr versteht und schätzt, die wenige Generationen früher entstanden sind.

Die Aufgabe des Staates erklärt sich aus seinem Wesen. Während die Gesellschaft unter der Herrschaft des Geschlechtstriebes und des Egoismus blind vorwärts stürmt, fortwährend gegen die Grenze der Unterhaltsmittel drängt, kennt der Staat nur ein langsames und kontinuierliches Fortschreiten. Auch die fernste Zukunft liegt ihm ebenso sehr am Herzen, wie die Gegenwart. Die Gesellschaft kennt eigentlich nur diese. Für einen augenblicklichen Vorteil ist sie immer bereit, den späteren Geschlechtern schwere Lasten aufzubürden. Begehrlich streckt die Gesellschaft die Hand aus nach dem Volkskapital, um es aufzuzehren; der Staat sucht es als sorglicher Hausvater zu erhalten und nach Kräften zu vermehren.

Es ist darum ein Glück, wenn an der Spitze des Staates ein Mann steht, dessen gesellschaftliches Interesse sich mit dem des Staates vollkommen deckt. Das ist nur in der Monarchie der Fall, und zwar auch hier nur in der erblichen. In der Wahlmonarchie dagegen sieht man nicht selten das Interesse für den Staat hinter der Sorge um das eigene Geschlecht zurücktreten. Gerade die tüchtigsten deutschen Kaiser gingen vor allem darauf aus, sich eine Hausmacht zu gründen, ihren Nachkommen eine sichere und einflußreiche Stellung zu schaffen für den Fall, daß die Krone an ein anderes Geschlecht überginge. Dem erblichen Fürsten liegt ein derartiges Streben fern. Er wird immer zugleich auch am besten das Interesse seiner Familie wahrnehmen, wenn er für das Wohl des Landes sorgt, wenn er sich mit diesem eins fühlt. Denn nicht die Höhe des Einkommens bestimmt den Einfluß und das Ansehen des Fürsten, sondern die Macht des Landes, das er beherrscht. Nicht der Reichtum sichert den langen Bestand seines Geschlechtes, sondern das Glück und die Zufriedenheit eines gut regierten Volkes. Der Fürst kann nur hoffen, daß seine Nachkommen sich auf der Höhe der Macht und des Ansehens erhalten, so lange der Staat selbst mächtig bleibt. Sein Blick ist darum in die Ferne gerichtet. Er wird sich nicht so leicht wie ein Mann, der nichts zu verlieren hat, auf gefährliche Abenteuer einlassen. Er wird nicht der Gegenwart die Zukunft opfern. Sein Streben wird darauf gerichtet sein, die Volkskraft für alle Zeiten ungeschwächt zu erhalten.

Anders ist das bei einer Regierung, die aus der Gesellschaft hervorgegangen ist, mag sie nun Republik oder Parlament heißen. Eine solche Regierung kann sich nur an der Spitze der Macht erhalten, so lange sie die Gunst der Gesellschaft nicht verscherzt. Sie ist in ihren Entschließungen nicht frei, sie muß sich den Wünschen der Gesellschaft anbequemen, ihrem Drängen nachgeben. Das Interesse der Gesellschaft, das sich zusammensetzt aus den Sonderinteressen aller Individuen, ist aber immer auf eine rasche Vermehrung der Subsistenzmittel gerichtet, unbekümmert darum, ob für die Zukunft Nachteile daraus erwachsen. Die Regierung wird darum stets nach augenblicklichen und glänzenden Erfolgen streben, sie wird nicht leicht zu Maßregeln greifen, deren günstige Wirkungen erst in einer späteren Zeit zu Tage treten können. Am meisten zeigt sich das in der Finanzwirtschaft. Ein tüchtiger Fürst ist, wie ein guter Familienvater, immer geneigt, für die ungewisse Zukunft zu sparen; die Gesellschaft liebt es, auch in blühenden Zeiten Schulden zu machen und so einen Teil ihrer Haushaltungskosten den künftigen Geschlechtern aufzubürden.

Zeigt sich so ein Gegensatz zwischen dem Interesse der Gesellschaft, also der Gesamtheit der zu derselben Zeit Lebenden, und dem des Staates, der auch die künftigen Generationen berücksichtigt, so tritt er noch stärker hervor innerhalb der Gesellschaft selbst. Der Mittelstand geht immer darauf aus, die dritte Bevölkerungsstufe zu drücken, die erste zu vernichten, und er muß es thun, wenn er seine Stellung zu einer bleibenden, sein Einkommen zu einem sicheren machen will. Die beiden anderen Bevölkerungsstufen setzen diesem Streben einen möglichst kräftigen Widerstand entgegen. Aber sie haben selten Erfolg. Bei einer Staatsverfassung, die auf der Gesellschaft beruht, gewinnt der Mittelstand durch seine geistige Überlegenheit regelmäßig die Oberhand. Wenn sich in Republiken oder parlamentarisch regierten Staaten, wie zum Beispiel in Nordamerika und in England, zwei große politische Parteien finden, die einander oft auf das heftigste befehden, so darf man daraus nicht schließen, daß dieselben auch verschiedene Interessen vertreten. Die Teilung ist lediglich aus taktischen Gründen erfolgt. Der Kampf wird zwischen den Gliedern des

Mittelstandes selbst ausgefochten. Es ist ein rein persönlicher Kampf um die Beute, um Macht und Einfluß, um die Ämter und das mit diesen verbundene Einkommen.

In Deutschland ist es nicht zu einer Regierung des Parlamentes gekommen. Eine Zeit lang hatte es freilich den Anschein, als würde die Entwicklung einen ähnlichen Gang nehmen wie in England. Von zwei Seiten trat ein Widerstand entgegen. Die beiden anderen Bevölkerungsstufen wehrten sich kräftig dagegen, ihre Interessen dem des Mittelstandes zu opfern. Aber sie hätten kaum Erfolg gehabt, wenn derselbe Mann, der die Kugel in's Rollen gebracht, sie nicht mit kräftigem Griff aufgehalten hätte. Die Gefahr wurde vermieden. Ob aber für immer? So lange die Verfassung der Gesellschaft die Möglichkeit bietet, nicht bloß Einfluß auf die Regierung zu erlangen, sondern selbst eine Regierung zu bilden, wird es schwerlich an neuen Versuchen fehlen.

Was man in Deutschland gewöhnlich als ein Unglück betrachtet, die viel beklagte „Zerfahrenheit der Parteiverhältnisse", möchte ich eher als ein Zeichen für die Gesundheit des Volkes ansehen. Aus Volkswahlen, mögen sie nun allgemeine oder beschränkte sein, können immer nur Vertreter des Gesellschaftsinteresses hervorgehen. Da aber das Interesse der einzelnen Klassen, aus welchen die Gesellschaft besteht, ein sehr verschiedenes ist, so ist es eine ganz natürliche Entwicklung, wenn sich diesem verschiedenen Interesse gemäß die Parteiverhältnisse gestaltet haben. Abgesehen von der exotischen Pflanze des Zentrums, die nicht in deutschem Boden wurzelt, bilden die drei Parteien der Konservativen, der Liberalen und der Sozialisten Interessenvertretungen der drei Bevölkerungsstufen: der Grundbesitzer, des Mittelstandes und der Arbeiter. Der richtige Instinkt des Volkes hat hier den Weg gezeigt, dem der Staatsmann folgen müßte. Die Verfassung kennt keine Bevölkerungsklassen, sie kennt nur Individuen. Dadurch ist eine starke Verlogenheit in unsere politischen Verhältnisse gekommen. Eine jede Partei erhebt den Anspruch, und sie muß ihn erheben, daß nur sie das Interesse der Gesamtheit vertritt, daß nur die von ihr verfochtene Politik das Wohl des Staates zu begründen vermag. Weil aber die Interessen einander oft schnur-

stracks zuwiderlaufen, ist der Parteikampf ein so gehässiger geworden. Die Gegner zu überzeugen, versucht man gar nicht mehr. Durch Überredung, durch Herabsetzung der Gegner, durch allerlei Umtriebe sucht man auf die Wählermassen zu wirken, um so eine Majorität zu erlangen und den Gegner zu Boden zu werfen.

Ich meine, man soll von einer Volksvertretung nicht mehr verlangen, als sie zu leisten vermag. Eine Versammlung von Staatsmännern kann niemals aus Volkswahlen hervorgehen. Wohl aber eine gute Vertretung des gesellschaftlichen Interesses. In einem Abgeordnetenhause, das aus Vertretern der drei Bevölkerungsstufen bestünde, würde der Wettkampf ein offener sein, die so verschiedenen Bedürfnisse und Wünsche könnten ehrlich abgewogen werden. Dem Staate aber würden ersprießliche Dienste geleistet werden. Denn der Regierung ist, wenn sie nicht verknöchern soll, eine innige Fühlung mit der treibenden Kraft, die im Volke lebt, ebenso notwendig, wie umgekehrt der kalt rechnende Staatsverstand den unbändigen, vorwärts treibenden Egoismus der Gesellschaft zügeln und leiten muß.

Dadurch ist der Wirkungskreis bestimmt, den wir auf dem Gebiete der inneren Politik dem Staate zuweisen möchten. Er hat sich nicht darauf zu beschränken, ein bloßer „Rechtsstaat" zu sein, er hat auch nicht, wie es Adam Smith forderte, lediglich dem Streben der Gesellschaft nach fortwährender Vergrößerung des Volkseinkommens zu dienen. Er kann im Gegenteil oft in die Lage kommen, diesem Streben hindernd entgegentreten zu müssen. Das Verhältnis des Staates zur Gesellschaft ist ein ähnliches, wie das des Gutseigentümers zum Pächter. Er muß vor allem darauf sehen, daß kein Raubbau getrieben, daß die Volkskraft nicht geschwächt wird. Was die Gesellschaft, indem sie die erste Bevölkerungsstufe aufzehrt, wider ihren Willen bewirkt: eine Beschleunigung des Bevölkerungsstromes und, als Folge davon, eine Hebung des geistigen Niveaus, das soll der Staat zu erreichen suchen, ohne daß eine Veränderung in der Zusammensetzung der Bevölkerung eintritt. Die Erzielung eines raschen, aber gleichmäßigen Bevölkerungsstromes ist also die Aufgabe des Staates. Dazu ist vor allem nötig, daß die Quellen nicht ver-

siegen, daß immer für einen reichlichen Zufluß gesorgt wird. Sodann dürfen auf dem Mittellaufe keine Stauungen eintreten, die leicht eine Versumpfung des Strombettes herbeiführen, auch wohl die Zuflüsse zwingen, sich einen anderen Weg zu suchen. Endlich ist darauf zu achten, daß die Mündung nicht versandet, daß ein freier und unbehinderter Ausfluß gesichert bleibt. Der Staat hat, um ein anderes Bild zu gebrauchen, dafür zu sorgen, daß der Konkurrenzkampf sich auf die einzelnen Bevölkerungsstufen beschränkt, daß er zwischen Gegnern ausgefochten wird, die unter denselben Bedingungen und mit den gleichen Waffen auf den Plan treten; er darf nicht dulden, daß er sich zu einem Klassenkrieg erweitert.

Wie das zu erreichen ist, welche Maßnahmen die so verschiedenen Existenzbedingungen der drei Bevölkerungsstufen erfordern, das zu untersuchen, wird in den folgenden Kapiteln unsere Aufgabe sein.

Zweites Kapitel.

Die Erhaltung des Bauernstandes.

Die „Erhaltung des Bauernstandes“ ist gegenwärtig eines der am häufigsten gehörten Schlagwörter. Frägt man jedoch, warum der Bauernstand erhalten werden muß, so bekommt man in der Regel keine Antwort, oder man wird mit der Phrase abgespeist, daß er die Grundlage des Staates sei. In der That ist aus dem herrschenden nationalökonomischen System weder eine Pflicht, noch auch nur das Recht des Staates abzuleiten, schützend für den Bauernstand einzutreten. Denn trotz der Wärme, mit der Adam Smith an manchen Stellen seines Werkes von dem Landmann spricht, ist für ihn die Landwirtschaft doch nur ein Gewerbe wie jedes andere. Auch sie ist der allgemeinen Konkurrenz unterworfen. Der Kleinbetrieb mag ruhig dem Großbetrieb weichen, wenn letzterer ein größeres Quantum Lebensmittel hervorzubringen vermag. Ja, es kann für die Gesamtheit vorteilhaft werden, das platte Land vollständig zu entvölkern, etwa durch Verwandlung der ganzen Fläche in eine große Schafweide, wenn auf diese Weise Güter erzeugt werden, für welche mehr Unterhaltsmittel eingetauscht werden können, als das Land beim Anbau mit Getreide hervorzubringen im Stande wäre.

Indem wir erkannten, daß der Bauer die städtische Bevölkerung nicht bloß mit Butter und Käse, sondern vor allem auch mit Menschen zu versorgen hat, indem wir nachwiesen, daß von der Quantität und Qualität des Zuzuges das geistige Niveau des Mittelstandes abhängig ist, gewinnt der Bauernstand eine ganz andere Bedeutung. Er ist jetzt in der That die eigentliche Grund-

lage des Staates, und jedes Volk, das nicht einem raschen Verwelken entgegengehen will, hat seine vornehmste Aufgabe darin zu sehen, den Bauernstand in möglichst großer Zahl und Kraft sich zu erhalten. Diesem Gesichtspunkte gegenüber ist die Frage der Rentabilität eine untergeordnete. Will man also beurteilen, ob Latifundien, ob bäuerlicher Betrieb, oder Zwergwirtschaft für ein Land den Vorzug verdienen, so hat man in erster Linie sein Augenmerk nicht darauf zu richten, welches der Wirtschaftssysteme den höchsten Reingewinn erzielt, sondern darauf, welches den zahlreichsten und für die Gesamtheit geeignetsten Überschuß an Menschen produziert.

Wir haben also zunächst die Bedürfnisfrage zu prüfen, wir haben zu untersuchen, welche Elemente der Staat zur fortwährenden Ersetzung des Mittelstandes braucht. Wie dem Leser erinnerlich sein wird, teilten wir den Mittelstand in zwei Klassen, deren eine alle diejenigen umfaßt, die, vom Staat mit einem festen Gehalte angestellt, dem Wettbewerb entrückt sind, während unter den Gliedern der anderen Klasse freie Konkurrenz herrscht. Zur ersten gehören die Offiziere und die Beamten der verschiedenen Kategorien. Ihnen sind die für die Gesamtheit wichtigsten Funktionen übertragen, von ihnen wird eine geistige Arbeit verlangt, die in ihren höheren Leistungen mit Geld überhaupt nicht mehr kommensurabel ist. An die Stelle der materiellen Güter treten hier Ehre und Ruhm. Aber selbst in monarchischen Staaten würde es schwer fallen, das hohe Ansehen des Offizier- und Beamtenstandes zu behaupten, wenn nicht eine große Anzahl von Familien existierte, die, durch Grundbesitz unabhängig, den Staatsdienst als ihre eigentliche Aufgabe betrachten und bereit sind, diesem einen großen Teil ihres Einkommens zu opfern. Hierin ist die Bedeutung des Landadels zu suchen. Durch seine Beteiligung wird es möglich, dem höheren Staatsdienste, und zwar in erster Linie dem Militärdienst, mehr den Charakter von Ehrenämtern zu geben. Dazu kommt als wirksamer Faktor die Familientradition, die den nicht dauernden bürgerlichen Familien fehlt.

Wir haben also auch auf der ersten Bevölkerungsstufe zwei Klassen zu unterscheiden. Aus der einen rekrutiert sich der eigentliche

Mittelstand, der Überschuß der anderen geht direkt in den Staatsdienst über. Im ersteren Falle wird der Zusammenhang mit dem platten Lande, die Abstammung aus einer bäuerlichen Familie, in der Regel bald und gern vergessen, im letzteren Falle zerreißt das Band nicht. Auch der jüngere Sohn nimmt von dem Stammhofe Namen und Wappen mit sich, das Familiengut gewährt ihm einen Rückhalt, gestattet ihm, sich einem Beruf zu widmen, in welchem keine Reichtümer zu holen sind, vorausgesetzt, daß er nicht daran denkt, eine Familie zu gründen.

Nach dem verschiedenen Zweck muß sich die Größe der Besitzungen richten. Das adelige Gut muß so groß sein, daß es bei normaler eigener Bewirtschaftung einen Ertrag abwirft, der nicht bloß ausreicht, eine Familie standesgemäß zu ernähren und den Kindern eine höhere Erziehung zu geben, sondern auch noch für eine längere Reihe von Jahren die Auszahlung von Zuschüssen an die jüngeren Söhne gestattet. Im Norden und Osten Deutschlands dürfte die Größe der Güter im ganzen eine entsprechende sein, im Süden und Westen sind sie meistens zu klein. Auch ihre Anzahl dürfte, wenn man das deutsche Reich als Ganzes betrachtet, genügen. Ist es für ein Land auch wünschenswert, einige an Grundbesitz hervorragend reiche Familien zu besitzen, so sollte ihre Zahl doch keine zu große sein. Im allgemeinen sollte immer nur Ein Gut im Besitz einer Familie sich befinden. Denn jedes Gut, ob in adeligem oder bäuerlichem Besitz, ist als eine Quelle zu betrachten, welche den Bevölkerungsstrom speist. Durch den Übergang von Gütern in den Besitz städtischer Familien, die den Ankauf lediglich als eine sichere Kapitalsanlage betrachten, wird also jedesmal eine Quelle verstopft. Man könnte dem wohl am besten entgegenwirken durch eine höhere Besteuerung solcher Güter, die nicht vom Eigentümer selbst bewirtschaftet werden.

Aus der Aufgabe, welche der Adel in den modernen Staaten zu erfüllen hat, folgt andererseits, daß der Staat die Pflicht hat, ihn zu erhalten. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß sich diese Fürsorge auf die einzelnen Familien zu erstrecken hat. Das hieße den Adel zu einem Antiquitätenkabinet degradieren, in welchem die

Gegenstände nur nach dem Alter geschätzt werden, und wären sie noch so morsch und wurmstichig. Auch der Adel muß, wenn er sich frisch und gesund erhalten will, fortwährend erneuert werden, wenn auch viel langsamer als der Mittelstand. Das dürfte aber nicht, wie heutzutage leider so oft, dadurch geschehen, daß verdienten, aber vermögenslosen Beamten, berühmten Gelehrten oder gar glücklichen Börsenspekulanten Adelsprädikate als Auszeichnung verliehen werden. Dazu sind Titel und Orden da. Der Adel soll überhaupt nicht als eine Auszeichnung betrachtet werden, sondern er soll nur die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Bevölkerungsklasse, zu einem besonderen wirtschaftspolitischen Stand kenntlich machen. Anspruch auf die Aufnahme in diesen Stand sollte jeder Bürgerliche haben, der in den Besitz eines adeligen Gutes gelangt ist und durch sein Verhalten den ernsten Willen gezeigt hat, die dem Adel zukommenden Aufgaben auf sich zu nehmen. Um darin sicher zu gehen, könnte man den ritterschaftlichen Kreisen ein Vorschlagsrecht einräumen. Als Adelsprädikat wäre dann, wie das bei Patrizierfamilien, z. B. den Herwart von Bittenfeld, oft geschehen, dem bürgerlichen Namen derjenige des Gutes hinzuzufügen, um so zugleich eine Verwechslung mit älteren Familien unmöglich zu machen.

Der Bauernhof hat für den Mittelstand einen gesunden und kräftigen Ersatz zu liefern. Hier genügt ein Einkommen, das einer in einfachen Verhältnissen lebenden Familie den sicheren Unterhalt gewährt, das hier und da einem begabten Sohne das Studium gestattet und bei einigem haushälterischen Sinn die Möglichkeit bietet, so viel Ersparnisse zurückzulegen, um die Töchter auszustatten, den Söhnen das Fortkommen in der Stadt zu erleichtern.

Die Aufgabe des Staates besteht darin, für die Landwirtschaft solche Existenzbedingungen zu schaffen, daß eine Familie bei normaler Wirtschaft sich dauernd im Besitz eines Gutes erhalten kann. Welche diese Bedingungen sind, ergibt sich aus der Natur des Einkommens. Für die städtische Bevölkerung besteht die Quelle des Einkommens in der Arbeit. Die fünf Söhne eines Arbeiters besitzen in ihren fünf Paar Armen die Möglichkeit, sich ein ebenso großes Einkommen zu verschaffen, wie der Vater. Ebenso die

fünf Söhne eines Kaufmannes oder Beamten in ihren geistigen Fähigkeiten. Für den Landmann dagegen sind die lebendigen Kräfte der Natur die Quelle des Einkommens. Eine Teilung des Grundbesitzes unter fünf Söhne würde also denselben Effekt haben, wie wenn ein Kaufmann seine Fähigkeiten oder ein Arbeiter seine Körperkraft auf fünf Söhne verteilen müßte. Ob die Teilung des Landes eine reale ist, oder ob sie durch Aufnahme von Grundschulden erfolgt, ändert an der Sache nichts. Denn der landesübliche Zinsfuß ist regelmäßig höher, als die Rente aus einem Gute, bei dessen Schätzung man den Verkaufspreis zu Grunde legt. Ja, ich würde in allen Fällen, wo eine Teilung erfolgen muß, die reale vorziehen, weil sie die wahre Lage nicht verschleiert und den Übernehmer vor sanguinischen Hoffnungen bewahrt.

In der Regel aber sollte eine Teilung nur dann stattfinden, wenn durch Übergang zu einer intensiveren Wirtschaft die Wirkung der Naturkräfte so gesteigert ist, daß die Hälfte des Gutes genügt, um einer bäuerlichen Familie den genügenden Unterhalt zu gewähren. Sie sollte also nur aus wirtschaftspolitischen Gründen erfolgen, sie darf nicht dem Zufall des natürlichen Erbganges überlassen werden. Das kann aber mit Sicherheit nur erreicht werden, wenn man, der verschiedenen Natur des Einkommens entsprechend, für das Land ein anderes Erbrecht aufstellt, als für die Stadt. Wie der Kaufmann nur das, was er durch seine geistige Arbeit erworben hat, auf seine Kinder vererben kann, so sollte auch der Bauer nur das, was durch die schöpferischen Kräfte der Natur bereits hervorgebracht ist, unter seine verschiedenen Nachkommen verteilen dürfen. Von diesem Grundsatze ging das germanische Recht aus, und die Geschichte lehrt, daß überall, wo man von ihm abwich, die Vernichtung des Bauernstandes die unausbleibliche Folge war. Ein gutes ländliches Erbrecht dürfte überhaupt nicht von der Person, vom Besitzer ausgehen, sondern es müßte den Besitz, als die eigentliche Quelle des Einkommens, zu Grunde legen. Bei jedem Übergang eines Hofes in andere Hände müßten die Verhältnisse so geordnet werden, daß der neue Eigentümer gut bestehen kann. Am besten würde

man das wohl durch fideikommissarische Einrichtungen erreichen. Vielleicht wäre es auch gut, den Gemeindegliedern dabei eine Mitwirkung zu gestatten, unter Aufbürdung einer gewissen Verantwortlichkeit. Man könnte so die alte, gegenwärtig in lauter Individualwirtschaften zerfallene, Dorfgemeinde einigermaßen durch eine Interessengemeinschaft ersetzen. Die Ausführung im einzelnen müßte sich selbstverständlich nach den verschiedenen Verhältnissen der verschiedenen Länder richten und sich überall möglichst dem Bestehenden anpassen.

Anhänger des Smith'schen Systems werden mich vielleicht auf Deutschland verweisen, um zu zeigen, daß auch unter der Herrschaft des römischen Erbrechts der Zustand der Landwirtschaft, wenn auch kein glänzender, so doch ein erträglicher ist. Da muß ich vor allem bestreiten, daß hier von einem Zustand überhaupt die Rede sein kann. Denn wenn in einem Lande die Verschuldung fortwährend zunimmt, wenn in Preußen allein die Belastung des ländlichen Grundbesitzes in einem Jahre um mehr als 100 Millionen wächst, so bedeutet das keinen Zustand, sondern einen Übergang des Grundeigentums in den Besitz des städtischen Kapitals. Ein großer Teil der ländlichen Bevölkerung lebt nur noch von den Vorschüssen, die ihr die zukünftigen Eigentümer machen. Das Ende ist unschwer abzusehen. Bei dem großen Krach, der unvermeidlich ist, wenn man auf dem eingeschlagenen Wege verharrt, werden die Bauern ihr Eigentum und viele kleine Kapitalisten ihr Geld verlieren. Dafür aber werden gewaltige Flächen Landes um einen billigen Preis in den Besitz des Großkapitals übergehen. Dann wird sich der Grundbesitz in „kräftigen" Händen befinden. Das Land wird ausgezeichnet bewirtschaftet werden und eine gute Rente abwerfen, aber an die Stelle des Bauernstandes wird ein „taglöhnerndes Lumpengesindel" getreten sein, dem in der Stadt bald die „Krämer und Pfuscher" folgen werden.

Wenn es bis jetzt noch nicht so weit gekommen ist, so verdankt man das dem Umstande, daß sich die praktische Klugheit der Bauern der theoretischen Weisheit der Männer am grünen Tische überlegen gezeigt hat. Der Bauer weiß recht gut, daß eine gleiche Berücksichtigung mehrerer Kinder auf die Dauer unmöglich

ist. Aber diese Einsicht kann wohl den Niedergang des Bauernstandes verlangsamen, er kann ihn nicht auf die Dauer verhindern. Denn Jedermann empfindet eine Abweichung vom geltenden Recht leicht als eine Ungerechtigkeit, die man möglichst zu vermeiden, oder doch zu vermindern suchen muß. Nun wächst aber die scheinbare Ungerechtigkeit, wie früher an einem Beispiele gezeigt wurde, mit der Verschuldung. Da läßt sich denn der Vater leicht verleiten, dem Übernehmer des Gutes Lasten aufzubürden, unter denen er erliegen muß.

In Deutschland war dem Bauer wenigstens die Möglichkeit geboten, den Hof auf Einen Nachfolger zu vererben. In Frankreich hat bekanntlich Napoleon I., um möglichst viele Soldaten zu bekommen, durch Gesetz die gleiche Teilung unter alle Kinder zur Pflicht gemacht. Wohl selten hat ein Staat durch eine wirtschaftliche Maßregel so gegen das eigene Fleisch gewütet. Die entsetzlichste Zersplitterung des Grundbesitzes, die vollständige Proletarisierung des Bauernstandes war die baldige Folge. Und schließlich sah der bedrängte Bauer kein anderes Mittel, den zusammengeschmolzenen, nicht mehr teilbaren Besitz der Familie zu erhalten, als die Einführung des Zweikindersystems. Daher kommt es, daß in Frankreich, trotz des numerisch verhältnismäßig so starken Bauernstandes, der Mittelstand nur einen quantitativ und mehr noch qualitativ dürftigen Ersatz erhält. Eine allgemeine Stagnation und ein beinahe vollständiger Stillstand in der Volkszunahme ist die Folge. Denn allein dadurch kann in alten Staaten die Bevölkerung wachsen, daß neue Einnahmequellen eröffnet werden. Das geschieht aber nur durch einen geistig hoch stehenden Mittelstand, dem aus einer gesunden und kräftigen Bauernbevölkerung fortwährend frisches Blut zugeführt wird.

Alle anderen Mittel, und man hat deren in der neueren Zeit ja genug vorgeschlagen, können dem Bauernstand nicht helfen, wenn nicht gleichzeitig eine Umgestaltung des Erbrechts erfolgt. Eine Neuordnung der Kredit-Verhältnisse, an die man gedacht hat, ja, selbst eine vollständige Abnahme aller Grundschulden, würde nur eine momentane Erleichterung sein. Nach wenigen Generationen wäre man wieder so weit wie vorher. Auch eine Aufhebung oder

Verminderung der Grundsteuer, wenn allein ausgeführt, würde eher schädlich als nützlich wirken. Bei der prekären Lage des Bauernstandes, der in vielen Gegenden schon an der äußersten Grenze der Verschuldung angekommen ist, würde die Grundschuld in vielen Fällen sofort, in der Regel aber nach einiger Zeit um den kapitalisierten Betrag der Steuer wachsen. Es wäre also nur erreicht, daß an die Stelle des Staates ein viel härterer Gläubiger getreten wäre: das städtische Kapital. Und zugleich hätte der Staat das letzte Mittel aus der Hand gegeben, durch das er allerdings, wenn gleichzeitig andere Maßregeln durchgeführt werden, dem Bauernstande wirksame Hilfe leisten kann.

Ähnlich würden die oft angeratenen Meliorationen und die Einführung einer gewinnreicheren Wirtschaftsmethode wirken. Jede Melioration, die nicht ganz oder doch zum größten Teil aus den Ersparnissen des Gutes selbst bestritten, die nur mit Hilfe fremden Kapitals durchgeführt werden kann, sollte lieber unterbleiben. Der Erfolg ist selten mit Sicherheit voraus zu berechnen, und nur ausnahmsweise wird der Reinertrag um eine größere Summe erhöht, als die neue Belastung zur Verzinsung erfordert. Auch der Übergang zu verbesserten Wirtschaftsmethoden ist selten ohne die Aufwendung größerer Kapitalien möglich. Aber selbst abgesehen davon hat die Erzeugung solcher Produkte, die nicht die ersten Bedürfnisse befriedigen, wenn sie allgemein wird, immer ihre großen Bedenken. Der Anbau von Handelsgewächsen mag ja im Durchschnitt einen höheren Reinertrag abwerfen, als der Getreidebau. Aber zugleich unterwirft er den Landmann den Handelskonjunkturen. Die Grundrente ist viel größeren Schwankungen ausgesetzt. Die Position des Bauern ähnelt mehr derjenigen eines Kaufmannes oder Gewerbtreibenden. In der Regel sind denn auch die Wein-, Hopfen- und Tabakbauern besonders tief verschuldet, und wie viele große und kleine Grundbesitzer sind nicht in den letzten Jahren durch die Rübenzuckerfabrikation ruiniert worden. Das bayerische Allgäu war von jeher bekannt wegen seines tüchtigen Bauernstandes. Eine ausgezeichnete Rindviehrasse bildete die Grundlage für den hauptsächlich auf die Produktion von Fleisch und Butter gerichteten Betrieb. Da wurde vor mehreren

Jahren nach Schweizer Muster die Käsefabrikation eingeführt. Einige Zeit ging die Sache gut, der Gewinn war nicht unbedeutend. Dann aber kam infolge von Überproduktion der Rückschlag, und jetzt sitzen die Bauern da mit einem ganzen Lager unverkäuflichen Käses.

Denn die Sicherheit ist es ja, die das Einkommen des Landmannes von dem der städtischen Bevölkerung unterscheidet, die dem ganzen Bauernstande das charakteristische Gepräge aufdrückt. Sie wird aber nur gewährleistet durch die Produktion der gewöhnlichsten Lebensmittel, deren Menge die Zahl der Menschen bestimmt. Wird diese Sicherheit vom auswärtigen Handel durch die Einfuhr fremden Getreides gefährdet, so ist es Aufgabe des Staates, durch Zölle schützend für die Existenz des Bauernstandes einzutreten. Der einzige Nachteil, den die Getreidezölle haben, besteht darin, daß sie dem Mittelstande das wirksamste Mittel vorenthalten, um den Bauernstand zu vernichten und sich zum Herren von allem Grund und Boden zu machen. Denn für den Arbeiter sind die Getreidezölle, wie wir später sehen werden, eher als eine Wohlthat zu betrachten. Aber auch die ausgiebigsten Getreidezölle können allein dem Bauernstande nicht aufhelfen. Sie würden höchstens dazu dienen, die Grundrente zu erhöhen, den Verkaufspreis zu steigern und bei der nächsten Erbregulierung den Hof mit neuen Schulden zu belasten.

Manchen, der über die schlimme Lage der Landwirtschaft klagen hört, tröstet wohl die Wahrnehmung, daß er bei seinen Spaziergängen doch fast nie unbebautes Land zu sehen bekommt, woraus man doch schließen könne, daß an die Stelle der zu Grunde gegangenen oder ausgewanderten Bauern neue Besitzer, vielleicht sogar intelligente Städter, getreten seien. Bebaut wird das Land allerdings fast immer, denn ein Hof kann nicht einfach aus der Welt verschwinden, wie ein städtisches Geschäft. Er behält immer einen Eigentümer, und wenn dieser auch noch so viel Geld verliert, so wird er es doch stets vorteilhafter finden, das Land zu bestellen, als es brach liegen zu lassen. Hat man nur die Produktion von Gütern im Auge, so ist allerdings kaum ein Grund zur Klage vorhanden, anders aber, wenn man den Hof zugleich als eine

Pflanzstätte für Menschen ansieht, aus der der Mittelstand die nötigen frischen Kräfte bezieht. Ist ein Bauerngut einmal aus dem Familienbesitz eines Bauerngeschlechts gekommen, so gelangt es selten wieder zur Ruhe. Gewöhnlich übernimmt es der letzte Hypothekengläubiger. Meist um eine Summe, die sich schon kaum mehr zu dem landesüblichen Zinsfuß rentiert. Trotzdem wird es nicht selten für den Eigentümer zu einer sehr ergiebigen Einnahmequelle. Die Zahl derer, die sich im Mittelstande der Landwirtschaft, als einem leicht zu erlernenden und dabei doch noblen Gewerbe, widmen, pflegt ja eine große zu sein. Diese sind es, die den Preis des Landes auf einer so unnatürlichen Höhe erhalten. Kommt die Zeit heran, wo sie sich selbständig machen und eine Familie gründen wollen, so erwerben sie fast niemals einen Besitz, dessen Kaufpreis auch nur in einem annähernd richtigen Verhältnis zu ihrem Vermögen steht. Gewöhnlich ist, außer ihnen selbst, niemand der Meinung, daß es lange gut gehen wird. Am allerwenigsten der Verkäufer. Das liegt auch gar nicht in seinem Plane.

Nehmen wir an, dieser habe den Hof auf der letzten Gant für 100 000 Mark übernommen. Das Bankkapital, das als erste Hypothek eingetragen ist, möge 70 000 Mark betragen. Der Eigentümer verkauft den Hof jetzt um 110 000 Mark. Der Preis wird allgemein für einen nicht zu hohen gehalten. Der Käufer besitzt ein Vermögen von 40 000 Mark. 20 000 Mark beträgt die ausbedungene Anzahlung, 20 000 Mark werden als zweite Hypothek eingetragen und ebenfalls 20 000 Mark bleiben als Betriebskapital übrig. Gewöhnlich hat der neue Besitzer große Pläne im Kopf, zumal wenn er die Landwirtschaft studiert hat. Er will nicht in dem alten Schlendrian fortwirtschaften. Man muß mit der Zeit fortschreiten, immer die neuesten Verbesserungen einführen u. s. w. Dann ist er in der Regel bald fertig. Aber selbst wenn er tüchtig, wenn er fleißig und sparsam ist, kann er doch nicht bestehen. Die Verzinsung der Hypothekenschuld nimmt den ganzen Reinertrag in Anspruch. Man lebt vom Betriebskapital. Bald kommen Verlegenheiten. Der Verkäufer macht Vorschüsse zu immer wachsenden Zinsen und unter Verpfändung aller fahrenden Habe. Endlich wird die Schlinge zugezogen und

der Hof wieder um 100 000 Mark erstanden. Das ganze Drama spielt sich in der Regel in vier oder fünf Jahren ab. Dann wird wieder auf einen neuen Käufer gefahndet. In Wahrheit hat die Familie während dieser Zeit nicht vom Bodenertrag gelebt, sondern sie hat die Hälfte ihres Vermögens aufgezehrt, die andere Hälfte ist dem Eigentümer zur Beute gefallen.

Ein solcher Hof bleibt niemals brach liegen. Er wird ununterbrochen bestellt, liefert fortwährend Lebensmittel für die städtische Bevölkerung. Anstatt aber von Generation zu Generation für den Mittelstand einen gesunden und kräftigen Zuschuß zu produzieren, hat er dazu gedient, eine ganze Reihe von Familien dem Proletariat zuzuführen.

Wir fassen das Resultat zusammen. Ein gesunder Bauernstand ist in einem Handelsstaate nur dadurch zu erhalten, daß er der allgemeinen Konkurrenz entrückt wird. Das ist nur durch ein Mittel zu erreichen: durch die Gebundenheit des Grundbesitzes und die obligatorische Vererbung auf Einen Nachfolger. Wo der Bauernstand noch kräftig ist, da genügt dieses Mittel allein. Das dürfte aber nur selten der Fall sein. In der Regel entschließt man sich ja erst zu Reformen, wenn eine wirkliche Notlage nicht mehr bezweifelt werden kann. Und das römische Erbrecht vermag in wenigen Generationen den Bauernstand derart zu schwächen, daß er sich nicht mehr aus eigener Kraft emporzuarbeiten im Stande ist. Hier müssen also andere Mittel hinzukommen. Sind durch die Einfuhr fremden Getreides die Kornpreise derartig herabgedrückt, daß auch auf einem nicht überschuldeten Hofe der Anbau von Cerealien nicht mehr einen Reinertrag liefert, der einer Familie den anständigen Unterhalt gewährt, so hat der Staat durch Schutzzölle zu helfen. Auch die Hypothekengesetzgebung müßte geändert, es müßte eine Grenze festgesetzt werden, bis zu welcher der einzelne Hof belastet werden darf. Eine Vertreibung des Bauern aus seinem Besitz sollte dem Gläubiger nur gestattet sein, wenn schlechte Wirtschaft nachgewiesen werden kann. Vielleicht wäre auch die Einführung eines Sequesters unter Aufsicht der übrigen Gemeindeglieder zu empfehlen. Wie denn diese überhaupt bei Übertragungen, Erbregulierungen, Aufnahme neuer Schulden

mitzuwirken und solidarisch zu haften hätten. Eine zweckmäßige, mit nicht zu hohen Kosten verbundene Arrondierungsgesetzgebung kann gute Dienste leisten. Dagegen möchte ich einer vollständigen Vereinödung, einer Auflösung der Dörfer in lauter Einzelhöfe keineswegs das Wort reden. Mehr, als man gewöhnlich meint, führt unsere Kultur in Sitte und Sprache auf das Dorfleben zurück, und auch der Einfluß, den heute noch das Dorf auf die geistige Entwicklung des Volkes übt, wird in der Regel zu gering angeschlagen.

Das wären bleibende Maßregeln. Außerdem ist aber in den meisten Staaten eine Seisachtheia, eine Lastabschüttelung nötig. In Preußen ist man ja schon mehrfach an den Gedanken einer Verminderung der Grundsteuer herangetreten. Wäre es möglich, diese durch andere Einnahmequellen zu ersetzen, so wäre darin eine gute finanzielle Grundlage geboten, um eine Sanierung der ländlichen Kreditverhältnisse vorzunehmen. Jedenfalls müßte aber gleichzeitig durch Gesetz ein weiteres Schuldenmachen verhindert werden. Die Ausführung im Einzelnen ist Sache der Praktiker.

Ob in England und in andern Ländern, wo der Bauernstand vollständig ausgerottet wurde, eine Neuschaffung überhaupt möglich ist, scheint mir sehr zweifelhaft zu sein. Aus der Geschichte ist mir kein Beispiel bekannt. Jedenfalls stellen sich diejenigen Politiker, die darauf abzielende Vorschläge gemacht haben, die Sache viel zu leicht vor. Möglicherweise sind die Vorschläge auch gar nicht ernst gemeint, sondern bloße Parteimanöver. Man kann das in diesem Lande des parlamentarischen Regiments ja nie wissen. Bauern lassen sich wohl ansetzen, wenn auch, soll es in dem nötigen Umfange geschehen, nur mit enormen Kosten; ob man aber auch, um dem neugeschaffenen Bauernstande die nötige Sicherheit der Existenz zu gewähren, bereit sein wird, mit der ganzen traditionellen Wirtschaftspolitik zu brechen, ob die einflußreichen Fabrikanten und Kaufleute dazu geneigt sein werden, ob das gegenüber den vielen Millionen Fabrikarbeitern überhaupt möglich sein wird, das ist eine andere Frage.

In Frankreich würde die außerordentliche Zersplitterung des Grundbesitzes große Schwierigkeiten machen. In Deutschland ist

die Lage verhältnismäßig am günstigsten. Hier hat sich wenigstens die äußere Form erhalten. Nur lasse man sich dadurch nicht über den Zustand des Inhaltes täuschen. In England wurde, um ein Bild zu gebrauchen, das Feuer an einzelnen Stellen gelegt und fraß von da aus um sich, bis es das ganze Land erfaßt hatte; in Deutschland glimmt es unter der Oberfläche. Noch ist es möglich, den Ausbruch zu verhindern. Geschieht aber nichts, so wird es plötzlich das ganze Reich in ein gewaltiges Flammenmeer verwandeln.

Drittes Kapitel.

Der Mittelstand und der Kapitalismus.

Aus der verschiedenen Natur der Bevölkerungsstufen ergibt sich von selbst, daß der Staat, um den Mittelstand gesund und kräftig zu erhalten, andere Maßregeln zu ergreifen hat, als bei seinen Bemühungen um die Erhaltung des Bauernstandes. Der Landmann braucht vor allem Ruhe und Sicherheit, das Bedürfnis des Städters ist die freie und ungehinderte Bewegung. Das Ziel ist hier, ohne Gefährdung des Bauernstandes die möglichste Erhöhung des geistigen Niveaus herbeizuführen und den Mittelstand auf diesem zu erhalten. Erreicht wird es durch einen raschen und starken Bevölkerungsstrom. Die erste Voraussetzung für diesen ist ein ununterbrochener Zuzug frischer Kräfte vom Lande. Um diesen braucht sich der Staat keine Sorge zu machen. Er wird nie ausbleiben, so lange der Bauernstand selbst gesund ist. Sodann muß diesen neuen Elementen das Emporkommen erleichtert, es darf nicht geduldet werden, daß ihnen von den im Besitz der Güter Befindlichen Hindernisse in den Weg gelegt werden, die gar nicht oder nur schwer zu überwinden sind. Der Konkurrenzkampf muß ein legaler sein, er muß mit gleichen Waffen ausgefochten werden. Endlich ist dafür zu sorgen, daß der Mittelstand nicht die unbrauchbar gewordenen, abgestorbenen Elemente als hinderlichen Ballast weiterzuschleppen hat, sondern diese müssen möglichst rasch in die dritte Bevölkerungsstufe hinübergeleitet werden.

Es ist selbstverständlich nicht unsere Aufgabe, all' die Maßregeln zu prüfen, die man in neuerer Zeit vorgeschlagen hat, um der einen oder der anderen Klasse des Mittelstandes aufzuhelfen.

Was der Staat zu thun hat, um einen tüchtigen Beamtenstand zu erziehen, darüber ist bereits oben gesprochen. Auch durch Einrichtung guter Fach- und Fortbildungsschulen läßt sich für den Handel und die Gewerbe manches erreichen. Diejenigen Kleingewerbe, die durch die Fabriken zum allmählichen Aussterben verurteilt sind, künstlich halten zu wollen, wäre gewiß verfehlt. Wohl aber wäre es nützlich, diejenigen Handwerke, die noch lebenskräftig sind, vor einer Ausbeutung durch Unternehmer, die sich zwischen Produzenten und Konsumenten schieben, zu bewahren. So sind in vielen Städten die meisten Schneider vollständig abhängig von den Inhabern von Kleidermagazinen, die Schuster von den Lederhändlern. Hier wäre eine zweckmäßige Innungsgesetzgebung am Platze. Das Wort Zunft hat freilich in Deutschland noch immer einen fatalen Klang. Nicht mit Unrecht, wenn man nur an die in unserem Jahrhundert aufgehobene Zunftverfassung denkt, die freilich eher dazu angethan war, den Bevölkerungsstrom zu verlangsamen, als ihn zu beschleunigen. Die Exklusivität derselben ist aber erst entstanden und konnte erst entstehen, als nach dem dreißigjährigen Kriege der Bevölkerungsstrom vollständig stockte. Sie mußte fallen, als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Überschuß der ländlichen Bevölkerung wieder in die Städte zu drängen begann. Jetzt hielt man aber das Nebensächliche für das Wesentliche und warf das Gute mit dem Schlechten über Bord. Eine Innung nach altem Muster, die sich in der Hauptsache darauf beschränkt, die Standesehre zu wahren, das Handwerk unabhängig zu machen und die gemeinsamen Interessen kräftig zu vertreten, würde gewiß nicht ohne segensreiche Folgen bleiben.

Wie aber dem Bauernstand keine Maßregel helfen kann, wenn ihm nicht die Sicherheit und Stabilität garantiert ist, so kann umgekehrt der Mittelstand nicht blühen und gedeihen, wenn ihm nicht die vollständigste Beweglichkeit des Einkommens gewährt wird. Die freie Konkurrenz ist sein eigentliches Lebenselement. Es muß dem geistig höher Stehenden, dem Tüchtigeren, immer möglich sein, den Untüchtigen ohne Schwierigkeit zu verdrängen. Ist das der Fall, so können auch einzelne falsche Maßregeln keinen großen

Schaden anrichten; ist es nicht der Fall, so bleiben alle angewandten Mittel nutzlos.

Und da kann man nun nicht läugnen, daß alle modernen Staaten ohne Ausnahme arg gesündigt haben und noch fortwährend sündigen. Wir stoßen da wieder auf eine der sogenannten brennenden Fragen: die Frage des Kapitalismus.

Was ist denn eigentlich dieser viel angegriffene, aber auch eifrig verteidigte Kapitalismus? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir von der gangbaren, auf Adam Smith fußenden Theorie absehen. Danach ist bekanntlich der Kapitalzins ein originaler Einkommenszweig. Seine Quelle ist eine geheimnisvolle, dem Kapital innewohnende Kraft. Die Eigenschaft, Kapital zu sein, erhalten aber nach Roscher alle Produkte dadurch, daß sie „zu fernerer Produktion aufbewahrt werden."

Wir haben oben Seite 74 nachgewiesen, daß es nur drei Einkommensquellen gibt: die frei wirkenden Kräfte der Natur, die geistige und die körperliche Arbeit. Auf eine dieser Quellen ist der Kapitalzins stets zurückzuführen. Es kann also auch nur von solchen ein Kapitalzins bezahlt, eine Rente verkauft werden, die sich im Besitz eines Einkommens befinden, das aus einer dieser Quellen fließt. Die Entstehung des Kapitalismus hat danach zwei Voraussetzungen: auf der einen Seite muß ein Überfluß an Gütern vorhanden sein, auf der anderen die Bereitwilligkeit, für diese Güter einen Teil des Einkommens abzutreten. Ersteres ist bei einem Handel treibenden Mittelstande immer der Fall und ebenso fehlt es hier niemals an der Neigung, für einen Teil des Erworbenen ein sicheres, von der eigenen Arbeit unabhängiges Einkommen zu erkaufen. Zu Letzterem, zur teilweisen Abtretung seines Einkommens entschließt sich nicht leicht Jemand, wenn er nicht Aussicht hat, mit Hilfe der geliehenen Güter mehr zu erwerben, als der ausbedungene Leihezins beträgt, und so das Kapital allmählich in sein Eigentum zu verwandeln. Das kann also keinen Kapitalismus begründen. Denn dazu gehört, daß ganze Volksklassen auf die Dauer und ohne begründete Hoffnung, es zurück zu erwerben, einen Teil ihres Einkommens abtreten. Hier muß ein äußerer Druck hinzukommen.

Eine Art der Einkommensübertragung haben wir bereits kennen gelernt: die Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes. Als ihre eigentliche Ursache erkannten wir die Einführung des römischen, für das Einkommen aus dem Bodenertrag nicht passenden Erbrechts.

Eine zweite Gattung bilden die Staatsschulden. Ihre Quelle ist die geistige Arbeit. Indem der Staat die ihm geleisteten Dienste, wenigstens was die Belohnung mit materiellen Gütern angeht, unter ihrem Wert bezahlt, bleibt für ihn ein guter Teil übrig, den er verkaufen kann. Ähnlich verhält es sich mit den Schulden der Kommunen.

Eine dritte Art entsteht endlich dadurch, daß sich die im Besitz der Güter Befindlichen zusammenthun, um große Fabriken und andere Unternehmungen neu zu gründen oder schon bestehende anzukaufen. Da bei den meisten industriellen Unternehmungen sich die Unkosten mit der Größe des Betriebes vermindern, so werden hierdurch die tüchtigen, aber meist vermögenslosen Kräfte am Aufkommen verhindert und genötigt, sich in den Dienst der Reichen zu begeben. An diese treten sie den größeren Teil des durch ihre geistige Arbeit hervorgebrachten Einkommens ab. Nicht selten wird hier auch ein Teil des Einkommens, durch Herabdrückung der Löhne, der körperlichen Arbeit entnommen.

Das sind die drei Hauptarten. Außerdem gibt es noch einige weniger wichtige. So gehört auch ein Teil des Hauszinses, namentlich der übertrieben hohe in den Geschäftsvierteln der Großstädte, hierher. Eine Anzahl hervorragend tüchtiger Kaufleute macht durch ihre geistige Arbeit irgend eine Straße einer Stadt zur lebhaften Geschäftsstraße. Ihre Nachkommen stehen naturgemäß auf einem niedrigeren geistigen Niveau, nämlich auf dem Durchschnitts-Niveau der Menschen überhaupt. Soll der gute Ruf der Straße erhalten bleiben, so ist es nötig, daß frische Kräfte aufgenommen werden. Diesen ist aber das Eindringen in der Regel nur möglich, wenn sie sich entschließen, in der Form von hohen Laden- und Wohnungsmieten einen Teil des durch ihre geistige Arbeit hervorgebrachten Einkommens an die Besitzer der Häuser abzutreten. Dieser Tribut drückt sich aus in den hohen Häuserpreisen. Daraus folgt zugleich, daß in den besuchtesten Geschäfts-

straßen nur reiche, oder hervorragend tüchtige Geschäftsleute sich behaupten können.

Dieses nicht vom Besitzer oder dem Hervorbringer genossene, sondern gegen eine einmalige Entschädigung an andere abgetretene Einkommen ist ein sehr bedeutender Teil des Volkseinkommens, es beläuft sich allein in Deutschland auf Hunderte von Millionen. Die Natur dieses Verhältnisses versteht man nicht, wenn man, wie es die vulgäre Nationalökonomie thut, vom Kapital ausgeht. Nicht dieses, sondern der Zins ist das Primäre. Das drückt das deutsche Recht aus, wenn die älteren Urkunden nie von der Aufnahme eines Kapitals, sondern von dem Verkauf einer Rente um eine gewisse Summe reden. Auch im täglichen Geschäftsleben ist das zu beobachten. Es kommt z. B. nicht selten vor, daß die voll eingezahlten Aktien einer Fabrik infolge schlechter Geschäfte nur noch zur Hälfte ihres Nominalwertes notiert werden. Das bedeutet, daß das erkaufte Einkommen so gesunken ist, daß es nur noch den halben Verkaufswert besitzt. Da tritt ein ausgezeichneter Direktor an die Spitze des Geschäfts. Durch seine geistige Arbeit wird das Einkommen so erhöht, daß die Aktien auf 400 steigen. Das Kapital ist dasselbe geblieben, aber das Einkommen ist gewachsen. Dieses, das Primäre, hat einen höheren Wert bekommen, und dieser bestimmt den im Kapitel ausgedrückten Kaufpreis. Das Kapital ist keine reale, sondern nur eine fiktive, eine rechnerische Größe. Es können immer nur Teile des Gesamtkapitals realisiert werden. Weder der Grundbesitz, noch auch die Staaten können überhaupt ihre Schulden mit einem Male oder auch nur in absehbarer Zeit bezahlen. Das verlangt man auch nicht. Im Gegenteil, nichts vermag den Kapitalisten mehr zu schrecken, als ein solcher Gedanke. Was man allein erwartet, ist, daß die Zinsen bezahlt werden. Denn diese sind eine reale Größe. Wächst bei einem Volke durch Handel und Industrie der Reichtum, so werden immer neue Güter für den Ankauf eines sicheren Einkommens disponibel. Die Folge ist, daß die Rente im Werte steigt, oder, da man diese auf das Kapital zu beziehen pflegt, daß der Zinsfuß sinkt. Daraus zieht aber der Schuldner selten einen anderen, als einen vorübergehenden Vorteil: Das infolge von

Konversionen etwa gesparte Einkommen fließt bald wieder bis zur früheren Höhe ab. Jetzt hat sich der Betrag der gesamten Rente nicht geändert, wohl aber ist die Summe des Kapitals gestiegen, und eine Bezahlung der Schulden ist schwieriger als vorher.

Außerordentlich begünstigt wird der Kapitalismus durch die große Mobilität, die unsere Zeit dem Kapital verliehen hat. Der Gläubiger kommt nur noch ausnahmsweise mit dem Schuldner in Berührung. Der Bauer zum Beispiel erhält sein Hypothekendarlehen von einer Bank und bezahlt an diese seine Zinsen. Die Bank wieder gibt Pfandbriefe aus, die um ein halbes Prozent niedriger verzinst werden und auf den Inhaber lauten. Sie werden ebenso gehandelt, wie die Staatspapiere und Industrieaktien. So kann man sich eine beliebig hohe Rente kaufen, bei dem heutigen Zinsfuß von 3 1/2 Mark jährlich bis hinauf zu Hunderttausenden. In einem kleinen Koffer lassen sich Millionen bergen. Die Verwaltung erfordert nur wenig Mühe und geringe Kosten. An den großen Grundbesitzer werden hohe Anforderungen gestellt. Er muß viel für Repräsentation ausgeben. Der Kapitalist kann leben wie er mag. Er kann ein verborgenes Leben führen und Millionen auf Millionen häufen. Kein Mensch kümmert sich um ihn, und kein Steuereinnehmer kann kontrollieren, ob und um wieviel jährlich er den Staat betrügt.

Die Wirkung, die der Kapitalismus auf die Bevölkerung übt, äußert sich nach zwei Richtungen. Zunächst wirkt er verlangsamend auf den Bevölkerungsstrom. Ohne die Möglichkeit, für ihre Güter sich ein sicheres Einkommen erkaufen zu können, müßten alle diejenigen, die nicht die Fähigkeit besitzen, den toten Gütern geistige Arbeit einzuverleiben, dieselben allmählich verzehren. Sie würden bald in die dritte Bevölkerungsstufe hinübergedrängt werden. Statt dessen ermöglicht ihnen der Kapitalismus, entweder, wenn ihr Vermögen dazu ausreicht, sich eine Rente zu kaufen, die ihnen erlaubt, ohne alle Arbeit ein sorgenfreies Leben zu führen, oder nur einen Teil der Güter in Papieren anzulegen, in welchem Falle sie durch diesen Zuschuß die Fähigkeit erhalten, auch mit einem tüchtigeren Konkurrenten den Wettkampf aufzunehmen. Direkt hemmend wirken die Aktienunternehmungen, indem sie oft im Stande sind, den emporstrebenden Kräften den Weg zu versperren Nehmen

wir an, daß eine derartige Fabrik einen Reingewinn von 400 000 Mark abwirft. Sie beschäftigt 1 000 Arbeiter, und da diese anständig bezahlt werden, so ist der ganze Geschäftsgewinn auf die geistige Arbeit des Direktors zurückzuführen. Er wird dafür auch gut belohnt, indem er einen Gehalt von 40 000 Mark bezieht. Die übrigen 360 000 Mark werden an die nicht arbeitenden Aktionäre als Dividende ausbezahlt. Man wird vielleicht sagen, daß der Direktor, wäre er in der Lage gewesen, ein eigenes Unternehmen zu gründen, es schwerlich zu einer größeren Einnahme, als seiner jetzigen, gebracht haben würde, da er klein hätte anfangen müssen. Zugegeben. Aber dann wäre auf demselben Arbeitsfelde Platz gewesen für noch neun andere, gleich tüchtige Fabrikanten. Ob das nicht eine gerechtere Verteilung des Einkommens gewesen wäre, und ob diese zehn selbständigen, nur für sich arbeitenden Männer nicht größeres geleistet hätten, als der eine im Dienste des Kapitals stehende?

Die Masse des Kapitals, das heißt also des aus irgend einer Quelle stammenden auf den Markt gebrachten, in Kapital ausgedrückten Einkommens, ist in allen modernen Staaten so groß, daß ein Käufer nicht leicht in Verlegenheit kommt. Diese Möglichkeit, für tote Güter ein beliebiges Einkommen zu erkaufen, hat offenbar die Engländer und den diese noch überbietenden Amerikaner Carey verführt, überall die geheimnisvolle Wirkung des Kapitals zu wittern. In jedem aus irgend einer Quelle fließenden Einkommen soll nach ihnen ein selbstverständlicher, aus nichts hervorgegangener Kapitalzins in landesüblicher Höhe enthalten sein. Selbst aus dem Grund und Boden soll das hineingesteckte Kapital die Zinsen treiben, wie der Pferdedung die Spargelpfeifen. Einem deutschen Statistiker aber war die Entdeckung vorbehalten, daß auch der Lohn des Arbeiters nur der Zins sei für die Kosten seiner Erziehung. Es ist das eine der wenigen originellen Leistungen der deutschen Nationalökonomie.

Wenn das richtig wäre, so wäre es eine Thorheit, in Deutschland und den meisten anderen Ländern den Grund und Boden überhaupt noch zu bestellen, denn das Kapital, das er nach den gewöhnlichen Verkaufspreisen repräsentiert, verzinst sich längst nicht

mehr zu dem landesüblichen Zinsfuß. Man könnte sich also die ganze mühselige Arbeit sparen und doch ein höheres Einkommen erzielen. Wie manches heruntergekommene Unternehmen wirft einen geringeren Gewinn ab. Wenn das nicht noch häufiger der Fall ist, so hat da eben der Kapitalismus die Schuld. Jetzt kann der Unfähige aufhören, wenn sein Geschäft keinen oder nicht mehr einen genügenden Gewinn abwirft, er kann sein Geld herausziehen und dafür eine sichere Rente kaufen, während er früher fortwirtschaften mußte, bis er nichts mehr hatte, bis sein Einkommen auf einen tüchtigeren Konkurrenten übergegangen war. Infolge dessen bildet gegenwärtig allerdings der landesübliche Zinsfuß gewöhnlich die untere Grenze des Geschäftsgewinnes, und wenn ein Unternehmen nicht mehr so viel abwirft, so sagt man, es „rentiert" sich nicht, das heißt, man hat die Möglichkeit, für die zum Betriebe des Geschäftes nötigen Güter sich ein höheres Einkommen zu erkaufen.

Zwar ist das Kapital ebenso wenig stabil, wie die übrigen im Besitz des Mittelstandes befindlichen Güter. Es findet auch hier eine fortwährende Verschiebung statt. Faßt man aber das ganze, dem Mittelstand zur Verfügung stehende Einkommen zusammen, so kann unmöglich verkannt werden, daß der Kapitalismus die Wanderung dieses Einkommens verlangsamt, indem er auch den Unfähigen gestattet, sich vielleicht durch Generationen im Mittelstande zu behaupten, daß er dadurch das durchschnittliche geistige Niveau des Mittelstandes herabdrückt.

Aber die schädliche Wirkung des Kapitalismus äußert sich noch in einer anderen Weise. Bei dem Rundgang, den wir in der ersten Abteilung dieses Buches durch die verschiedenen Staaten machten, fanden wir, daß die Handelsblüte bei einem Volke regelmäßig zusammentrifft mit einem Blühen der bildenden Kunst. Das war in den griechischen Republiken der Fall, wie in dem römischen Weltreich. Das fanden wir in den italienischen Handelsrepubliken und in den deutschen Reichsstädten, in Spanien und den Niederlanden. Dann ist es aus. In dem England unseres Jahrhunderts bietet das Feld der Kunst den Anblick einer wüsten Fläche. Ebenso ist es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und nicht viel besser in dem heutigen Deutschland.

„Also auch dafür soll der Kapitalismus verantwortlich sein?" so wird vielleicht der Leser nicht ohne Kopfschütteln sprechen. Ich möchte es glauben, so sonderbar es klingen mag, und man gestatte mir wenigstens, die Gründe für meine Ansicht darzulegen.

Welche Bedingungen müssen vorhanden sein, um die Entfaltung einer Kunstblüte zu ermöglichen? Vor allem muß der Mittelstand, oder in dem Staat mit Einer Bevölkerungsstufe diejenige Klasse, der die Funktionen des Mittelstandes zufallen, auf ein hohes geistiges Niveau gestiegen sein. Denn nur eine Zeit, die überhaupt geistig hochstehende Menschen besitzt, kann bedeutende Künstler hervorbringen. Sodann muß das Einkommen auf irgend eine Weise, in der Regel durch Handel, so rasch wachsen, daß der einzelne nicht bloß im Stande ist, die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse zu befriedigen, sondern daß er einen Teil zur Verschönerung des Lebens verwenden kann. Es genügt aber nicht, daß auf der einen Seite das Können, die Fähigkeit Kunstwerke zu schaffen, auf der anderen Seite die nötigen Mittel, sie zu bezahlen, vorhanden sind. Beide Teile, der schaffende Künstler und der Auftraggeber, müssen eine innige Verbindung eingehen, es muß ein verständnisvolles Zusammenwirken stattfinden. Ja, man könnte zweifelhaft sein, wessen Anteil der wichtigere ist. So wenig wie man die Schneider allein verantwortlich macht für eine geschmacklose Kleidertracht, ebensowenig tragen die Künstler allein die Schuld, wenn die Kunst auf Abwege gerät. Der Künstler folgt dem Geschmack der Zeit, er kann immer nur diesen zum Ausdruck bringen. Darum sind die Kunstwerke das sicherste Barometer für die Höhe des geistigen Niveaus. Versteht sich, für die durchschnittliche. Denn auch in sinkenden Zeiten können geistig hochstehende Freunde und Gönner der Kunst leben. Aber sie sind in der Minderheit, sie bleiben ohne Einfluß auf den herrschenden Geschmack. Daß aber auch solche Zeiten fähig sind, große Künstler hervorzubringen, das zeigt sich, wenn ein glücklicher Zufall in einer Person die Mittel, eine Reihe von Künstlern zu beschäftigen, mit hohem Kunstverständnis vereinigt. Florenz war seit langem im Sinken begriffen, als der einzige Lorenzo der Prächtige eine große Kunstperiode begründete. Ähnliches ließe sich vielleicht von Papst Leo X. und

von König Friedrich I. von Preußen sagen. Dagegen blieb König Ludwig I. von Bayern bei aller Begabung nur ein Sammler. Für alle seine Bauten läßt sich irgendwo auf der Erde das Original auffinden. Damit soll freilich nicht geleugnet werden, daß Ludwig I. sich im höchsten Maße um die Entwicklung der deutschen Kunst verdient gemacht hat, als er herrliche Museen gründete, als er seine Hauptstadt mit einer ganzen Reihe nach klassischem Muster errichteter Bauwerke schmückte. Wie weise diese Beschränkung auf das Erreichbare war, das zeigte sich, als sein weniger begabter Sohn und Nachfolger sich daran wagte, einen neuen Baustil zu schaffen.

Solche Erscheinungen, wie die genannten, sind aber seltene Ausnahmen. Für gewöhnlich bleibt der Künstler abhängig von dem Geschmack und dem Verständnis des großen Publikums. Daher kommt es denn, daß mit dem Sinken des geistigen Niveaus auch aus den Kunstwerken der geistige Inhalt zu schwinden pflegt, daß die sinnliche Form immer mehr zur Hauptsache wird. Schließlich erwartet und verlangt man von der Kunst nur noch einen angenehmen Kitzel. Trotzdem in solchen Zeiten oft viel mehr Geld für Kunstwerke ausgegeben wird als vorher, gedeiht doch der eigentliche Mäcen nicht mehr. An seine Stelle tritt der Sammler. Dieser unterscheidet sich von dem Mäcen dadurch, daß er keinen eigenen Geschmack, kein selbständiges Urteil besitzt. Er erwirbt nur solche Gegenstände, deren Wert durch Brief und Siegel verbürgt ist, die auf dem Kurszettel der Kunst notiert sind. Nicht die Schönheit entscheidet, sondern die Seltenheit. Die Wände seines Zimmers pflastert er förmlich mit Bildern. Er häuft allerlei Möbel und Zierat aus allen Zeiten und Ländern zum buntesten Kramladen zusammen. Sein Zweck ist nicht, das Leben durch die Kunst zu verschönern, sondern sich die Zeit zu vertreiben. Er will nicht die Kunst fördern, sondern hat höchstens den Ehrgeiz, für einen Kenner zu gelten.

Leben wir in einer solchen Zeit? Von Deutschland kann man wenigstens nicht sagen, daß die Volkskraft gegenwärtig im Sinken begriffen ist. Unsere Zeit hat große Staatsmänner und Feldherren hervorgebracht, wir haben rührige Gewerbtreibende und unternehmende

Kaufleute, auch die Wissenschaft hat bedeutende Leistungen aufzuweisen. Lauter Merkmale, die darauf deuten, daß das deutsche Volk noch eher im Aufsteigen begriffen ist. Und doch kann man nicht verkennen, daß in der Kunst Symptome vorhanden sind, die sonst nur in sinkenden Zeiten sich zu zeigen pflegen. Und das ist es, wofür ich den Kapitalismus verantwortlich machen möchte.

Der Kapitalismus hat einen finsteren Zug in unser Leben gebracht, er verwandelt die Menschen, um einen derben Ausdruck Schopenhauers zu gebrauchen, in ernste Bestien. Die Möglichkeit, für die ersparten Güter in jeder Menge ein sicheres Einkommen zu erkaufen, läßt alle diejenigen, die überhaupt fähig sind, zu erwerben, nicht mehr zum heiteren Genuß des Lebens gelangen. Das Einkommen eines Kaufmannes übersteigt vielleicht weit die Summe, welche zur Befriedigung seiner täglichen Bedürfnisse nötig ist; er hat auch längst aufgehört, die ersparten Güter zur Ausdehnung seines Geschäftes zu verwenden: trotzdem entschließt er sich sehr schwer, auch nur hundert Mark für Überflüssiges auszugeben, zu „opfern," wie der charakteristische Ausdruck lautet. Immer steht ihm der Laden des Geldwechslers vor Augen, schwebt ihm die Möglichkeit vor, für diese Summe ein Papier zu erwerben, das sein Einkommen um einige Mark erhöht. Es ist die Sorge um die Existenz seiner Familie, die ihn so handeln läßt, der Wunsch, den Bestand seines Geschlechtes für eine möglichst lange Zeit zu sichern. Diese Sorge läßt ihn nicht rasten und ruhen, selbst wenn er schon Millionen sein eigen nennt. Ein einziges Streben erfüllt ihn, der Wunsch, seinen Kindern ein möglichst großes, sicheres Einkommen zu hinterlassen; diesem wird alles geopfert, ihm zu Liebe bisweilen das Allerwichtigste, die richtige Erziehung der Kinder selbst, vernachlässigt. Und doch ist es in der Regel ein Wahngebilde, dem er nachläuft. Sind die Kinder nicht tüchtig, so wird auch das größte Vermögen unter ihren Händen zerrinnen, und wenn sie selbst auch im Mittelstande sich behaupten, so wird wahrscheinlich die doppelte Anzahl Enkel in die dritte Bevölkerungsstufe hinübergedrängt werden.

Der Kapitalismus teilt die Gesellschaft in zwei Klassen: eine arbeitende und eine genießende. Erst diejenigen finden Zeit, sich

um andere Dinge zu bekümmern, als um das Geldverdienen, die hierzu überhaupt nicht mehr fähig sind. Aber ebenso wenig haben sie Fähigkeit zu anderen Beschäftigungen, die eine gewisse geistige Arbeit erfordern. Da nur diese Leute die Mittel und die Lust haben, Geld für Überflüssiges auszugeben, so könnte, wenn sich die Künstler ihrem Geschmacke fügen würden, eine ähnliche Kunstepoche entstehen, wie sie die sinkenden Zeiten charakterisiert. Dazu ist es in Deutschland bis jetzt nicht gekommen. Aber man kann nicht läugnen, daß die Gefahr einer solchen Entwicklung eine drohende ist.

Das heutige Deutschland bietet eine eigentümliche Erscheinung, für die mir eine Analogie nicht bekannt ist. Daher mag es auch kommen, daß das Urteil über die gegenwärtige deutsche Kunst so verschieden ausfällt. Die Einen läugnen geradezu das Vorhandensein einer Kunstperiode, die Anderen wollen sie schlankweg neben die großen Zeiten der Italiener oder Niederländer stellen.

Jedenfalls ist nicht zu bestreiten, daß unsere Künstler auf einem hohen geistigen Niveau stehen. Man findet bei ihnen viel ernstes Streben und auch ein tüchtiges Können. Dazu kommt, daß die einzelnen Staaten förmlich wetteifern in der Förderung der Kunst durch die Zusammenbringung von Gemäldegallerien und anderen Sammlungen, durch Errichtung von Akademien, durch Erteilung von Stipendien. Endlich ist der Gesichtskreis infolge der entwickelteren Verkehrsmittel ein viel weiterer geworden, als er in früheren Zeiten war. Und trotzdem will sich kein Gebild gestalten. Es will zu keiner dem Geist der Zeit angemessenen, weil aus diesem erwachsenen Kunst kommen. Unsere Künstler kommen aus der Schule nicht heraus. Je nach Neigung wendet sich dieser den Niederländern, der den Italienern, jener den Spaniern oder Franzosen zu. Er sucht sich vollständig hineinzuleben in das Denken und Schaffen seines Vorbildes, ihm seine Manier abzulauschen, sie sich ganz zu eigen zu machen. Das ist gewiß eine gute Übung. Wer aber dabei stehen bleibt, der gleicht einem Schüler, der sich auf dem Gymnasium durch seine guten lateinischen Stilübungen auszeichnete und nun sein Leben lang fortfährt, gute lateinische Stilübungen zu schreiben. Man kann den Künstlern

daraus keinen Vorwurf machen. Die Schuld liegt daran, daß sie kein kunstverständiges Publikum finden, für das sie schaffen können, das wieder mit ihnen arbeitet. Diejenigen, unter denen sich Leute fänden, die dazu fähig wären, die Beamten, die Grundbesitzer und die noch arbeitenden Kaufleute, haben entweder keine Mittel oder keine Zeit, und denjenigen, die beides haben, geht die Fähigkeit ab. So bleiben die Künstler isoliert, wenn sie sich nicht dem Geschmack der letzteren anbequemen wollen. Davor hat bis jetzt wenigstens die Besseren ihr guter Geist bewahrt und die Kritik derer, die zwar Kunstwerke beurteilen, nicht aber auch kaufen können. Diese Kritik ist keineswegs wertlos für den Künstler. Sie kann ihm einen Namen machen und diejenigen, die zwar die Mittel, nicht aber auch eigenes Urteil besitzen, veranlassen, seine Bilder zu kaufen. Sie kann aber nicht das verständnisvolle Zusammenarbeiten von Künstler und Auftraggeber ersetzen, das unbedingt nötig ist, wenn eine eigenartige, dem Geist und den Bedürfnissen der Zeit entsprechende Kunstrichtung sich entwickeln soll. So entsteht jenes unsichere Tasten und Experimentieren auf seiten der sich selbst überlassenen Künstler, die nicht direkt mit dem Käufer verkehren, sondern im Auftrag der Zwischenhändler arbeiten.

Fast mehr noch, als in der Malerei, zeigt sich dieses Unfertige, Unselbständige, in der Baukunst. Unsere Architekten verstehen zu bauen. In jeder Stilart können sie korrekte Pläne entwerfen. Aber ein Haus zu bauen, in dem man wohnen kann, das den Bedürfnissen unserer Zeit entspricht, das verstehen sie nicht. Wer baut aber auch heutzutage Häuser? Sehr selten ist es jemand, der sich ein schönes und behagliches Heim errichten will, dem etwas Bestimmtes vorschwebt, der eine Idee hat, über die er mit dem Baumeister sprechen kann. In der Regel sind es Leute, die nur wissen, daß sie sich ein Haus bauen wollen, etwas Feines, Großartiges, Imponierendes, denn ihre Mittel erlauben ihnen das. Sie wissen auch, wie viel es ungefähr kosten darf. Alles andere überlassen sie dem Baumeister, der nun ganz nach seiner Laune darauf loswirtschaftet. Das eine Zimmer wird türkisch eingerichtet und das andere chinesisch, dieses in Rococo und jenes in Renaissance. Und dazu ein Bewohner, dessen einzige Lektüre der Kurszettel ist.

So entstehen jene Ungeheuerlichkeiten, über die jeder staunen muß, der sich nur einigermaßen einen unbefangenen Blick bewahrt hat. Mitten in den friedlichen Straßen mächtige Festungstürme mit ragenden Zinnen und Öffnungen, die eher Schießscharten als Fenstern gleichen. Ganze Häuserreihen der standigsten und lautesten Geschäftsstraßen sind in allen Stockwerken mit Balkons verziert; nur weil sie einmal zum Stil gehören. Denn in München zum Beispiel habe ich noch niemals einen Menschen auf einem solchen Balkon sitzen oder stehen sehen. Eine Dachrinne ist gewiß ein prosaischer Gegenstand. An den Bauernhäusern sieht man sie noch weit den Weg überragen, um das Regenwasser in einen Graben oder Bach zu ergießen. Wie wußten unsere alten Baumeister dieses Hindernis zu überwinden, indem sie die Rinnen mit allerlei Getier schmückten und sie so der Bauart des Ganzen anpaßten. Wenn jetzt ein Architekt im gotischen Stil ein Haus baut, so darf auch die drachengeschmückte Rinne nicht fehlen. Einen Zweck hat sie freilich nicht. Denn daß der Drache auch wirklich Wasser speit, würde die Polizei sofort verbieten. So leitet denn auch daneben eine Rinne das Traufwasser ordnungsgemäß in den Kanal. Dergleichen ließe sich noch manches anführen.

Nur noch ein Wort über die französische Malerei, die ja vielen unserer Künstler als das Muster erscheint, dem man nachstreben müsse. Das ist jedenfalls nicht zu verkennen, in der modernen französischen Kunst hat sich eine einheitliche Richtung, hat sich ein Stil gebildet. Aber er ist dadurch entstanden, daß die Künstler sich dem Geschmack der Käufer anbequemt haben. Das war wohl nicht zu vermeiden, denn in Frankreich ist der Kapitalismus ja noch mehr entwickelt, fließt zudem der Bevölkerungsstrom viel langsamer, als in Deutschland. Was aber die französische Kunst dadurch in der Form vielleicht gewonnen hat, das hat sie an geistigem Inhalt entschieden eingebüßt. Frankreich hat das, was in Deutschland bis jetzt nur als Ausnahme, wenn auch nicht gerade zu schüchtern hervortritt, die Kunst sinkender Zeiten.

Verwandt mit der besprochenen Erscheinung ist eine andere, aus deren Hervortreten man auf ein Sinken des deutschen Volkes hat schließen wollen. Ich meine die Abnahme der Sittlichkeit und

Frömmigkeit, die Überhandnahme von Luxus, Genußsucht und allerhand Lastern. Ohne Zweifel gibt es zu allen Zeiten, auch bei aufsteigenden Völkern, unsittliche Menschen. Aber sie bilden die Ausnahme. Denn da in der Regel nur geistig niedrig stehende Menschen auf die Dauer an grobsinnlichen Genüssen Befriedigung finden, so werden sie, wo der Bevölkerungsstrom noch stark fließt, meistens bald mit fortgerissen. Erst wenn der Bevölkerungsstrom langsamer zu fließen beginnt, werden sie zahlreicher. Und wenn er schließlich ganz stockt, wenn der Mittelstand die Bauern ausgerottet und die Arbeiter sich dienstbar gemacht hat, dann kann erst, zugleich mit dem Sinken des geistigen Niveaus, eine vollständige Entsittlichung eintreten. Denn jetzt ist der Mittelstand im Bezug des Einkommens nicht mehr von tüchtigeren Rivalen bedroht. Freilich findet auch keine Vermehrung des Gesamteinkommens mehr statt, da die geistige Arbeit fehlt, eher eine Verminderung. Die einzige Verschiebung der Vermögensverhältnisse innerhalb des Mittelstandes wird durch Erbschaften bewirkt. Darum pflegen die Testamente und die Erbschleicherei bei gesunkenen Völkern eine so wichtige Rolle zu spielen. Die größte Gefahr, die dem Besitzstand einer Familie droht, ist eine zu häufige und zu starke Teilung. Darum pflegt in solchen Zeiten, ähnlich wie wir es als Folge der großen Zersplitterung des Grundbesitzes bei den französischen Bauern kennen lernten, und aus demselben Grunde, die künstliche Beschränkung der Kinderzahl etwas Gewöhnliches zu sein.

Der Kapitalismus bringt, wenn auch in beschränkten Kreisen, ähnliche Erscheinungen hervor. Auch hier ist das Einkommen nicht von der geistigen Arbeit abhängig, auch hier vermögen sich geistig tief stehende Menschen im Bezug desselben zu erhalten, und auch hier sind die Vergnügungen und Genüsse der inneren Hohlheit und Nichtigkeit angepaßt.

Wie ein Alp lastet der Kapitalismus auf unserer Gesellschaft. Er bewirkt, daß nicht die begabtesten und fähigsten Köpfe, sondern die plattesten und seichtesten den Ton angeben, den Geschmack bestimmen. Gepeitscht von Langeweile durchfliegen diese Leute die Welt. Überall trifft man auf sie, an keinem Ort und zu keiner

Zeit ist man vor ihnen sicher. Sie haben unsere schönsten Bäder und Sommerfrischen in Stätten der Langeweile verwandelt. Und meidet die gute Gesellschaft solche Orte und sucht andere auf, flugs sind sie auch da. Denn nichts ist ihnen schrecklicher, als unter sich zu sein. Wie oft habe ich Leute, bei denen übertriebene Sparsamkeit der Grund nicht sein konnte, versichern hören, daß sie auf kürzeren Reisen die dritte Wagenklasse den höheren vorziehen, nur weil sie dort bessere Gesellschaft finden. Der Kapitalismus hat bewirkt, daß diejenigen, die ihren Fähigkeiten und Leistungen nach tief unten stehen sollten, sich an der Spitze der Gesellschaft befinden.

Ist auch kaum zu erwarten, daß diese Hoffnung sich so bald verwirklichen wird, so kann man doch immerhin die Frage aufwerfen: welche Wirkung würde es hervorbringen, wenn eine rasche Tilgung der Staats-, Kommunal- und Grundschulden vorgenommen würde? Vor allem würde sich jetzt die wahre Natur des Kapitals auch dem blödesten Auge offenbaren, man würde erkennen, wie schlimm es um die berühmte eigene Vermehrungskraft des Kapitals bestellt ist, es würde sich zeigen, daß das Kapital überhaupt keine reale Größe, sondern nur eine Anweisung auf ein aus irgend einer Quelle fließendes Einkommen ist. Das Kapital würde sich allmählich verzehren, es würde schließlich spurlos verschwinden. Aber der Volksreichtum würde sich um keinen Pfennig vermindern, das Gesamteinkommen eher wachsen als abnehmen. Der Zinsfuß würde zeitweilig sinken, dann aber einen höheren Stand erreichen, als er vorher gehabt. Das mag paradox klingen. Der Hergang würde folgender sein. Den Kapitalisten stehen durch die stetige Abbezahlung der Schulden fortwährend große Geldsummen zur Verfügung. Sie werden suchen, sich durch Ankauf der vorläufig noch nicht bedrohten Papiere ein neues Einkommen zu verschaffen. Die vermehrte Nachfrage wird den Kurs derselben steigern, oder richtiger den Zinsfuß herabdrücken. Es muß sich jetzt in das gleiche Einkommen eine größere Anzahl von Kapitalisten teilen. Die Schuldentilgung schreitet fort. Der Kurs der noch vorhandenen Papiere kann aber nur so lange steigen, als die Differenz zwischen Nominalwert und Kurswert kleiner ist, als die

Summe der bis zur Rückzahlung der betreffenden Papiere noch zu erwartenden Zinsen. So wird der Teil des Kapitals, der keine Verwendung mehr findet, ein immer größerer. Die Besitzer werden genötigt, entweder selbst durch geistige Arbeit befruchtend auf die toten Güter zu wirken, oder, wenn sie dieselben nicht allmählich verzehren wollen, sich nach einer anderen Verwendung umzusehen. Da nun nach unserer Annahme die Grundschulden gleichzeitig getilgt werden, so ist dem Kapital der Weg zum Einkommen aus dem Bodenertrag versperrt. Bleibt nur das Einkommen aus der geistigen Arbeit übrig. Der Reiche, aber Unfähige, wird genötigt, mit dem Armen, aber Fähigen, eine Verbindung einzugehen. Der letztere kann einen Teil des durch seine Arbeit hervorgebrachten Einkommens für die Benützung der toten Güter abtreten. Dieses Verhältnis ist aber, wie wir sahen, nichts, als eine der Formen, in welchen sich die Übertragung des Vermögens aus dem Besitz der absteigenden in den der aufsteigenden Familien vollzieht. Da der Kapitalist hier viel leichter Verluste erleidet, so wird auch der Zins ein höherer sein müssen, als er vom Staat und den Grundbesitzern bezahlt wurde. Daher kommt es, daß in Staaten, die keinen ausgebildeten Kapitalismus kennen, wie zum Beispiel die alten, der gewöhnliche Zinsfuß oft 10 Prozent beträgt.

„Da haben wir endlich eine gute Seite des Kapitalismus", höre ich den Papiere besitzenden Leser ausrufen, „wer heutzutage 10 Prozent nehmen würde, der würde als Wucherer gebrandmarkt werden. Der Kapitalismus dient dazu, den Zinsfuß zu erniedrigen, dem Bedürftigen zu leichten Bedingungen Geld zu verschaffen." Allerdings, wenn — er solches bekommt. Denn das ist trotz des Kapitalreichtums nicht so leicht. Neu aufgelegte Staatsanleihen werden freilich oft um das zehnfache überzeichnet. Schreibe eine erste Hypothek aus auf ein einträgliches Anwesen und von allen Seiten wird dir das Geld zugetragen werden. Gehe aber einmal hin zu dem Kapitalisten und sprich: „Leihe mir auf mein ehrliches Gesicht eine Summe, um ein Geschäft anzufangen. Ich habe Fähigkeit und Kenntnisse, so daß es mir ein Leichtes sein wird, einen hohen Zins zu bezahlen." Du wirst überall verschlossene Geldschränke finden, oder einem Wucherer in

die Hände fallen, der sich wie ein Blutegel an dich hängt und nicht los läßt so lange noch ein Tropfen Blut in dir ist. Gerade weil der Kapitalismus die Möglichkeit bietet, für beliebig große Summen ein sicheres Einkommen zu erkaufen, ist in unserer Zeit der Personalkredit ein so schwieriger geworden.

Die hauptsächlichste Wirkung einer Bezahlung der Schulden würde also eine Beschleunigung des Bevölkerungsstromes sein. Der Mittelstand hätte nicht mehr nötig, einen ganzen Schwarm nicht arbeitender Drohnen zu füttern. Zugleich wäre den frischen Kräften das Emporkommen erleichtert, indem ihnen jetzt in reichlichem Maße Güter zur Verfügung stehen würden, denen sie ihre geistige Arbeit einverleiben könnten. Das ganze Einkommen würde ungeschmälert denen zufallen, die es durch ihre Arbeit verdienen.

„Aber", wird man vielleicht fragen, „würde nicht, wenn die Möglichkeit aufhört, die Ersparnisse zinsbringend anzulegen, der stärkste Antrieb zur Arbeit wegfallen?" Auch das glaube ich nicht. Allerdings würde ein anderer Geist den Verkehr durchdringen. Das Geldzusammenscharren, die Ansammlung von Gütern, wäre nicht mehr der einzige Gesichtspunkt, den der Geschäftsmann im Auge haben würde. Es würde wieder das Interesse am Geschäft, die Freude an der Arbeit selbst mehr in den Vordergrund treten. Und diese ist es doch allein, die bedeutende Leistungen hervorbringt. Mancher Kaufmann, der die Fähigkeiten besitzt, sein Geschäft weit auszudehnen, begnügt sich jetzt mit einem mäßigen Umfang desselben, weil er für seine Überschüsse sich ein sicheres Einkommen erkaufen kann. Würde diese Gelegenheit wegfallen, so würde manche kühne That vollbracht, manches große, dem ganzen Volk zu gute kommende Unternehmen ausgeführt werden, das so unterbleibt. Daß aber die im Besitz der Güter Befindlichen sich nicht der trägen Ruhe überließen, dafür würde schon der stärker fließende Bevölkerungsstrom sorgen. Der Unfähige und Faule würde bald von den auf dem Kampfplatze erscheinenden frischen Kämpfern in den besitzlosen Arbeiterstand hinübergedrängt werden. Es würde ein frischer Zug in unser Leben kommen. Vielleicht könnte eine bedeutende Kunstperiode entstehen, denn jetzt würden sich wohl auch

Leute von Geschmack und Verständnis entschließen, Bilder zu kaufen und Häuser zu bauen.

Auch in die Wissenschaft könnte neues Leben kommen. Man hört häufig klagen, daß unter der jüngeren Generation unserer Universitätslehrer sich die geistige Inferiorität immer breiter mache. Ich möchte dafür den Grund in dem Institut der Privatdozenten suchen. Wer hier entscheidet, ob der Aspirant auf eine Professur auch die nötigen Fähigkeiten hat, ist einzig und allein der betreffende selbst. Erforderlich ist nur, daß er die Mittel hat, oft viele Jahre standesgemäß ohne Einkommen zu leben. Infolge dessen rekrutieren sich die Privatdozenten hauptsächlich aus der Kapitalistenklasse. Wem die Mittel fehlen, der ist von Anfang an ausgeschlossen, und wäre er noch so begabt. Und was für Leute habilitieren sich oft. Zuerst lacht man wohl über ihre Kühnheit. Aber mit der Hartnäckigkeit, die gerade den Unfähigen auszeichnet, wissen sie sich Verbindungen zu verschaffen. Schließlich kann man sie nicht gut mehr übergehen, und es gelingt ihnen, sich in wichtige Professuren hineinzualtern. Man darf selbstverständlich nicht andere Beamtenkategorien zur Vergleichung heranziehen, wo ebenfalls ein allmähliches Hinaufrücken vom Praktikanten zum Beamten stattfindet. Außer den Privatdozenten gibt es Hunderte, welche dieselbe Fachbildung genossen haben. Was würde man dazu sagen, wenn man jedem Offizier, der ein gewisses Vermögen besitzt und sich selbst zu großen Dingen für berufen hält, gestatten wollte, sich bei dem Generalstab als Privatdozent zu habilitieren und nun ausschließlich aus diesen die höchsten und wichtigsten militärischen Chargen besetzen würde? Es ist ja nicht nötig, daß man das Institut ganz abschafft, aber man sollte sich bei der Besetzung von Professuren nicht auf die Privatdozenten, wie das immer mehr geschieht, beschränken. Es wäre doch merkwürdig, wenn nicht für die meisten philosophischen Fächer in dem zahlreichen Stande der Gymnasiallehrer, für die juristischen unter den Richtern, für die staatswirtschaftlichen unter den Verwaltungsbeamten, tüchtigere Kräfte zu finden wären, als in der kleinen Anzahl der Privatdozenten. Daß jene ein Amt übernommen, das Leben kennen gelernt und praktische Erfahrungen gemacht haben, konnte ihrer

Fortbildung doch unmöglich zum Schaden gereichen. Freilich dem Minister würde seine Aufgabe wesentlich erschwert werden. Auch könnte er sich bei einer unglücklich ausgefallenen Besetzung nicht mehr damit ausreden, daß augenblicklich nichts Gutes vorhanden gewesen sei.

Zum Schluß möge noch eine Erscheinung besprochen werden, die gegenwärtig viel von sich reden macht. Aus den Vereinigten Staaten von Amerika ertönt die für europäische Ohren gar seltsame Klage, daß man förmlich in Reichtum ersticke, daß sich in den Kassen des Staates und einzelner hervorragend reicher Familien das Geld dermaßen anhäufe, daß man in Verlegenheit sei, was man damit anfangen solle.

Was ist denn eigentlich ein kapitalreiches Land? Das Kapital hat, wie wir wissen, vor anderen Besitztümern das voraus, daß sich auch die größten Summen leicht anhäufen und verwalten lassen. Während bei dem Grundbesitz mit der Ausdehnung durch die wachsenden Kosten der Verwaltung und Beaufsichtigung sich die Rente vermindert, pflegt sie bei dem Kapital mit der Zunahme zu steigen. Der Großkapitalist braucht sich nicht mit dem Kouponabschneiden zu begnügen, er kann den Kurs der Papiere beeinflussen, bei Gründungen steckt er einen großen Gewinn und bei Anleihen eine hohe Provision ein. Dadurch erhält der große Kapitalist ein Übergewicht über die kleinen. In dem Besitz einzelner Familien sammelt sich ein so großes Kapital an, daß ihm auch Erbteilungen nicht mehr gefährlich werden. Hier wächst das Einkommen stärker, als sich die Menschen zu vermehren vermögen. Nicht selten wird auch, um die Macht des Hauses zu wahren, durch Testament eine zu starke Teilung verhindert. Auch bei der luxuriösesten Lebensweise kann nur ein Bruchteil des Einkommens verzehrt werden. Der Rest ist zum Ankauf einer weiteren Rente disponibel. Diese „Ersparnisse“ sind es, aus denen hauptsächlich die Staatsanleihen gedeckt werden. Jede neue Anleihe vermehrt das Einkommen und vergrößert die Zahl dieser Familien. Ein etwaiger Abgang wird sofort gedeckt von Leuten, die durch glückliche Spekulationen oder industrielle Unternehmungen große Reichtümer erworben haben. Ein Land wird also um so kapital-

reicher, je mehr Staat und Grundbesitz verschuldet, je ärmer die Masse des Volkes wird. Ihre Grenze erreicht die Zunahme des Kapitals an dem Punkte, wo das Volk nicht mehr im Stande ist, die Steuer zu bezahlen und die Zinsen aufzubringen. Dann tritt gewöhnlich infolge von Hunger und Elend eine Verminderung der Bevölkerung ein, und bald auch eine Abnahme des Kapitals.

Die Vereinigten Staaten lernten wir als dasjenige Land kennen, in welchem der Kapitalismus zur höchsten Entwicklung und zur größten Machtfülle gelangt ist. Die Großkapitalisten beherrschen nicht bloß den Handel und Verkehr, sie bestimmen auch die äußere und innere Politik. Da war es nun ein Zeichen von großer Kurzsichtigkeit, als diese, um sich neue Einnahmequellen zu eröffnen, die Einführung eines hohen Schutzzolls mit der Notwendigkeit motivierten, die größtenteils im Auslande und zu einem hohen Zinsfuß kontrahierten Kriegsanleihen zurückzubezahlen. Unter dem Schutz des neuen Tarifs entwickelte sich eine mächtige, fast ausschließlich in den Händen des Großkapitals befindliche Industrie. Aber gleichzeitig stieg der Ertrag der neuen Zölle so rasch, daß er gegenwärtig etwa ein Drittel der gesamten Bundeseinnahme ausmacht. Infolgedessen war auch die Tilgung der Schulden eine unerwartet rasche, so daß der Tag nicht mehr fern ist, wo sie vollständig bewerkstelligt sein wird. Diesem Zeitpunkt sehen die Kapitalisten mit Bangen entgegen. Sie haben dem Staat eine zweischneidige Waffe in die Hand gegeben. Wird sich dieselbe, wenn sie im Kampf gegen das fremde keine Verwendung mehr findet, nicht gegen das eigene Kapital wenden? Was soll man mit den Hunderten von Millionen anfangen, die nächstens disponibel werden? Eine allmähliche Aufhebung des Schutzzolles müßte zwar, nach Überwindung eines vielleicht schwierigen Übergangsstadiums, der Gesamtheit zum Wohle gereichen, dem Kapital aber würde eine seiner wichtigsten Einnahmequellen verstopft werden. Oder soll man die Überschüsse verwenden, um nach und nach das gewaltige Eisenbahnnetz und die Telegraphenlinien für den Bund aufzukaufen? Das wäre für den Kapitalismus der schrecklichste der Schrecken. Außerdem wäre eine solche Stärkung der Staats-

gewalt nicht wohl vereinbar mit der „republikanischen Freiheit.“ Denn diese verträgt sich zwar recht gut mit einer Tyrannisierung und Ausbeutung durch ein paar tausend Kapitalisten, nicht aber mit einer starken Regierung. Man kann gespannt sein, wie sich die Dinge in Amerika entwickeln werden. Jedenfalls zeigt die Angst der Kapitalisten, daß sie zu der dem Kapital angeblich innewohnenden geheimnisvollen Vermehrungskraft kein rechtes Vertrauen haben. Warum denn nur? Es ist ja nichts weiter nötig, als die „Produkte zu fernerer Produktion aufzubewahren.“

Nach Vorausschickung des Gesagten können wir uns kurz fassen bei Besprechung der Mittel, welche der Staat anzuwenden hat, um sich einen gesunden und kräftigen Mittelstand zu erhalten. Abgesehen von einigen weniger wichtigen Maßregeln muß vor allem ein vollständiger Bruch mit der traditionellen Finanzpolitik erfolgen. Was würde man von einem Vater sagen, der zu seinem Sohne spräche: „Mein Sohn, du hast jetzt das nötige Alter erreicht, um einen eigenen Hausstand zu gründen. Ich habe darum ein Geschäft gekauft, das dir ein reichliches Einkommen gewähren wird. Bevor ich dich aus dem Elternhause entlasse, nimm nur noch den einen Rat mit: strebe immer danach, daß deine Ausgaben nicht von den Einnahmen überschritten werden. Sollte sich am Schlusse des Jahres ein Überschuß in deiner Kasse finden, so beeile dich, das Geld los zu werden, entweder durch Verminderung deiner Einnahmen oder durch Vermehrung der Ausgaben, wenn auch für unnütze Zwecke. Denn nichts ist verderblicher, als solche Überschüsse. Hast du aber unvorhergesehene Ausgaben zu bestreiten, oder ergibt sich am Schlusse des Jahres ein Defizit in deiner Kasse, so sei ohne Sorgen. Es werden sich immer Leute finden, die dir zu mäßigem Zins das nötige Kapital vorstrecken. Du brauchst dann nur um den geringen Betrag der Zinsen entweder deine Einnahmen zu erhöhen oder deine Ausgaben zu vermindern. Gelingt es nicht, so laß dich auch das nicht anfechten. Du wirst schon von anderen Geld bekommen, um die Zinsen zu entrichten. Nur im Zinsenzahlen sei immer pünktlich. Wenn du das bist, so wird es dir an Kredit niemals fehlen, wird es dir nie schlecht gehen.“

Würde man einen solchen Vater nicht für wahnsinnig halten? Und doch ist es dieselbe Maxime, welche der Finanzwirtschaft der modernen Staaten zu Grunde liegt. Wen die meiste Schuld trifft, die falsche Doktrin, oder das Streben des reich gewordenen Mittelstandes, sich auf Kosten der übrigen Staatsbürger ein sicheres Einkommen zu verschaffen, wozu ihm die moderne parlamentarische Verfassung die Handhabe bot, oder endlich die Nachgiebigkeit der Regierungen, das mag unerörtert bleiben. So viel steht jedenfalls fest, daß bei weitem der größte Teil der Staatsschulden zu einer Zeit entstanden ist, wo das Gesamteinkommen des Volkes in der Zunahme begriffen war. Man hat, um die naturgemäß wachsenden Staatsausgaben zu bestreiten, anstatt diejenigen, deren Einkommen fortwährend im Wachsen begriffen war, zu stärkeren Leistungen heranzuziehen, Schulden kontrahiert und so jenen Reichen die Gelegenheit gegeben, zu ihrem höheren Einkommen sich auch noch eine feste Staatspension zu erwerben, während man die Last, diese Pensionen zu bezahlen, den arbeitenden Klassen aufgebürdet hat. Staaten wie Kommunen dürften auf die Dauer niemals Schulden besitzen. Denn wenn größere Ausgaben nicht durch Steuern aufgebracht, wohl aber mit Leichtigkeit durch Anleihen gedeckt werden können, so ist das immer ein Beweis für eine schlechte Steuerverteilung. Selbst Kriege sollten nicht zu Schulden führen, wenigstens nicht zu bleibenden. Der Staat hat zwar, wenn er genötigt ist Krieg zu führen, das Recht, das Blut der Unterthanen zu fordern, an ihr Eigentum aber darf er nicht rühren. Bittend muß er dem Kapital nahen, und dieses schreibt die Bedingungen vor, unter welchen es Mittel zur Kriegführung gewähren will. Anstatt mit dem ganzen Volke Opfer zu bringen, geht das Kapital gestärkt und vergrößert aus jedem Kriege hervor.

Das gilt von allen Schulden, die im eigenen Lande kontrahiert werden, auch von den sogenannten lukrativen. Dagegen kann es vorteilhaft sein für ein kapitalarmes, aber kräftiges Volk, bei einem Reichen ein Anlehen aufzunehmen, wenn durch das geliehene Kapital das Volkseinkommen erheblich gesteigert werden kann. In diesem Fall ist das Anlehen, ebenso wie in der Privatwirtschaft, nur eine Form der Kapitalsübertragung. Doch empfiehlt es sich auch hier, sofort

die Mittel bereit zu stellen nicht bloß für die Bezahlung der Zinsen, sondern auch für die Tilgung der Schuld. Sonst verwandelt sich der gütige Darleiher leicht in einen harten Wucherer.

Man dachte auch über das Schuldenmachen der Staaten vor Zeiten anders als heute. Friedrich der Große hat drei Kriege geführt, darunter einen siebenjährigen, er hat weite Landstrecken urbar gemacht, großartige Kanäle gebaut, und doch einen Staatsschatz von 70 Millionen Thalern hinterlassen. Die modernen Nationalökonomen pflegen freilich solche Zeiten, denen noch nicht der Glaube an die Wunderkraft des Kapitals aufgegangen war, als naive oder gar als rohe zu bezeichnen.

Die Punkte, die bei einer Reform ins Auge zu fassen wären, wären etwa folgende.

Keine Steuererleichterungen, so lange nicht ein erheblicher Teil der Staatsschulden abbezahlt ist. Einführung einer ergiebigen neuen Steuer, aus deren Erträgen zunächst die außerordentlichen Ausgaben gedeckt werden. Der Rest, sowie etwaige Überschüsse der anderen Steuern, werden an eine eigene Kasse abgeführt. Diese hat die Aufgabe, die Schulden zu tilgen, indem sie unter dem Nennwert stehende Papiere ankauft, auch selbständig Konversionen und andere Transaktionen vornimmt. Sie müßte mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet sein und nicht für jede Kündigung oder Konversion der vorherigen Genehmigung des Parlaments bedürfen, um so zu vermeiden, daß die Spekulanten auf Kosten des Staates große Gewinne einstecken.

Aber wie könnte bei einer solchen Institution das „heiligste Recht der Nation", das Budgetrecht der Volksvertretungen bestehen? Ich muß bekennen, daß ich es nicht für nachteilig halte, wenn die Vorausbewilligung der einzelnen Posten in eine nachträgliche Kontrolle der Ausgaben verwandelt würde. Ja, ich glaube sogar, daß sich die Ausgaben verringern, daß mit mehr Sparsamkeit und Umsicht gewirtschaftet werden würde. Wenn heute der einzelne Fachminister sich mit seinem Kollegen von den Finanzen auseinandergesetzt hat, dann hat er mit den Parlamenten in der Regel leichtes Spiel. Wer hätte auch die Zeit, die Kenntnisse und das Material, um jeden einzelnen Posten genau zu prüfen?

Da man sich aber auf eine Herabsetzung gefaßt machen muß, so werden die Ansätze möglichst hoch gemacht. Sind sie bewilligt, dann hört jede Verantwortung auf. Zeigt sich, daß die Ansätze zu hoch gegriffen worden, oder haben sich bei der Ausführung die Bedingungen günstiger gestaltet, so werden die bewilligten Summen in der Regel trotzdem verwandt. Denn jede Ersparnis würde bei der nächsten Bewilligung höchst wahrscheinlich eine Herabsetzung der Ausgaben um ebensoviel zur Folge haben. Übertragungen von einem Posten auf den anderen sind meistens unstatthaft. Der Finanzminister hat nur für die Aufbringung der bewilligten Gelder zu sorgen. Eine Aufsicht über die Verwendung steht ihm nicht zu. Ich meine, daß eine nachträgliche Kontrolle das Gefühl der Verantwortlichkeit stets wach erhalten und dadurch den ausführenden Beamten zu der größten Sparsamkeit und Umsicht antreiben würde.

Was die neue Auflage betrifft, so müßte sie entweder durch indirekte Steuern aufgebracht, oder sie müßte demjenigen Einkommen aufgebürdet werden, das gegenwärtig am stärksten wächst. Das sind aber die Erträgnisse des Kapitals selbst.

Selbstverständlich dürften auch diese Maßregeln nicht allein für sich zur Ausführung gelangen. Würde man nicht gleichzeitig durch die im vorigen Kapitel besprochenen Reformen den Grundbesitz sicher stellen, so würde die rasche Tilgung der Staatsschulden ein Auskaufen der Bauern zur Folge haben. Wie ein Heuschreckenschwarm würden sich die Kapitalisten aus ihren Brutstätten, den großen Städten, erheben und das ganze Land überschwemmen.

Viertes Kapitel.

Die Fürsorge für den Arbeiterstand.

So gut wie alle anderen modernen Theorien, haben auch die sozialistischen und kommunistischen ihre Wurzel in dem englischen Industriesystem. Ja, man kann vielleicht sagen, daß niemand aus Adam Smith's Prämissen die Konsequenzen mit mehr Logik gezogen hat als Karl Marx in seinem „Kapital." Wenn wirklich die Arbeit die einzige Quelle alles Einkommens ist, wenn kein qualitiver Unterschied zwischen der geistigen und körperlichen besteht, sondern der Preis der Arbeit höchstens beeinflußt wird durch die Seltenheit dieser oder jener Eigenschaften, dann ist kein Grund vorhanden, Marx unrecht zu geben, wenn er den Kapitalzins und den Unternehmergewinn der klassischen Nationalökonomie zurückführt auf eine Ausbeutung der körperlichen Arbeit, der einzigen, die er kennt, durch diejenigen, die sich einmal im Besitz der Güter, des Kapitals, befinden und so die Macht in Händen haben, den besitzlosen Arbeiter, nötigenfalls durch Aushungern, zum Verkauf seiner Arbeit zu einem unterwertigen Preise zu zwingen.

Dem gegenüber wiesen wir nach, daß es überhaupt keine große bleibende Kapitalistengesellschaft gibt, daß, wenn auch verlangsamt durch eine fehlerhafte Finanzverwaltung der Staaten und die Verschuldung des Grundeigentums, der Besitz der toten Güter sich auf einer stetigen und ununterbrochenen Wanderung befindet, daß fortwährend solche, die im Besitz der Güter sind, also nach Marx des einzigen Mittels, sich über den Ertrag der körperlichen Arbeit hinaus einen Extragewinn zu verschaffen, verdrängt werden durch solche, denen dieses Mittel nicht zur Verfügung steht. Als

die Ursache erkannten wir den Unterschied zwischen der geistigen und körperlichen Arbeit. Wenn ein Fabrikant durch die Aufstellung einer neuen Maschine in den Stand gesetzt wird, mit 50 Arbeitern dasselbe Quantum Ware zu erzeugen, wozu früher 100 Arbeiter nötig waren, so ist es ein Irrtum, wenn Marx behauptet, daß von rechtswegen die Ersparnisse an Arbeitslohn, nach Abzug einer Quote für die Bezahlung der Maschine, auf die 50 Arbeiter zu verteilen seien, da der Fabrikant nur ihrer Arbeit die Mehrproduktion verdanke. Die Leistungen der Arbeiter sind dieselben geblieben. Qualitativ haben sie sich vielleicht sogar verschlechtert. Wem man einzig und allein die Mehrproduktion verdankt, ist die Maschine, das heißt, der in ihr verkörperten geistigen Arbeit.

Adam Smith schrieb zu einer Zeit, als die englische Industrie infolge der großen Erfindungen jenen beispiellosen Aufschwung nahm, der sie befähigte, im Sturm den Weltmarkt zu erobern. Anstatt daß die Maschine, wie man zuerst fürchtete, die Arbeiter haufenweise auf die Straße setzte, waren nicht Hände genug aufzutreiben, um sie zu bedienen. Die Löhne waren hoch, der Unternehmergewinn groß. War es ein Wunder, wenn dieser zauberhafte Anblick den Beobachter blendete, wenn er ihn zu einer Überschätzung der körperlichen Arbeit, zu dem irrigen Glauben führte, daß in dieser jedes Volk eine unerschöpfliche Einnahmequelle besitze? Und doch war auch bei den anderen Völkern regelmäßig die Handelsblüte von einer Blüte der Industrie begleitet gewesen, und doch hatte alle diese Völker weder der Kapitalreichtum noch der größte Überfluß an Arbeitern vor dem Sinken bewahrt. Wie innerhalb der Gesellschaft der Besitz der Güter von dem Untüchtigen auf den Tüchtigen übergeht, so hatte auch von jeher eine Wanderung des Kapitals von einem Volk zum andern stattgefunden. Von den Phöniziern war es zu den Griechen gezogen, von diesen zu den Römern, und in einer späteren Zeit von den Italienern zu den Spaniern und Portugiesen, von diesen zu den Niederländern und Franzosen und von diesen endlich zu den Briten. Und jedes Mal hatten beim Beginn des Wettkampfes einander auf der einen Seite Kapital und Arbeiter, auf der anderen die bloße geistige Überlegenheit gegenübergestanden, und jedes Mal war die letztere

siegreich geblieben, hatte ihre Zauberkraft die Arbeiterscharen aus der Erde gestampft, die Güter mit unwiderstehlicher Gewalt zu sich hinübergezogen. Die Arbeiterheere von Athen und Rom, die von Florenz und Sevilla, von Antwerpen und Amsterdam haben sich in hilf- und ratlose Proletarierhaufen verwandelt, sobald ihnen die geistigen Führer fehlten. Und schließlich sind sie verschwunden, wie vorher die geistige Überlegenheit verschwunden war. Und auf der anderen Seite, wie schnell sind sie da, wenn die überlegene geistige Arbeit ihnen lohnenden Verdienst in Aussicht stellt. Um ein Beispiel anzuführen, so war die Baumwollenmanufaktur Englands ohne alle Bedeutung bis zu den großen Erfindungen. Aber schon 1790 waren in ihr 330 000 Menschen beschäftigt. Trotz des nordischen Klimas kam es sehr häufig vor, daß Fabrikarbeiterinnen im Alter von 12—16 Jahren, ja bisweilen sogar schon mit 10 Jahren heirateten.*) Man wende nicht ein, daß die Arbeiterbevölkerung vom Lande in die Städte gezogen sei. Gewiß mußte ein Stamm vorhanden sein, aber die Entvölkerung des platten Landes ist fast ausschließlich durch die gleichzeitige starke Auswanderung herbeigeführt worden. Die Fabrikarbeiter sind durch die Maschine geschaffen worden, sie verdanken ihr Dasein der Überlegenheit der geistigen Arbeit der Engländer über diejenige anderer Völker. Schon im Jahre 1806 sagte Sir Robert Peel:**) „In der Baumwollenindustrie hat die Maschine eine neue Bevölkerung in's Leben gerufen." Und ebenso, wie sie entstanden sind, werden auch diese Arbeiterheere verschwinden, sobald die geistige Arbeit der Engländer ihre nur noch mit Mühe aufrecht erhaltene Suprematie nicht mehr zu behaupten im Stande ist.

Die Frage, welche Quote vom Gewinne der körperlichen Arbeit gebühre, ist, wie schon ausgeführt wurde, überhaupt nicht zu beantworten. Ja, man kann nicht einmal sagen, daß der Arbeitslohn nicht dauernd unter das für den Arbeiter nötige Existenzminimum sinken könne. Stehen dem Arbeiter außer dem Lohn noch Einnahmequellen zur Verfügung, die von seiner Arbeit unabhängig

*) Held, a. a. O. Seite 626.

**) Toynbee, a. a. O. Seite 88, A. 1.

sind, so kann allerdings der Arbeitslohn so tief sinken, daß er allein nicht ausreicht, um einer Familie das Leben zu fristen. Das ist z. B. sehr häufig in der ländlichen Hausindustrie der Fall, wenn der Arbeiter ein eigenes Häuschen, einen Garten und vielleicht auch noch ein Stückchen Kartoffelland besitzt. Hier kann die Konkurrenz unter den Arbeitgebern den Lohn soweit herabdrücken, bis der Arbeitslohn und Bodenertrag zusammen nicht mehr im Stande sind, das Ausgabenbudget einer Familie zu decken. Aber auch in wichtigen städtischen Industriezweigen kommt das vor. So können in der Konfektion und in der Wäschefabrikation die Waren nur deshalb so wohlfeil verkauft werden, weil die Fabrikanten Frauen und Mädchen verwenden, für welche ein Teil der nötigsten Lebensbedürfnisse aus dem Elternhause, also aus einem fremden Einkommen bestritten wird. Eine gewöhnliche Näherin, die nur auf den Ertrag ihrer Arbeit angewiesen ist, muß sich bei den heutigen Löhnen entweder das Schlafen oder das Essen abgewöhnen.

Andererseits ist es auch nicht selten, daß der Arbeitslohn nicht bloß den Unternehmergewinn und den Kapitalzins der klassischen Nationalökonomie, sondern auch noch einen Teil des Kapitals, der toten Güter selbst verschlingt. Ja in Staaten, die keinen Kapitalismus kennen, wo also nicht in beliebigem Umfang für tote Güter ein sicheres Einkommen erkauft werden kann, muß das sogar sehr häufig vorkommen. Hier kann sich der untüchtige Erbe eines Geschäftes nicht zurückziehen, um von seinen Zinsen zu leben. Er muß weiter arbeiten. Und wenn seine geistige Arbeit nicht auf derjenigen Höhe steht, welche die Konkurrenz in dieser bestimmten Zeit und in diesem bestimmten Lande nötig macht, so wird er mit Unterbilanz arbeiten, er wird seinen Unterhalt und einen Teil des Arbeitslohnes aus den ererbten Gütern bestreiten müssen.

Als man im Jahre 1812 die Hoffnung auf Herstellung des Weltfriedens und Aufhebung der Kontinentalsperre schöpfte, da rief diese Aussicht in England auf allen industriellen Gebieten eine wahrhaft fieberhafte Thätigkeit hervor. Die Löhne stiegen auf eine früher nie gekannte Höhe. Die Arbeiter waren Herren

im Lande, auch ihre extravagantesten Forderungen wurden bewilligt. Aber es kam anders, als man erwartet hatte. Die Fabrikanten hatten sich in ihren Berechnungen getäuscht. Viele englische Artikel waren unterdes entbehrlich geworden, andere konnte der ausgesogene Kontinent nicht bezahlen. Eine gewaltige Krisis brach aus, in der zahlreiche Kaufleute und Fabrikanten zu Grunde gingen. Die hohen Löhne waren in diesem Fall nicht aus dem Ertrag der geistigen Arbeit, denn diese hatte sich nicht bewährt, sondern aus den vorhandenen Gütern bezahlt worden. Fabrikanten wie Arbeiter hatten vom Kapital gelebt.

Anders steht es mit der Frage, eine wie große Quote vom Gewinn an die körperliche Arbeit abgegeben werden kann. Da die körperliche Arbeit nur ein Appendix der geistigen ist, da sie von dieser geschaffen wird, so ist in einem Handel treibenden Lande die Anzahl der Arbeiter abhängig von der Höhe, die das geistige Niveau des Mittelstandes erreicht hat. Bei einem Volke, das erst in den Wettkampf mit anderen Nationen eintritt, ist naturgemäß die Zahl der der geistigen Arbeit zur Verfügung stehenden Arbeiter eine geringe. Die starke Nachfrage treibt den Lohn in die Höhe. Der Arbeitslohn kann sich aber nur so lange auf der Höhe behaupten, als das Einkommen aus der geistigen Arbeit stärker oder ebenso stark wächst, als sich die Arbeiter vermehren. Das ist, wie wir wissen, wegen des verschiedenen Vermehrungsprinzips auf die Dauer nicht möglich. Dann tritt ein stärkeres Angebot auf seiten der Arbeiter und infolge dessen ein Sinken des Arbeitslohnes ein. Während es früher nur den hervorragend tüchtigen Männern möglich war, die körperliche Arbeit zu bezahlen und doch noch einen Gewinn für sich herauszuschlagen, gestattet der gesunkene Lohn dieses auch den weniger begabten. Je tiefer also die Löhne sinken, desto weniger ist auch an geistiger Arbeit erforderlich, desto größer wird zugleich die Differenz zwischen dem niedrigsten und dem höchsten durch die geistige Arbeit gemachten Gewinn. Es liegt also im Interesse aller Unternehmer, den Arbeitslohn möglichst tief herabzudrücken, solange nicht die Qualität der Arbeit darunter leidet. Wenn man bisweilen in nationalökonomischen Hand- und Lehrbüchern liest, daß es im wohlver-

ſtandenen Intereſſe der Arbeitgeber liege, die Arbeiter gut zu bezahlen, um dieſe dadurch konſumfähiger zu machen, ſo iſt das nur ein Beweis dafür, welche Verwirrung die modernen Theorien mit ihren ſpitzfindigen Definitionen in den Köpfen anzurichten im Stande ſind. Man verſuche doch einmal, einem Schneider einzureden, daß es für ihn vorteilhaft ſei, ſeinen Geſellen ſo viel mehr an Lohn zu geben, daß ein jeder ſich allmonatlich in ſeiner Werkſtatt einen neuen Anzug machen laſſen könne. „Da würde ich es doch für einfacher halten", würde er vermutlich antworten, „wenn ich den Geſellen die Kleider gleich ſchenke." Im iſolierten Staate iſt das ſelbſtverſtändlich anders. Hier kann eine verhältnismäßig zahlreiche Arbeiterbevölkerung überhaupt nicht entſtehen. Bei dem Wettbewerb der Völker auf dem Weltmarkte entſcheidet die geiſtige Überlegenheit. Dieſe aber wird weſentlich unterſtützt durch die Wohlfeilheit der körperlichen Arbeit, des bei der Produktion in erſter Linie in Betracht kommenden Faktors. Umgekehrt aber folgt daraus auch, daß dasjenige Volk, welches auf dem höchſten geiſtigen Niveau ſteht, auch den höchſten Arbeitslohn bezahlen kann. Ob es das auch thut, iſt eine andere Frage. So waren in England in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts trotz des hohen Unternehmergewinnes die Löhne niedrig. Sie begannen erſt zu ſteigen, als ſich die Arbeiter organiſierten und eine beſſere Bezahlung erzwangen. Wenn die engliſche Induſtrie trotzdem ihr Abſatzgebiet erweiterte, ſo war das ein Zeichen der geiſtigen Überlegenheit. Dagegen muß man es als ein bedenkliches Symptom anſehen, wenn die Engländer gegenwärtig klagen, daß ſie bei dieſen hohen Löhnen nicht mehr mit den anderen Völkern konkurrieren können. Jedenfalls muß immer ein ſteigender Arbeitslohn unter ſonſt gleich bleibenden Verhältniſſen an die geiſtige Arbeit der Unternehmer höhere Anforderungen ſtellen, er muß für die geiſtigen Fähigkeiten derer, die noch mit Gewinn Arbeiter beſchäftigen können, die Grenze weiter hinaufrücken. Ein ſteigender Arbeitslohn hat alſo die Tendenz, die Zahl der Arbeiter zu vermindern, ein ſinkender, ſie zu vermehren.

Stellt man ſich auf den Standpunkt des Induſtrieſyſtems, ſo iſt hiernach ein niedriger Arbeitslohn unter allen Umſtänden

vorteilhaft für ein Land. Er verschafft der geistigen Arbeit einen höheren Gewinn, er gestattet die Gründung und den Betrieb mancher Unternehmungen, die sonst unterbleiben müßten, wodurch wieder eine größere Anzahl von Arbeitern Beschäftigung findet. Mit einem Worte, der niedrige Arbeitslohn bringt mehr Geld ins Land, indem er den Export eines größeren Quantums geistiger und körperlicher Arbeit gestattet. Man könnte also Adam Smith Recht geben, wenn er die einzige Aufgabe des Staates darin erblickt, dem Handel und Verkehr nach Kräften die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, für alles andere aber die freie Konkurrenz sorgen zu lassen.

Wir müssen auch hier eine Einschränkung machen. Selbst wenn der Staat durch die in den beiden vorhergehenden Kapiteln besprochenen Maßregeln dem auswärtigen Handel seine schädlichen Wirkungen genommen, wenn er durch die Sicherstellung des Bauernstandes und die Beschränkung des Kapitalismus für einen raschen Bevölkerungsstrom und dadurch für ein hohes geistiges Niveau des Mittelstandes gesorgt hat, bleibt ihm doch noch manches zu thun übrig. Denn so gewiß die körperliche Arbeit von der geistigen abhängig ist, so gewiß sie dieser ihre Existenz verdankt, ebenso gewiß sind die Arbeiter keine Maschinen, die man nach gemachtem Gebrauch einfach in die Rumpelkammer wirft, oder Arbeitstiere, deren Vermehrung von dem Willen des Besitzers abhängig ist. Die Arbeiterfrage läßt sich, so gut wie die anderen Fragen, die uns bisher beschäftigt haben, nur richtig beurteilen, wenn man sie von bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten aus betrachtet.

Der auswärtige Handel, worunter wir stets auch die für den Export arbeitende Industrie verstehen, ist, wie früher erörtert wurde, immer zurückführen auf den Austausch geistiger und körperlicher Arbeit gegen die Naturprodukte anderer Länder. Diese Möglichkeit, die bloße Arbeit zu verkaufen, gibt einer Zuschußbevölkerung die Existenz. Da diese letztere nicht auf die festen Grenzen eines Landes für den Verkauf ihrer Ware beschränkt ist, so ist für sie die Möglichkeit einer sehr starken Vermehrung gegeben. Dafür ist aber ihr Einkommen ein sehr unsicheres. Der

fremde Markt kann sich abschließen oder von anderen Völkern erobert werden. Ist in der Regel auch nur ein sinkendes Volk der Gefahr ausgesetzt, den auswärtigen Markt gänzlich zu verlieren, so haben doch unter den heutigen Verhältnissen alle Handelsvölker unter bald schwächer, bald stärker auftretenden Fluktuationen und Krisen zu leiden. Wir setzen hier voraus, daß durch die vorgeschlagenen Maßregeln das geistige Niveau des Mittelstandes auf seiner Höhe erhalten und dadurch ein allgemeines Sinken vermieden wird.

Es ist gleichfalls bereits besprochen worden, daß und warum der Arbeiterstand in höherem Grade als die beiden anderen Bevölkerungsstufen die Tendenz hat, sich stark zu vermehren. Diese Vermehrung aus eigener Kraft, verstärkt noch durch die aus dem Mittelstand ausscheidenden untüchtigen Elemente, bewirkt, daß schon bald nach dem Entstehen einer Arbeiterbevölkerung ein Überschuß vorhanden ist, der keine Beschäftigung mehr findet. Dieser Überschuß ist ein wesentliches Förderungsmittel für die Weiterentwicklung der Industrie. In ihm ist eine Arbeiterreserve vorhanden, die lieber um einen geringeren als den üblichen Lohn arbeitet, als daß sie ganz ohne Beschäftigung bleibt. Es können jetzt Industriezweige zur Entwicklung gelangen, die bei dem früheren Arbeitslohn nicht hätten aufkommen können. Indem aber die neuen Arbeiter der Reserve entnommen werden, wird dadurch zugleich der Grund gelegt zu einer weiteren Vermehrung der Arbeiterbevölkerung. Je größer diese wird, je mehr die industrielle Thätigkeit zunimmt, desto ungünstiger muß sich das numerische Verhältnis der nichtbeschäftigten zu den beschäftigten Arbeitern gestalten. Tritt schließlich ein Stillstand in der Entwicklung ein, so muß eine Ausgleichung erfolgen, indem die Zahl der nicht beschäftigten und dadurch in der Vermehrung behinderten Arbeiter so weit anwächst, daß sie im Stande ist, den von den beschäftigten Arbeitern produzierten natürlichen Überschuß aufzunehmen. Eine Änderung kann jetzt nur erfolgen, entweder durch eine Hebung des geistigen Niveaus auf seiten der Unternehmer, oder durch ein Sinken des Arbeitslohnes. In jedem Fall hat eine Vermehrung der beschäftigten Arbeiter auch eine Vermehrung der Arbeitslosen zur Folge.

Daraus ergibt sich zunächst, daß der Staat sich niemals der Hoffnung hingeben darf, durch wirtschaftliche Maßregeln irgend welcher Art die Zahl der Arbeitslosen dauernd zu vermindern. Am wenigsten sollte man eine Industrie, die nicht in sich selbst die nötige Kraft besitzt, durch Exportprämien und ähnliche Mittel künstlich zu begründen oder zu erhalten suchen. Man züchtet damit nur Proletarier und verschafft den Unternehmern einen Gewinn auf Kosten anderer. Daß hier ein Konflikt besteht zwischen dem Interesse des Staates und dem gesellschaftlichen Interesse des jeweiligen Arbeiterstandes ist nicht zu läugnen. Aber die Forderung der Arbeiter, daß die vorhandene Arbeit mit ihrer Vermehrung zunehme, ist ebensowenig zu erfüllen, wie ein Wunsch der Bauern, daß das Land mit ihrer Zunahme wachse.

Ist es aber eine durch die natürliche Vermehrung des Menschengeschlechtes gegebene Notwendigkeit, daß immer ein Teil des Arbeiterstandes ohne Beschäftigung bleiben, und daß dieser mit der Menge der Arbeiter wachsen muß, so drängt sich von selbst die Frage auf, ob und bis zu welcher Grenze ein für den Verkauf seiner Arbeit vom Auslande abhängiger Arbeiterstand für ein Land wünschenswert ist.

Daß eine nicht auf die Hilfsmittel des eigenen Landes angewiesene Zuschußbevölkerung an sich für das Land auch einen Zuwachs an Macht bedeutet, ist wohl nicht zu bezweifeln. Jedenfalls wird die Steuer- und die Wehrkraft gehoben. Dieser Vorteil wird aber illusorisch, ja er kann sich in einen schweren Nachteil verwandeln, wenn die Zahl der Arbeiter im Verhältnis zur übrigen Bevölkerung eine übermäßig große wird, und wenn durch ein Sinken des Lohnes die Kraft und Gesundheit des gesamten Arbeiterstandes zu leiden beginnt. Das Interesse des Staates erfordert also unter Umständen, daß einer zu großen Ausdehnung der industriellen Thätigkeit Schranken gesetzt werden. Der Staat hat derartige Maßregeln zu treffen, daß nur solche Unternehmungen gegründet werden können, welche die Gewähr bieten, daß nicht bloß die in ihnen beschäftigten Arbeiter auf die Dauer einen auskömmlichen Lohn beziehen, sondern daß auch noch ein Beitrag geleistet werden kann für die Unterhaltung des natürlichen Über-

schusses des Arbeiterstandes. Es ist das der große Gedanke, welcher der Sozialpolitik des Fürsten Bismarck zu Grunde liegt. Sie will nicht die freie Konkurrenz unter den Gliedern des Mittelstandes aufheben, aber sie will verhindern, daß er zu einem Konkurrenzkampf von Klasse gegen Klasse werde, in welchem schließlich der Arbeiterstand unterliegen und zu einem Proletariat herabgedrückt werden muß. Sie legt der gewerblichen Thätigkeit keine Fesseln an, sie gewährt ihr den freiesten Spielraum, aber sie gestattet ihr nicht, subsistenzlose Arbeitermassen ins Leben zu rufen, die schließlich der übrigen Bevölkerung zur Last fallen und zugleich die Schar der Unzufriedenen vermehren. Gewiß bedeutet die Arbeitergesetzgebung des deutschen Reiches, die Unfallversicherung wie die Invaliden- und Altersversicherung, eine Belastung für die Industrie. Sie rückt für die erforderlichen geistigen Fähigkeiten der Unternehmer die Grenzen weiter hinauf. Indem sie die Gründung solcher Unternehmungen verhindert, die bisher nur bei den niedrigsten Löhnen, und auch da nur mit knapper Not, bestehen konnten, ist es recht wohl denkbar, daß sie durch die Verteuerung der Arbeit die deutsche Industrie im Wachstum etwas aufhält, aber, wie Malthus*) sagt, „Reichtum und Macht der Völker sind schließlich nur wünschenswert als Mittel zum Glück."

Auch die vorhergehenden Worte desselben Schriftstellers möchte ich denen zur Beherzigung empfehlen, die da meinen, daß der Staat bei seiner Wirtschaftspolitik immer nur das eine Ziel: möglichste Ausdehnung von Handel und Industrie um jeden Preis, im Auge haben solle. Sie lauten: „Da anerkanntermaßen die Einführung von Milch und Kartoffeln oder billiger Suppen als allgemeiner Nahrungsmittel der niederen Volksklassen den Preis der Arbeit herunterdrücken würde, so könnte vielleicht irgend ein kalter Politiker vorschlagen, das System zu adoptieren, um die Ausländer auf den europäischen Märkten zu unterbieten. Ich würde niemand um das Gefühl beneiden, welches einen solchen Vorschlag anraten

*) Bevölkerungsgesetz, Seite 730.

könnte. Ich kenne in der That nichts Abscheulicheres, als den Gedanken, wissentlich den Arbeiter Großbritanniens zu den Lumpen und elenden Hütten Irlands zu verurteilen, um ein wenig mehr Wollenwaren und Calicos zu verkaufen."

Hat der Staat es in seiner Macht, durch die genannten Maßregeln den Anteil der körperlichen Arbeit am Gewinn soweit zu erhöhen, daß dem einzelnen Arbeiter, wenn auch keine glänzende, so doch eine sichere Existenz und ein sorgenfreies Alter gewährleistet wird, so kann er durch andere Mittel die zu starke natürliche Vermehrung des Arbeiterstandes zu beschränken suchen. Da der Arbeiter häufig nicht aus Überfluß an Subsistenzmitteln, sondern aus Mangel eine Ehe eingeht, so würde ein höherer Lohn vielleicht schon günstig wirken. Durch Einrichtung wohlfeiler Logier- und Speisehäuser müßte für die Bequemlichkeiten des ledigen Arbeiters gesorgt werden. Vor allem aber müßte durch Gesetz die Frauen- und Kinderarbeit möglichst beschränkt werden. Die erhöhte Verantwortlichkeit, die bestimmte Aussicht, allein den Unterhalt der Familie bestreiten zu müssen, würde manchen Arbeiter bestimmen, überhaupt nicht, oder doch nicht so frühzeitig wie es jetzt häufig geschieht, zur Ehe zu schreiten.

Reichtümer freilich sind durch die bloße körperliche Arbeit niemals zu erwerben. Sie ist die niedrigste Art der Beschäftigung. Sie erfordert im wesentlichen nichts mehr als einen gesunden Körper. Sie wird daher auch immer am niedrigsten bezahlt werden. Wohl aber kann der Staat dahin wirken, daß auch der niedrigste Lohn noch genügt, den Arbeiter vor Mangel zu schützen, ihn als ein gesundes Glied am Volkskörper zu erhalten.

Verwohlfeilung der gewöhnlichsten Lebensmittel, etwa durch die Einfuhr billigen Getreides, nützt dem Arbeiter auf die Dauer so wenig, wie die weitere Ausdehnung der Industrie. Die Löhne beginnen bald zu fallen. Die wohlfeilere Arbeit lockt zu neuen Unternehmungen. Infolge der erhöhten Nachfrage geht es den Arbeitern eine Zeit lang gut. Aber zugleich wird ihre Vermehrung eine größere. Und nach einiger Zeit ist wieder der frühere Zustand eingetreten. Ja, er hat sich eher verschlechtert. Durch die Ausdehnung der Industrie ist ein größerer Prozentsatz der Arbeiter

vom Auslande abhängig, im Bezug seines Einkommens weniger sicher geworden.

Endlich kann der Staat vieles thun, um eine systematische Ausbeutung der körperlichen Arbeit zu verhindern. In den Fabriken wird das nicht leicht vorkommen. Hier hat das nach englischem Muster überall eingeführte Institut der Fabrikinspektoren heilsame Folgen gehabt. Außerdem fühlen doch auch in der Regel die Unternehmer eine Verantwortlichkeit für das Wohlergehen der von ihnen beschäftigten Arbeiter. Sie kommen nicht gerne in den Ruf, ihre Leute schlechter zu halten, als andere. Auch würden sie sich durch eine schlechtere Bezahlung leicht der Gefahr aussetzen, die besten Arbeiter an ihre Konkurrenten zu verlieren. So pflegt sich für ein ganzes Land, oder doch für gewisse Gegenden, ein Normallohn zu bilden. Wer diesen nicht zu bezahlen vermag, kann auf die Dauer nicht als Unternehmer bestehen. Der Normallohn entspricht dem Nullpunkt auf der Skala eines Thermometers. Die darüber befindlichen Zahlen bezeichnen die Gewinne der Unternehmer. Ihre Höhe ist abhängig von den geistigen Fähigkeiten derselben. Aber ebenso, wie die positiven, wachsen auch die negativen Zahlen mit der Entfernung vom Nullpunkt. Auch hier bezeichnen die Zahlen die Gewinne der Unternehmer. Ihre Höhe ist aber nicht abhängig von geistigen Fähigkeiten, sondern von negativen Charaktereigenschaften: von der Hartherzigkeit gegenüber den Leiden des Nächsten, von dem Raffinement, das der Unternehmer in der Ausbeutung der ihm auf Gnade und Ungnade übergebenen Arbeiter zu entwickeln im Stande ist. Diese Herabdrückung des Lohnes findet man am häufigsten in der Hausindustrie. Warum es möglich ist, daß hier der Arbeitsertrag so tief sinken kann, daß er allein nicht ausreicht, um einer Familie auch nur das Leben zu fristen, wurde schon angedeutet; daß die Hausindustrie regelmäßig nach einer kurzen Blütezeit verfällt und der Bevölkerung nicht zum Segen, sondern zum Verderben gereicht, hat seinen Grund darin, daß der Hausarbeiter weder Handwerker noch Fabrikarbeiter ist. Von dem ersteren unterscheidet er sich dadurch, daß er keinen festen Kundenkreis besitzt, dessen Konsum ihm eine sichere Existenz gewährt, zugleich aber auch seiner Vermehrung Schranken

setzt, von letzterem dadurch, daß zu seiner Arbeit nicht die geistige Arbeit des Unternehmers hinzukommt. Es fehlt seiner Produktion die intelligente Leitung. Der Hausindustrielle produziert ohne Rücksicht auf das Bedürfnis, er arbeitet, als ob jede Arbeit sich auch bezahlt machen müßte und nicht bloß die gesellschaftlich nützliche, was doch selbst Marx zugibt. So kommt es denn in der Regel bald dazu, daß die Hausarbeiter ihre Waren um jeden Preis verkaufen müssen. Am schlimmsten gestaltet sich das Verhältnis, wenn zwischen dem eigentlichen Abnehmer, der das Odium scheut, und dem Arbeiter sich Mittelpersonen einschieben, die nur dadurch ein Einkommen erwerben, daß sie den Arbeitslohn weiter herabdrücken. Dieses abscheuliche sogenannte Sweating-System ist besonders in England ausgebildet. Ein Londoner Unternehmer sagte vor einer Kommission aus, daß man mit Hilfe des Sweaters Arbeit um jeden beliebigen Preis haben könne. Weit entfernt die Hausindustrie zu begünstigen und sie in solche Gegenden zu verpflanzen, die sich bisher von ihr frei gehalten haben, sollte der Staat vielmehr alles aufwenden, um sie möglichst einzuschränken und, wenn irgend thunlich, wenigstens auf dem platten Lande ganz zu vernichten. Leider gibt es noch immer Nationalökonomen, welche in ihr ein Mittel sehen, durch das man arme Gegenden in wohlhabende verwandeln könnte. Um so mehr freut es mich, hier ein Urteil anführen zu können, welches der treffliche Hanssen vor mehr als 50 Jahren über die Hausindustrie fällte. Im Jahre 1832 lernte er auf einer Studienreise durch das Herzogtum Schleswig auch die Spitzenklöppelindustrie kennen, die seit dem 17. Jahrhundert in der Umgebung der Stadt Tondern ihren Sitz hatte. Vor 20 Jahren hatte sie noch 10—12 000 Personen beschäftigt. Zu Hanssen's Zeit verdiente eine Arbeiterin wöchentlich 1 Mark Courant (gleich 1 Mark 20 Pfennig Reichswährung), wofür sie von früh morgens bis spät abends an den Stuhl gefesselt war. Er fand viele Schwächlinge und Krüppel. Hanssen meint:*) „Prediger und Beamte sollten alles aufbieten, um

*) Georg Hanssen: Statistische Forschungen über das Herzogtum Schleswig, 1. Heft, Heidelberg 1832, Seite 50.

wenigstens die unerwachsene weibliche Jugend davon abzubringen, sich diesem Geschäfte zu widmen, dessen Fortbestand einzig und allein noch im Interesse weniger Spitzenhändler gewünscht werden kann, dessen unbedingte Vernichtung aber im Interesse aller hiesigen Armenkommunen und für das Lebensglück vieler unschuldig leidenden Geschöpfe gewünscht werden muß. Lieber mag unser Land die Ehre, auch nur einen einzigen Fabrikzweig zu besitzen, aufgeben, als daß Hunderte darben, um Einige zu bereichern, als daß reiche Kapitalisten auf Kosten der Armenkassen hiesiger Gegend — was indirekt der Fall ist — ihren Spitzenhandel mit Gewinn fortsetzen."

Ich resumiere. Bei jedem handeltreibenden Volke ist die Ausdehnung der Industrie und damit die Größe der Arbeiterbevölkerung abhängig von der Tüchtigkeit der Unternehmer, also von der Höhe des geistigen Niveaus, auf welcher sich der Mittelstand befindet. Die natürliche Vermehrung der Menschen bringt es mit sich, daß auch auf der dritten Bevölkerungsstufe stets ein Überschuß an Arbeitern vorhanden ist, der keine Beschäftigung mehr findet. Jede Ausdehnung der Industrie entnimmt dieser Reserve die Arbeiter. Nach einiger Zeit ist aber der Überschuß, und zwar in größerer Anzahl, wieder vorhanden. In diesem Überschuß besitzen die Unternehmer ein Mittel, den Arbeitslohn überhaupt herabzudrücken. Die Verwohlfeilung der Arbeit hat eine weitere Ausdehnung der industriellen Thätigkeit zur Folge. Da aber hierdurch der Überschuß auf die Dauer nicht weggeschafft, sondern nur vergrößert und verschlechtert wird, so liegt eine solche Ausdehnung der Industrie weder im Interesse der Gesamtbevölkerung, noch auch des Arbeiterstandes selbst. Eine vom Auslande abhängige Industrie ist also nur soweit nützlich für ein Land, als sie im Stande ist, die beschäftigten Arbeiter ausreichend zu bezahlen und außerdem den von ihr ins Leben gerufenen Überschuß vor Mangel zu schützen.

Nach Erreichung dieses Zieles hat der Staat bei seiner Fürsorge für den Arbeiterstand zu streben. Dazu gehört vor allem, daß man den natürlichen Überschuß als eine Notwendigkeit auffaßt, die man nicht aus der Welt schaffen kann, am wenigsten

dadurch, daß man ihn gewissenlosen Ausbeutern überläßt, um einen Arbeiterstand zweiter Klasse ins Leben zu rufen. Eine Ausdehnung der Industrie und in deren Gefolge eine Vermehrung der Arbeiterbevölkerung ist nur dann vorteilhaft für ein Land, wenn sie durch eine erhöhte geistige Thätigkeit bewirkt wird.

Fünftes Kapitel.

Über Auswanderung und Kolonien.

Es scheint überflüssig, hier nochmals auf den Grund zurückzukommen, warum ein ausgedehnter Handel bei freier Konkurrenz immer eine vollständige Verschiebung der Bevölkerungsverhältnisse und als deren Folge schließlich den Ruin eines Landes herbeiführen muß. Mir ist aus der Geschichte kein einziges Beispiel bekannt, das dieser Regel widerspräche. Dagegen fanden wir bei unserer historischen Rundschau zahlreiche Fälle, welche sie bestätigen. Wenn darum gegenwärtig in Deutschland und auch in anderen Ländern der Ruf nach Kolonien ertönt, so ist das bei dem Handels- und Arbeiterstand allenfalls begreiflich. Hier wirkt das gesellschaftliche Interesse, der Wunsch, entweder sich möglichst lange im Mittelstande zu behaupten, oder durch den steigenden Lohn seine Lage zu verbessern. Wenn man aber auch ernste Männer, denen das Wohl des Landes wahrhaft am Herzen liegt, die Ansicht aussprechen hört, daß der Kolonialbesitz für die modernen Staaten eine Lebensfrage sei, so scheint man sich in diesen Kreisen über den Wert auswärtiger Besitzungen argen Illusionen hinzugeben. Bei uns Deutschen mag auch noch ein romantischer Zug mitwirken, der schon den Kindern durch die Lektüre von Robinson Crusoe und Coopers Lederstrumpfgeschichten eingepflanzt zu werden pflegt.

Dagegen könnte man mir nach dem Vorhergehenden die Frage vorlegen: wenn dem auswärtigen Handel seine schädlichen Wirkungen genommen sind, wenn der Bauernstand gegen eine Auskaufung und Verdrängung durch den Mittelstand geschützt ist, wenn durch Beseitigung des Kapitalismus und der anderen Hemmnisse für

einen raschen Wechsel innerhalb des Mittelstandes gesorgt wird, wenn endlich eine zweckmäßige Gesetzgebung die körperliche Arbeit vor Ausbeutung bewahrt, ist auch dann das Streben nach Kolonialbesitz verwerflich? Ich möchte dieser Frage die andere entgegensetzen: wann wird der Wunsch nach Kolonien laut? Oder mit anderen Worten: wann wird einem Volke das Land zu eng, wann entsendet es bei vorhandener Gelegenheit zahlreiche Auswandererscharen?

Zwei Voraussetzungen sind erforderlich: erstens muß ein Überschuß von Menschen vorhanden sein, und zweitens müssen diese Menschen der schwierigen Arbeit, ein Land zu kolonisieren, gewachsen sein. Ersteres ist immer der Fall. Denn da die Menschen die Tendenz haben, sich schneller zu vermehren, als die Unterhaltsmittel dauernd wachsen können, so wird fortwährend ein Überschuß erzeugt, der dem Lande entnommen werden kann, ohne daß dadurch die Volkszahl eine andere als eine zeitweilige Verminderung erführe. Anders steht es mit der zweiten Vorbedingung. Hier kommt es auf die Qualität des Überschusses an. Es ist keineswegs gleichgiltig, ob derselbe der ersten, der zweiten, oder der dritten Bevölkerungsstufe entstammt.

Ein Staat mit nur Einer Bevölkerungsstufe, also ein Bauernvolk, kann von Generation zu Generation seinen ganzen Überschuß an Menschen abgeben, ohne dadurch selbst eine Schwächung zu erfahren. Die Auswanderer unterscheiden sich in nichts von der zurückbleibenden Bevölkerung. Es sind die jüngeren Söhne, denen der Zufall der Geburt ein Erbe vorenthalten hat. Finden sie ein geeignetes Land, so gelingt ihnen die Gründung einer Kolonie ohne Schwierigkeit. Dieser Art waren die Kolonisationen der griechischen und germanischen Völkerschaften zur Zeit ihrer Wanderungen. Solche Neugründungen pflegen jedoch nur da Bestand zu haben, wo die Einwanderer wirkliche Bauern werden. Beschränken sie sich darauf, in dem eroberten Lande einen Herrenstand zu bilden, so verschwinden sie in der Regel bald aus der Geschichte. So ist es den germanischen Stämmen auf der pyrenäischen und auf der apenninischen Halbinsel ergangen. Nicht weil sie, wie man gewöhnlich gesagt, der höheren Kultur der Besiegten unterlegen sind,

sondern weil immer denen die Zukunft eines Landes gehört, die sich im Besitz des Einkommens aus dem Bodenertrag befinden. Wenn heute alle unsere Bauern Neger würden, ohne im übrigen ihre Eigenschaften zu verändern, so würden nach einigen Generationen auch unsere Städte von Negern bevölkert sein.

Nach der Bildung eines eigenen Mittelstandes nimmt dieser den Überschuß des Bauernstandes auf. Die Entstehung der städtischen Bevölkerung pflegt aber keine plötzliche zu sein, da sie große wirtschaftliche Veränderungen voraussetzt. Die Bauern gewöhnen sich nur allmählich daran, manche Bedarfsartikel nicht mehr selbst anzufertigen, sondern von den Städtern zu kaufen. So bleibt in der ersten Zeit noch ein Teil ihres Überschusses für die Auswanderung disponibel. Zugleich erzeugt auch der Mittelstand einen Überschuß. Dieser schließt sich dann wohl dem Überschuß der ländlichen Bevölkerung an. So entstanden jene aus Bauern und Handwerkern zusammengesetzten Auswandererzüge, welche durch Jahrhunderte mit so großem Erfolg den slavischen Osten Deutschlands kolonisierten.

Ist die Entwicklung so weit fortgeschritten, daß der Mittelstand den ganzen Überschuß der ländlichen Bevölkerung aufzunehmen vermag, so bleibt nur noch der Überschuß der städtischen Bevölkerung für die Auswanderung verwendbar. Dieser ist aber wesentlich schlechter, als derjenige des Bauernstandes. Es hat hier eine Auswahl der Tüchtigeren stattgefunden. Was übrig geblieben ist, sind jene Elemente, die im späteren Mittelalter die Landsknechtheere bilden: verwegene Gesellen, welche die Gefahr nicht scheuen, wohl aber die ernste Arbeit. Ihnen fehlen gerade die Eigenschaften, welche für die Kolonisten die wichtigsten sind: Fleiß und Ausdauer. Sie eignen sich nur zum Erobern und Beutemachen, wie es Cortez und Pizarro bewiesen haben. Der schwierigen Aufgabe, eine Kolonie zu gründen, sind sie dagegen nicht gewachsen. Wohl aber können sie sich einer schon bestehenden einfügen, da hier infolge der geringeren Dichtigkeit der Bevölkerung das geistige Niveau des Mittelstandes noch nicht so weit gehoben ist, daß es nicht auch dem mit weniger Fähigkeiten und Fleiß Ausgestatteten möglich wäre, durch die Arbeit den Unterhalt zu erwerben.

Noch schlimmer steht es, wenn nach der Bildung eines eigenen Arbeiterstandes dieser den Überschuß des Mittelstandes absorbiert. Die Qualität des Überschusses, der jetzt ohne Schaden dem Volke entnommen werden könnte, hat sich abermals verschlechtert. Es sind diejenigen, die nicht einmal mehr fähig sind, durch die bloße körperliche Arbeit sich ein Einkommen zu verschaffen, die Vagabunden und Landstreicher, die als ein notwendiges Übel ertragen und von der gesamten Bevölkerung unterhalten werden müssen. Diese Elemente sind für Kolonisationszwecke gänzlich ungeeignet, wie die Erfahrung lehrt, die man in den verschiedensten Ländern und zu den verschiedensten Zeiten mit ihnen gemacht hat. Bei derartigen Versuchen pflegt übrigens die Gründung von Kolonien nur ein Nebengrund zu sein; die eigentliche Absicht ist, sich die beschwerlichen und unter Umständen gefährlichen Elemente vom Halse zu schaffen. Da das aber auf die Dauer niemals zu erreichen, da die Entstehung und fortwährende Neubildung eines Überschusses der Arbeiterbevölkerung eine Notwendigkeit ist, so bleiben die für solche Experimente aufgewendeten Summen immer hinausgeworfenes Geld.

Jede Entnahme anderer Elemente, als der zuletzt geschilderten, muß in dem Staat mit drei Bevölkerungsstufen immer eine verlangsamende Wirkung auf den Bevölkerungsstrom üben. Insbesondere muß eine Auswanderung des Überschusses der ländlichen Bevölkerung und der tüchtigeren Kräfte des Mittelstandes selbst für diesen letzteren ein Sinken des geistigen Niveaus zur Folge haben. Trotzdem finden wir, daß fast alle Handelsvölker zur Zeit ihrer Blüte gewaltige Auswandererscharen entsandten und zahlreiche Kolonien gründeten. So die griechischen Völkerschaften während ihrer späteren Kolonisationsperiode, die Spanier und Portugiesen im 16. Jahrhundert, die Engländer, schon nach der Revolution beginnend, in immer steigendem Grade bis in unser Jahrhundert hinein, endlich die Deutschen etwa seit der Mitte dieses Jahrhunderts. Nur den Niederländern sind die Kolonien niemals geglückt. Und doch war gerade hier ein lebhaftes Bedürfnis nach ihnen vorhanden. Die Niederlande waren im 17. Jahrhundert das am dichtesten bevölkerte Land Europas. Sie hatten ausge-

dehnte Besitzungen in warmen und kalten Ländern. Das heutige Neu-York gehörte ihnen. Der wachsende Handel erforderte neue Absatzgebiete, zumal als England und Frankreich sich ihm verschlossen. Auch der Wunsch war vorhanden, wie die zahlreiche Kolonisations-Literatur des 17. Jahrhunderts zeigt.*) Bei Staaten, Städten und Handelskompagnien fanden alle Auswanderungsprojekte die eifrigste Unterstützung. Und doch kam nichts zu Stande. An den nötigen Fähigkeiten konnte es den Niederländern nicht fehlen, hatten sie doch während des Mittelalters weite Strecken der norddeutschen Tiefebene besiedelt und für die Kultur gewonnen. Was war der Grund, daß später, wo die Verhältnisse doch augenscheinlich so günstig lagen, die Gründung von Kolonien nicht gelingen wollte?

Gerade diese Ausnahme, welche die Niederlande machen, ist sehr belehrend.

Wir wissen aus dem ersten Kapitel dieses Buches, daß eine starke Auswanderung aus blühenden Handelsstaaten immer zurückzuführen ist auf eine Depossedierung des Bauernstandes durch den reich gewordenen Mittelstand. Das war in den griechischen Staaten der Fall und in Spanien, in Großbritannien und im heutigen Deutschland. Hat die Vernichtung des Bauernstandes begonnen, so erhält zunächst der Mittelstand einen erhöhten Zuschuß, wodurch hier das geistige Niveau gehoben wird. Aber bald vermag der Mittelstand nicht mehr außer dem natürlichen Überschuß auch noch alle von der heimatlichen Scholle losgerissenen Bauern aufzunehmen. Ein großer Teil sieht sich zur Auswanderung genötigt. Er wird in diesem Vorhaben vom Mittelstand ermuntert, der dadurch die gefährlichen Konkurrenten los wird und zugleich eine Erweiterung des Absatzgebietes für seine Waren erhoffen kann. Haben die im Besitz der Güter Befindlichen es schon dahin gebracht, mittels des Kapitalismus ihre Position zu einer festen zu machen und so den Bevölkerungsstrom zu verlangsamen, dann schließen sich den auswandernden Bauern häufig auch Glieder

*) Die Literatur sowie die verschiedenen Kolonisationsversuche sind eingehend besprochen von Laspeyres, a. a. O. Seite 99, ff.

des Mittelstandes selbst an, denen in der Heimat das Emporkommen unmöglich oder doch sehr schwer gemacht ist. Diese Art der Auswanderung kann solange anhalten, als überhaupt noch für Kolonisationszwecke verwendbare Menschen vorhanden sind, also bis zur völligen Vernichtung des Bauernstandes. Dann treten die Folgen des Raubbaues zu Tage: im Mittelstande ein rasches Sinken des geistigen Niveaus, infolgedessen ein ebenso rasches Zurückgehen des Handels, und Hunger und Elend unter den für ihren Unterhalt auf das Ausland angewiesenen Arbeitermassen.

In den Niederlanden konnte diese Erscheinung nicht zu Tage treten, weil es in dem kleinen und armen Lande überhaupt keinen zahlreichen Bauernstand zu vernichten gab. Die Höhe des geistigen Niveaus und damit die niederländische Handelsblüte war, wie wir sahen, hervorgerufen durch eine starke Einwanderung aus den spanischen Niederlanden, aus Deutschland und zeitweilig auch aus Frankreich und England. Der im Verhältnis zur Größe des Landes außerordentlich zahlreiche Mittelstand konnte mit Leichtigkeit die depossedierten Bauern aufnehmen. Das Sinken wurde hier weniger herbeigeführt durch die Vernichtung der ersten Bevölkerungsstufe, als durch das Aufhören der Zuwanderung aus den Nachbarländern. Für Kolonisationszwecke war hier niemals das geeignete Material vorhanden.

Wir können jetzt die gestellte Frage beantworten. Jede starke Auswanderung aus einem Lande mit drei Bevölkerungsstufen bedeutet immer ein Aufzehren des Volkskapitals*). Man darf sich nicht dadurch täuschen lassen, daß gerade in Ländern mit starker Auswanderung die Einwohnerzahl nicht ab-, sondern oft rasch zuzunehmen pflegt. Die Auswanderung ist keine Folge einer stärkeren Vermehrung, und auch umgekehrt die Vermehrung keine

*) Wie merkwürdige Ansichten in diesen Dingen herrschen, dafür liefert Rümelin einen Beweis, wenn er es als ein günstiges Symptom ansieht, daß neuerdings für Deutschland die Zahl der auswandernden Familien gegenüber der der Einzelpersonen ansehnlicher geworden ist. Artikel „Bevölkerungslehre" in G. Schönberg's Handbuch der politischen Ökonomie, Band 1, Seite 1227.

Folge der Auswanderung. Beide Erscheinungen sind auf dieselbe Ursache zurückzuführen. Die durch das hohe geistige Niveau des Mittelstandes ermöglichte fortwährende Ausdehnung des Handels gibt die Mittel, um die Bauern zu depossedieren, und ruft zugleich immer neue Arbeiterscharen in's Leben. Die Quantität bleibt dieselbe, aber die Qualität verändert sich. Es ist wie beim Aderlaß. Das abgenommene Blut wird zwar bald ersetzt, aber es ist nicht mehr das gleiche, wie früher, es ist dünner und wässeriger geworden.

Wir haben also die Auswanderung keineswegs aufzufassen als ein Überquellen der Volkskraft, sondern als das Symptom einer Volkskrankheit. Überall wo sie in den modernen Staaten in stärkerem Grade auftritt, ist sie ein untrügliches Zeichen, daß das Blut nicht mehr ordentlich zirkuliert, daß der Bevölkerungsstrom in seinem natürlichen Laufe gehemmt und gestört ist. Zugleich aber befindet sich der Arzt, um das Bild beizubehalten, hier in einer schwierigen Lage. Nicht weil er den Sitz der Krankheit nicht kennt, oder weil er keine Mittel gegen dieselbe wüßte. Aber es fällt ihm sehr schwer, dem Patienten die Überzeugung beizubringen, daß er wirklich krank sei. Es ist ein inneres Organ, das leidet, und Schmerzen sind nicht vorhanden. Das Befinden des Patienten läßt im Gegenteil nichts zu wünschen übrig. Sein Appetit ist ein ausgezeichneter, und Speise und Trank schlägt ihm sichtlich gut an. Und nicht bloß der Körper gedeiht, sondern auch die geistige Frische nimmt eher zu als ab. Wird ein Mann, dem es äußerlich so gut geht, dem Arzte glauben, daß er ernstlich krank sei, wird er folgen, wenn dieser ihm sagt, daß nur durch strenge Diät sein Leben erhalten werden könne? Ist es nicht wahrscheinlicher, daß er die guten Ratschläge unbeachtet läßt, daß er bei seiner gewohnten Lebensweise bleibt, vielleicht gar erklärt, daß er ein kürzeres, aber genußreicheres Leben einem längeren, aber schlechteren vorziehe?

In ähnlicher Weise könnte ein Staatsmann, dem es mehr auf rasche und glänzende Erfolge ankommt, als darauf, das Volk gesund und kräftig zu erhalten, sich versucht fühlen, den auswärtigen Handel und damit die Auswanderung nach Möglichkeit

zu befördern. Gegenüber etwaigen Gegnern seiner Politik könnte er auf die zunehmende Bevölkerung, auf den wachsenden Reichtum hinweisen. Und wenn ihn jemand aufmerksam machte auf das Hinschwinden des Bauernstandes, dann würde er vielleicht achselzuckend erwidern: „Das ist allerdings zu bedauern, aber ich meine, gegenüber so großen Vorteilen kann dieser kleine Nachteil doch nicht in Betracht kommen." Nach seinem Tode würde man ihm ein Denkmal errichten, und wenn sich später die Folgen seiner Politik zeigten, wenn das unvermeidliche Sinken begänne, dann würde man nicht ihn verantwortlich machen, sondern seine unfähigen Nachfolger, weil sie es nicht so gut verstünden, die Hilfsquellen des Landes zu eröffnen.

Der Staatsmann hingegen, der das Land aufrichtig liebt, wird nicht augenblicklichen Vorteilen die Zukunft des Volkes opfern. Er wird vor allem dafür sorgen, daß die Grundlage des Staates, der Bauernstand, zahlreich und kräftig erhalten werde, er wird die geeigneten Maßregeln treffen, daß der Bevölkerungsstrom rasch dahin fließt. Geschieht das aber, so wird sich vermutlich zeigen, daß jedes Land seine tüchtigen Leute selbst gebraucht, daß es wohl einen Überschuß produziert, daß es wohl Menschen abgeben kann, aber keine solchen, die sich zur Kolonisierung ferner Länder eignen.

Ob das ein so großes Unglück ist? Ich glaube, daß die Bedeutung auswärtiger Besitzungen für den Handel eines Landes sehr überschätzt wird. Unter den Nationalökonomen sind namentlich die Anhänger der historischen Methode in diesen Fehler verfallen. Es ist ja gewiß nicht zu läugnen, daß die Geschichte auch für den Politiker einen großen Wert hat. Aber sie darf ihm, wie dem Physiker das Experiment, immer nur als Prüfstein dienen, um die Richtigkeit der auf anderem Wege gewonnenen Sätze zu erproben. Die einfache Ableitung allgemein giltiger Gesetze aus dem öfteren Zusammentreffen derselben Erscheinung führt leicht zum Irrtum.

So findet Roscher eine Auswanderung, wie sie Deutschland gegenwärtig hat, nicht unbedenklich. Dann fährt er fort:*) „Alle diese Bedenken fallen weg, sobald der ausgewanderte Teil des

*) System, Band 1, § 260.

Volkes mit der zurückgebliebenen Hauptmasse wirtschaftlich verbunden bleibt. (Kolonisatorische Auswanderung.) Hier wird durch die Auswanderung nicht allein Platz im Mutterlande geschaffen, sondern es entsteht zugleich eine vermehrte Nachfrage nach Gewerbeprodukten, ein vermehrtes Angebot von Rohstoffen, wodurch selbst ein absolutes Wachstum ermöglicht ist. England erfreute sich bisher dieser Vorteile im vollsten Maße, wir Deutschen leider fast gar nicht. Unsere Auswanderer nach Rußland, Amerika, Australien oder Algerien gingen dem Vaterlande mit allem, was sie haben und sind, größtenteils verloren: sie wurden Kunden und Lieferanten fremder Völker, oft genug unserer Nebenbuhler und Feinde." In einer Anmerkung hierzu liefert Roscher dann den statistischen Nachweis, daß während der Periode von 1841—1860 die deutsche Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika nur um 16 Millionen Dollar zugenommen hat, die französische (ohne alle Auswanderung!) um über 19 Millionen, die englische um mehr als das Fünffache der deutschen.

Ähnliche Beispiele ließen sich in großer Zahl anführen. Ja, man kann wohl allgemein den Satz aufstellen, daß regelmäßig dem Mutterlande der Handel mit seinen Kolonien zufällt. Aber ich glaube nicht, daß man es hier mit Ursache und Wirkung zu thun hat, sondern mit zwei Wirkungen derselben Ursache. Der Kaufmann kennt keinen Patriotismus. Er geht nur dem Vorteil nach. Wenn er es nicht thut, wenn er sich in Geschäftsangelegenheiten von Gefühlsregungen bestimmen läßt, so wird er bald von einem kühleren Konkurrenten verdrängt werden. Die amerikanischen Zollschranken sind in erster Linie gegen England errichtet worden. Und kaum fühlt die junge Industrie ihre Kraft wachsen, da wird schon der Wunsch laut, mit der des Mutterlandes auch auf dem Weltmarkte den Kampf aufzunehmen. Das Unterliegen in einem solchen Kampfe würde für England eine entsetzliche Krisis heraufbeschwören. Trotzdem dürfte es kaum einem Engländer einfallen, daß es möglich sei, durch Bitten die stammesverwandten amerikanischen Kaufleute von einem so pietätlosen Vorhaben abzubringen.

Die Kolonien bleiben mit dem Mutterlande nur darum und nur so lange wirtschaftlich verbunden, als es ihnen Vorteil bringt.

Daß es für sie aber vorteilhaft ist, gerade mit dem Mutterlande in Handelsbeziehungen zu treten, hat seinen Grund darin, daß eine starke Auswanderung immer die Wirkung des zunehmenden Handels, also der geistigen Überlegenheit über andere Völker ist. Schwindet diese Überlegenheit infolge des Sinkens des geistigen Niveaus, so nehmen zu gleicher Zeit der Handelsverkehr und die Auswanderung ab. Was ist aus dem einst so blühenden Handel Spaniens und Portugals geworden, welche beiden Staaten doch ganze Länder besiedelt haben und zum Teil bis auf den heutigen Tag noch besitzen? Keine Maßregel konnte ihn dem Mutterlande erhalten, als das Sinken eingetreten war; er ging auf die Niederländer über und von diesen aus demselben Grunde auf die Engländer. Und auf der anderen Seite hat Deutschland sich zur zweiten Handelsmacht der Welt, zum ersten Industriestaat des Kontinents emporgeschwungen, ohne auch nur einen Quadratfuß fremden Landes zu besitzen. Soll vielleicht auch hier der wachsende Handel, zum Beispiel mit China und Japan, eine Folge der Auswanderung sein?

Kolonien sind also für ein geistig überlegenes Volk kein Bedürfnis, für ein gesunkenes sind sie eine Last. Denn dieses muß jetzt die Kosten der Verwaltung tragen, während anderen Völkern alle Vorteile zufließen. Der gewöhnlich angeführte Grund, daß man der Bevölkerung Luft schaffen, daß man sich nach einem geeigneten Gebiet für die Auswandererscharen umsehen müsse, kommt aber für einen wirtschaftlich gesunden Staat, in welchem der Bevölkerungsstrom ungestört und ungehemmt dahinfließt, überhaupt nicht in Betracht.

Wenn aber der Bauernstand eines Landes so zahlreich ist, daß ein Teil seines Überschusses ohne Schaden für das geistige Niveau des Mittelstandes für Kolonisationszwecke verwendet werden kann? Vorläufig sind alle modernen Staaten von diesem Zeitpunkt noch sehr weit entfernt. Ein Staatsmann, der sich schon jetzt darum kümmerte, würde einem Manne gleichen, der, während er vom Kapital lebt, sich darüber Sorge macht, wie er in Zukunft einmal seine Ersparnisse anlegen soll. Jedenfalls sollte man einen etwaigen Überschuß immer nur so verwenden, daß dem Volke dauernde Vorteile daraus erwachsen. Das geschieht aber nicht

durch die Besiedelung ferner Länder, sondern durch die innere Kolonisation.

Darauf war die deutsche Politik des Mittelalters gerichtet. Ihr verdankt Preußen seine Größe, und nach kurzer Unterbrechung ist man erfreulicher Weise in neuerer Zeit auf sie zurückgekommen. Derartige Unternehmungen, wie sie der preußische Staat vor einigen Jahren in seinen polnischen Provinzen ins Werk gesetzt hat, sind unendlich wichtiger, als die erfolgreichsten überseeischen Expeditionen. Jedes an unserer Ost- oder Westgrenze dem Deutschtum gewonnene Dorf bedeutet für die Zukunft einen größeren Machtzuwachs, als der Besitz beider Indien.

Für eine solche Kolonisation bietet sich dem deutschen Volke ein weites Feld. Aber es ist auch nicht zu leugnen, daß aus demselben Grunde sein Besitzstand sehr gefährdet ist. Denn ein Handelsstaat, der seinen Bauernstand verkümmern und auswandern läßt, schwebt, wenn er an ein Land grenzt, das von einem kräftigen Bauernvolk bewohnt wird, immer in der Gefahr, von diesem überflutet zu werden. Darum kann auch der Schutzwall, den man gegenwärtig an der Ostgrenze gegen die slavische Hochflut aufzuführen unternommen hat, nur dann halten, wenn man ihm auf der Innenseite eine genügend feste Widerlage gibt, wenn man dafür sorgt, daß der gesamte deutsche Bauernstand wieder solche Existenzbedingungen erhält, wie sie zu einem kräftigen Wachsen und Gedeihen nötig sind.

Schluß.

Der Bevölkerungsstrom und die Literatur.

Als im Jahre 1870 der Ausbruch des Krieges gegen Frankreich das ganze deutsche Volk entflammte, da hörte man wohl die Erwartung aussprechen, es werde jetzt eine Bardenpoesie entstehen, es werde eine ganze Reihe patriotischer Dichter zu nationalen Kriegsgesängen begeistert werden. Aber der ersehnte Tyrtäus blieb aus, kein Arndt, kein Körner, kein Rückert zeigte sich. Gedichtet wurde allerdings viel, in allen Gattungen und in allen Versmaßen. Man kann auch nicht läugnen, daß die Dichter die Sprache zu behandeln verstanden, daß sie flüssige Verse zu machen und korrekte Reime zu finden wußten. Aber es fehlte jenes gewisse Etwas, das den dichterischen Erzeugnissen erst den Stempel echter und wahrer Poesie aufdrückt. Und wie man aus historischen Analogien geschlossen hatte, daß eine bedeutende Literaturperiode entstehen könne, so war man auch um analoge Fälle nicht verlegen, um sich das Nichteintreffen des Erwarteten zu erklären. „Es scheint", so tröstete man sich, „daß Zeiten, welche Männer der That erfordern und hervorbringen, für den beschaulichen Dichter weniger günstig sind."

Wann entsteht eine Literaturperiode?

Indem wir am Schlusse unserer Abhandlung diese Frage zu beantworten suchen, erhalten wir zugleich eine erwünschte Gelegenheit, uns nochmals im Zusammenhange die Ursache deutlich zu machen für jene geheimnisvollen Erscheinungen im Leben der Völker, die man treffend mit Flutwellen verglichen hat.

Jede Flutwelle hat, wie wir sahen, immer ihren Grund in einem hohen geistigen Niveau des Mittelstandes oder derjenigen Klasse, welche die Funktionen desselben ausübt. Das hohe geistige Niveau aber wird hervorgebracht durch ein beschleunigtes Fließen des Bevölkerungsstroms. Die erste Voraussetzung ist also immer, daß die Quellen reichlich fließen, daß ein zahlreicher Bauernstand einen gesunden und kräftigen Überschuß erzeugt. Sodann muß diesem letzteren Gelegenheit geboten werden, in hellen Scharen in den Mittelstand einzudringen. Denn je mehr die neuen, frischen Elemente die alten, abgestorbenen an Zahl übertreffen, desto höher steigt das geistige Niveau. Verschiedene, oft rein äußerliche Ursachen können eine solche Gelegenheit herbeiführen. Am häufigsten tritt wohl der Fall ein, wenn sich ein Mittelstand überhaupt erst bildet. Andere Ursachen sind eine teilweise Vernichtung entweder des Mittelstandes selbst oder des Bauernstandes. Im ersteren Fall kann sofort eine Erneuerung des Mittelstandes aus dem Überschuß der ländlichen Bevölkerung erfolgen, im letzteren braucht der Bauernstand zunächst Zeit, um die entstandenen Lücken auszufüllen. Währenddessen erhält der Mittelstand keinen Zuschuß. Er verkümmert und nimmt oft auch an Zahl ab, bis ein neues Zuströmen tüchtiger Kräfte das geistige Niveau wieder hebt.

Für alle drei Fälle bietet die deutsche Geschichte Beispiele. Denn das deutsche Volk ist dadurch ausgezeichnet, daß seine Geschichte drei große Flutwellen aufweist, während die Griechen zwei, die Römer und Italiener nur je eine, die Franzosen und Engländer je zwei hatten. Ob ein gesunkenes Volk sich wieder erheben kann, ist davon abhängig, ob sein Bauernstand gesund geblieben ist, oder vielmehr, da ein Volk, das einen tüchtigen Bauernstand besitzt, überhaupt nicht sinkt, davon, ob für einen kräftigen Bauernstand noch die Existenzbedingungen vorhanden sind. Die alten Griechen und Römer haben ihre ländliche Bevölkerung vollständig verbraucht. Ähnlich haben die Engländer gewirtschaftet, und auch in Deutschland steuert man gegenwärtig auf dieses Ziel los.

Es wäre aber ein Irrtum, wenn man annehmen wollte, daß jede im Leben der Völker auftauchende Flutwelle auch eine bedeutende Literaturperiode bringen müßte, oder wenn man

umgekehrt aus der literarischen Produktion einer Zeit auf ihre geistige Höhe schließen wollte. Allerdings ist, wenn die Dichtkunst, wie jede andere Kunst, zur Blüte gelangen soll, ein hohes geistiges Niveau erforderlich, aber das letztere kann auch vorhanden sein, ohne daß Ersteres eintritt; oder das geistige Niveau eines Volkes kann noch steigen, während die Blüte der Poesie längst vorüber ist.

Denn was heißt dichten? Dichten heißt eine Sprache schaffen. Die erste Vorbedingung für die Entstehung einer bedeutenden Literaturperiode ist also, daß keine Schriftsprache vorhanden ist, welche einem geistig hochstehenden Mittelstande für den Ausdruck seiner Gedanken genügt. Sodann müssen die in den Mittelstand eintretenden frischen Kräfte die Elemente mitbringen, aus welchen sich eine Schriftsprache aufbauen läßt. Diese Elemente sind vorhanden in der Volkssprache. Denn die in der innigsten Berührung mit der Natur lebende ländliche Bevölkerung ist die treueste Hüterin des Sprachschatzes. Hier gibt es keine Phrase, hier hat noch jedes Wort seinen ursprünglichen Wert, seine eigentümliche Färbung. Die Volkssprache ist für den Dichter, was für den Maler die Palette: sie bietet ihm die echten und reinen Farben, aus denen er seine Nuancen und Verbindungen mischen, mit deren Hilfe er die Gebilde seiner Phantasie verkörpern kann.

Der Besitz einer möglichst vollkommenen Schriftsprache ist für ein aufstrebendes Volk das erste Bedürfnis. Darum ist es die Poesie, welche als erste unter den Künsten auf dem Plane zu erscheinen, welche die großen Kulturepochen einzuleiten pflegt. Und weil die Schaffung einer Kunstsprache vielleicht die schönste und schwierigste Aufgabe ist, welche sich dem menschlichen Geiste bietet, so sind es die erleuchtetsten Köpfe, welche sich derselben unterziehen. Es beginnt eine schaffensfreudige Zeit. Was das Herz bewegt, was den Geist beschäftigt, wird in Worte gefaßt. Je tiefer das Gemüt des Dichters, je weiter sein Gesichtskreis, je umfassender sein Wissen, desto schöner und reicher wird die Sprache. Ist sie fertig, so wird sie Gemeingut des Volkes. Hierin besteht der Unterschied zwischen der Poesie und den anderen Künsten, hier liegt zugleich der Grund, weshalb die Literaturperioden immer von

so kurzer Dauer sind, warum es wohl Generationen von Malern, nicht aber von Dichtern geben kann.

Alle anderen Künste befriedigen lediglich ein Luxusbedürfnis, ihre Formen bleiben immer das Eigentum Weniger. Darum können sich die Formen dem mit dem Steigen und Sinken des geistigen Niveaus wechselnden Geschmack anpassen, der Stil kann sich von Generation zu Generation ändern. Das Element dagegen, in welchem die Dichtkunst arbeitet, die Sprache, dient zugleich dem täglichen Bedürfnis Aller. Darum bleiben ihre Formen nur flüssig, so lange sie geschaffen wird. Ist sie fertig, geht sie als Schriftsprache in den allgemeinen Gebrauch über, so erstarrt die Form. Die Sprache der Dichter wird jetzt in den Schulen gelehrt. Jedermann erhält so ein vervollkommnetes und bequemes Werkzeug zum Ausdruck seiner Gedanken. Er hat nicht mehr nötig, die Farben selbst zu mischen; er braucht sich nicht zu fragen: welchen spezifischen Wert hat dieses Wort, zu welchen anderen Wörtern kann ich es in Beziehung bringen? Er sieht nach, welche Bedeutung die Dichter dem Worte gegeben, in welchen Verbindungen sie es gebraucht haben. Er braucht nicht lange zu sinnen und mühsam zu komponieren: in den Schöpfungen der Dichter findet er die fertige Wendung, die vollständige Phrase.

Was aber für die Menge eine Erleichterung ist, was jedem Gebildeten ermöglicht, seine Gedanken gut auszudrücken, das wird für die Dichter eine Fessel. Während die bildenden Künstler immer wieder zur Natur zurückkehren, von ihr lernen, aus ihr schöpfen können, sind auch die begabtesten Dichter jetzt an die Sprache der Klassiker gebunden. Sie gleichen Landschaftsmalern, die durch den Geschmack des Publikums gezwungen sind, immer nur im Stile eines großen Meisters, etwa Claude Lorrain, zu malen. Die meisten werden sich in diesem Falle damit begnügen, die Vorbilder zu studieren, sie mit einigen Variationen immer wieder zu kopieren. Aber auch der talentvollste Künstler muß sich darauf beschränken, dem Schaffen des Meisters nachzuspüren; er kann nur durch Vergleichung der Bilder mit der Natur zu ergründen suchen, wie jener zu seiner Auffassung kam, warum gerade diese Farben gewählt wurden. Auch er ahmt nach, aber er thut es mit Bewußtsein.

Ein anderer Vergleich macht vielleicht deutlicher, was ich meine. Die klassischen Dichter haben durch Schaffung der Sprache gewaltige Gemälde entworfen. Dann sind die Farben eingetrocknet. Die Nachgeborenen können jene Gemälde nur in Stücke zerschneiden und diese mosaikartig zusammensetzen. Je kleiner die Stücke, um so größer die Täuschung, um so vollkommener der Stil. Bei der gradlinigen Prosa ist es möglich, den Eindruck eines Originals hervorzubringen, aber die geschwungenen Linien der Poesie lassen überall die Ecken und Winkel erkennen.

So lange die neugeschaffene Schriftsprache lebendig, so lange sie im Munde aller Gebildeten bleibt, existiert auch für den Dichter die Volkssprache nur, so weit sie ihm das Verständnis der Kunstsprache erleichtert, insofern sie ihm den Schlüssel gibt zur Werkstatt der Dichter und damit die Möglichkeit, diese bei der Arbeit zu belauschen. Direkt aus der Volkssprache schöpfen darf er nicht. Wie schwer wird es selbst einem so begabten Manne wie Scheffel, hier und da ein von den Klassikern vergessenes Wort, eine unbeachtet gebliebene Wendung aus der Volkssprache in die Schriftsprache einzuschmuggeln. In einer Epigonenzeit müssen sich die Dichter darauf beschränken, getreu und mit Einsicht zu kopieren.

Eben weil es fast unmöglich ist, in einer alten Schriftsprache für einen Gedanken eine neue und originelle Form zu finden, flüchten sich dichterisch beanlagte Menschen gerne abseits auf das Gebiet der Dialektpoesie. Hier ist ihnen vergönnt, im Kleinen zu leisten, was sonst nur in den großen Literaturperioden geschieht. Auch sie schöpfen aus dem Munde des Volkes, auch sie schaffen eine Kunstsprache. Und weil ihre Sprache nicht in den gemeinen Gebrauch übergeht, so kommen die Dialektdichter in eine ähnliche Lage wie die bildenden Künstler. Die Form erstarrt nicht; die späteren Dichter sind nicht an die Ausdrucksweise ihrer Vorgänger gebunden; sie können immer wieder zur Natur, zur Volkssprache zurückkehren. Man kann die Dialektdichtung ansehen als eine Auflehnung des Pegasus gegen das Joch, in welches ihn die Schriftsprache gespannt hat.

Diese Auflehnung ist freilich vergeblich; die Versuche, eine neue Kunstsprache zu schaffen, bleiben aussichtslos, so lange die

Schriftsprache ihre Lebenskraft bewahrt. Eine neue Literaturperiode kann erst entstehen, wenn die Dichter der vorhergehenden vergessen sind, wenn ihre Sprache dem Gedächtnis des Volkes entschwunden ist. Das aber setzt in der Regel ein vollständiges Stocken des Bevölkerungsstromes, ein tiefes Sinken des geistigen Niveaus voraus. Eine Neubelebung findet, wie wir wissen, nur statt, der Bevölkerungsstrom kommt nur wieder in Fluß, wenn der Kern des Volkes gesund geblieben ist, wenn wieder ein zahlreicher Überschuß aus der ländlichen Bevölkerung in den städtischen Mittelstand eintritt. Dieser Überschuß bringt dann in seiner Sprache das Material mit, aus welchem von neuem eine Kunstsprache geschaffen werden kann.

Der so verschiedene Charakter der Schriftsprache in den auf einander folgenden Literaturperioden eines und desselben Volkes erklärt sich dadurch, daß die Volkssprache einem ununterbrochenen, wenn auch langsamen Umwandlungsprozeß unterworfen ist. Die zeitlich oft weit auseinanderliegenden Dichterperioden registrieren die Veränderungen, die in der Zwischenzeit eingetreten sind. Es ist darum ein bedenkliches Armutszeugnis, wenn heute die griechischen Schriftsteller, anstatt eine neue Schriftsprache zu schaffen, die von der Volkssprache durchaus verschiedene Sprache des Sophokles und Thukydides wieder einzuführen unternehmen. Es ist das dasselbe, wie wenn im vorigen Jahrhundert statt unserer großen Dichter pedantische Schulmeister aufgetreten wären und den Versuch gemacht hätten, die Sprache Luthers oder Walters von der Vogelweide wieder als Schriftsprache einzuführen.

Sobald die Sprache der Dichter zur Schriftsprache geworden ist, verwelkt die Blüte der Poesie, während oft das geistige Niveau noch steigt, während die bildenden Künste und die Musik erst ihre schönsten Blüten zu treiben beginnen. Gedichtet wird auch jetzt noch, aber es wird nichts Originelles mehr geschaffen; nicht einmal eine gute Übersetzung gelingt mehr. Luthers Übertragung der Bibel beschließt die zweite deutsche Literaturperiode, die Vossische Homerübersetzung steht am Anfang und die Schlegel'sche Verdeutschung Shakespeares am Ende der dritten. Wie viele haben sich nicht abgemüht, das Werk Schlegels zu Ende zu führen,

aber immer vergeblich. In solchen Zeiten haben die Dichter oft ein trauriges Schicksal. Aber es wäre nicht richtig, wenn man schließen wollte, daß sie, zu einer anderen Zeit geboren, Großes geleistet hätten. Das Dichtertalent ist kein spezifisches. Wer die Fähigkeiten in sich hat, wahrhaft Großes zu leisten, der wird sich nicht lange in aussichtlosem Mühen abquälen, er wird sich bald ein anderes Arbeitsfeld suchen. Goethe, fünfzig Jahre später geboren, wäre vielleicht ein bedeutender Gelehrter oder ein großer Staatsmann geworden, aber sicherlich kein Dichter. Die Lessing und Goethe der Gegenwart heißen Bismarck und Moltke.

Durcheilen wir in raschem Fluge die deutsche Literaturgeschichte, um zu sehen, ob die hier als allgemein giltig aufgestellte Theorie die Probe aushält, ob sie sich in allen Fällen als richtig erweist.

Wir haben im zweiten Buche die Bevölkerung des mittelalterlichen Feudalstaates nach ihrer Zusammensetzung kennen gelernt. Es gibt nur Eine Bevölkerungsstufe. Mag er dem Herren- oder dem Bauernstande angehören, ein jeder bezieht sein Einkommen aus dem Bodenertrag. Da dieses nicht abhängig ist von der geistigen Arbeit, so kann es sich durch viele Generationen vererben. Die Folge davon ist, daß sich das geistige Niveau des Adels so gut wie der Bauern nicht über den Durchschnitt erhebt. Eine Auswahl findet nur statt bei dem Stande der Geistlichen. Dieser geht hervor aus dem Überschuß der ersten Bevölkerungsstufe, und da er im Cölibat lebt, so muß er fortwährend frische Kräfte aufnehmen. Dadurch erhebt sich hier das geistige Niveau über das normale Maß. Die Geistlichkeit ist darum im Mittelalter die Trägerin der geistigen Arbeit, die Pflegerin der Wissenschaften und Künste.

Eine der Vorbedingungen für die Entstehung einer Literaturperiode, ein hohes geistiges Niveau, wäre also vorhanden. Aber die zweite fehlt. Im Gefolge des Christentums und in inniger Verbindung mit ihm hält die römische Kultur ihren Einzug in die germanischen Länder. Die Bildung des Klerus hat ihre Wurzeln im klassischen Altertum. Er bringt eine fertige Schriftsprache mit. Latein ist die Sprache der Kirche, Latein wird auch

die Schulsprache der Geistlichkeit. Wer in den Kreis der Gebildeten eintritt, muß sich bemühen, die deutsche, die Volks-Sprache, zu vergessen; sie dient ihm nur, um sich dem gemeinen Mann verständlich zu machen. Wer die merkwürdigen Begebnisse seiner Zeit der Nachwelt überliefern, wer Gesetze und Bräuche des Volkes aufzeichnen will, wen es drängt, seinen poetischen Gefühlen in gebundener Rede Luft zu machen, sie alle bedienen sich der lateinischen Sprache.

Unter diesen Umständen konnte sich die Volkssprache nur dann zur Schriftsprache entwickeln, wenn entweder die Geistlichkeit die lateinische Schriftsprache aufgab, oder wenn eine andere Bevölkerungsklasse ein hohes geistiges Niveau erreichte. Ersteres verhindert die zunehmende Zentralisation der katholischen Kirche, die immer größer werdende Abhängigkeit der einzelnen Landeskirchen von Rom; Letzteres geschieht im Zeitalter der Kreuzzüge.

Es dürfte schwer fallen, in der Geschichte aller Zeiten einen Abschnitt zu finden, in welchem so viele Menschen eines unnatürlichen Todes gestorben sind, wie in dem Jahrhundert, das mit dem ersten Kreuzzug beginnt und mit dem Tode Friedrich Barbarossas endigt. Die Unternehmungen der Christenwelt zur Rückeroberung des heiligen Grabes mit ihren blutigen Schlachten, aufreibenden Strapazen und verheerenden Krankheiten, die rasch aufeinanderfolgenden Römerzüge der deutschen Kaiser, raffen Hunderttausende von Männern hinweg. In den meisten Ländern Europas wird die Bevölkerung dezimiert. Vor allem ist es der Herrenstand, der Adel, welcher leidet. Denn gerade in dieser Zeit gelangt ja das Rittertum zur vollen Blüte. Die Schlachten werden von Reiterheeren geschlagen. Die Ritter mit ihrem adeligen Gefolge sind die eigentlichen Kämpfer; was sonst noch aufgeboten wird, dient im Troß.

Die Folge ist eine Verschiebung innerhalb der Bevölkerung. Während in gewöhnlichen Zeiten nur hier und da eine Lücke auszufüllen ist, während es dem Sohne des freien Bauern nur ausnahmsweise gelingt, in den Herrenstand einzudringen, findet jetzt eine starke Invasion statt. Es kommt eine neue Schicht an die Oberfläche. Es wird jetzt eine Auswahl getroffen. Was über

den Bezug des Einkommens entscheidet, ist nicht der natürliche Erbgang, ist nicht der Zufall der Geburt, sondern der Besitz hervorragender Eigenschaften des Charakters und des Verstandes. Dadurch wird das geistige Niveau des Herrenstandes gehoben.

Aber die Eindringlinge kommen nicht mit leeren Händen. Mit sich bringen sie die Sprache des Volkes, bringen sie den ganzen reichen Sagenschatz, wie ihn die Jahrhunderte aufgespeichert haben. Und bald wird das Strombett, welches die geistliche Bildung gegraben, zu eng. Der Damm, den die lateinische Sprache gezogen, wird durchbrochen. Es entsteht eine deutsche, nationale Literaturperiode. Die Wolfram, Walter, Gottfried schaffen eine vollendete Kunstsprache. Sie geben der Volkssprache einen Wohllaut, wie er in den späteren Perioden nicht wieder erreicht worden ist.

Einen ähnlichen Charakter, wie die erste deutsche, scheint die erste griechische Literaturperiode im Zeitalter Homers zu haben. Direkt auf den gleichen Ursprung zurückzuführen sind die Poesie der Troubadours und Trouveres in Frankreich, sowie die Anfänge der Literatur in England. An diesen beiden Ländern kann man recht deutlich sehen, daß Dichten immer gleichbedeutend ist mit dem Schaffen einer neuen Sprache. Ebenso in Italien. Im übrigen ähnelt die große italienische Literaturperiode des 14. Jahrhunderts, das Zeitalter Dantes, mehr der zweiten deutschen. Denn nicht der Adel wird in Italien der Träger der nationalen Poesie, sondern der neu entstandene städtische Mittelstand.

In diesem Unterschied liegt der Grund für die so verschiedene Entwicklung der Sprache. In Italien erhält sich der Träger der Bildung, der Mittelstand, noch lange auf der gleichen Höhe des geistigen Niveaus. Hier schließt sich an die Blüte der Poesie eine Blüte der Wissenschaft und Künste an. Der Verfall der Literatur tritt ein, weil die Sprache der Dichter in den allgemeinen Gebrauch übergeht, weil auf die Dante und Petrarca ein Boccaccio, der Schöpfer der italienischen Prosa, folgt. Aus diesem Grunde hat sich die italienische Schriftsprache durch fünf Jahrhunderte so gut wie unverändert erhalten.

In Deutschland und Frankreich dagegen mußte die höfische Dichtung verfallen, als das geistige Niveau ihres Trägers zu

sinken begann. Dieses Sinken aber mußte eintreten, sobald in ruhigeren Zeiten sich das Einkommen aus dem Bodenertrag wieder vom Vater auf den Sohn vererben konnte. Und je mehr der Adel von seiner Höhe herabsteigt, desto mehr tritt wieder die geistliche Bildung hervor. Latein bleibt die Sprache der Wissenschaft, Latein wird wieder die Verkehrssprache der Gebildeten. Die höfische Dichtung ist spurlos vorübergegangen. Die Sprache der Dichter ist nicht zur Schriftsprache geworden; ihre Werke geraten bald in Vergessenheit. Ist das in mancher Beziehung zu beklagen, so wird doch nur dadurch einer späteren Zeit die Möglichkeit gegeben, von neuem sich in dem Schaffen einer Kunstsprache zu versuchen.

In Frankreich geschieht das im Zeitalter Ludwigs XIV., als infolge der weisen Verwaltung Colberts der städtische Mittelstand mächtig emporstrebt. Die von den Corneille, Racine, Moliere geschaffene Sprache wird zur allgemeinen, bis auf den heutigen Tag gebrauchten Schriftsprache der Franzosen.

Die zweite deutsche Literaturblüte ist nicht zur vollen Entwicklung gelangt. Auch sie hat ihren Ursprung in einer Massen invasion des Überschusses der ersten Bevölkerungsstufe, dieses Mal in den neu entstehenden Mittelstand der Städte. Der aufblühende Handwerkerstand wird der Träger der deutschen Dichtkunst. Wie im Mittelalter die geistliche, so bleibt auch jetzt die weltliche Gelehrsamkeit der nationalen Strömung fern. Die lateinische bleibt die Sprache des Humanismus. Die meist satyrischen Dichtungen, welche den Kampf gegen Rom einleiten, die populärste Streitschrift des Reformationszeitalters, die Briefe der Dunkelmänner, sind lateinisch geschrieben. Ja, selbst ein so durchaus deutscher Mann, wie Ulrich von Hutten, bedient sich in seinen früheren Kampfschriften der lateinischen Sprache. Erst Luther bricht den Bann. Aber zugleich geht auch die ganze geistige Bewegung in der geistlichen auf. In dem lauten Getöse des konfessionellen Streites kommt der beschauliche Dichter nicht mehr zum Wort. Der poetische Schuster von Nürnberg, Hans Sachs, bleibt der vornehmste Repräsentant dieser Literaturperiode. Ihr bedeutendstes Sprachdenkmal aber ist keine originale Dichtung, sondern eine Übersetzung: die Verdeutschung der Bibel

durch Martin Luther. In dieser erhält das deutsche Volk zum ersten Mal eine allgemeine Schriftsprache.

Diese Entstehungsweise, daß nämlich die Blüte der Poesie zusammenfällt mit der Bildung eines städtischen Mittelstandes, ist die gewöhnlichste. Denn was in dem Staat mit Einer Bevölkerungsstufe nur außerordentliche Ereignisse hervorrufen können, ein starkes Steigen des geistigen Niveaus, vollzieht sich hier in natürlicher Entwicklung. Außer den Italienern, Deutschen und Franzosen gehören noch hierher die Griechen mit ihrer zweiten Literaturperiode, deren Zierden die drei großen Tragiker Aeschylos, Sophokles und Euripides sind; dann die portugiesische und spanische Literaturblüte des 16. und 17. Jahrhunderts; endlich die englische mit dem gewaltigen Shakespeare. Gemeinsam ist allen diesen Literaturperioden, daß sie stets eine allgemeine Kulturblüte einleiten und daß sie immer nur von kurzer Dauer sind. Anfang und Ende sind nie durch einen größeren Zeitraum als ein Menschenalter geschieden. So liegen zwischen Aeschylos und Euripides 45 Jahre, zwischen Shakespeare und Milton 44, zwischen Dante und Petrarca 41, zwischen Corneille und Racine 33, und, um das gleich hinzuzufügen, zwischen Klopstock und Schiller 35 Jahre. Und während der erste oft noch mit der Form ringt, steht der letzte nicht selten schon vollständig unter der Herrschaft der Phrase. Die Blüte der Poesie verwelkt, sobald die ebenfalls mit Regelmäßigkeit auftretenden bedeutenden Prosaiker die Sprache der Dichter zur allgemeinen Schriftsprache machen. Wie auf Dante und Petrarca Boccaccio folgt, so folgt auf die spanischen Lyriker des 16. Jahrhunderts Cervantes, so folgen Platon und Thukydides auf die griechischen Tragiker, Lesage und Voltaire auf Corneille und Racine, die großen englischen Romanschriftsteller auf Milton.

Es liegt ferner in ihrer Entstehungsweise begründet, daß auf eine Literaturperiode, deren Träger der städtische Mittelstand ist, nicht leicht eine weitere folgen kann. Ja, man möchte es fast für unmöglich halten. Und doch ist der Fall eingetreten, wenn auch, soweit ich die Geschichte kenne, nur ein einziges Mal. Gerade diese Ausnahme scheint mir recht geeignet, die Richtigkeit der hier entwickelten Ansicht über die Entstehung der Literaturperioden zu beweisen.

Das hohe geistige Niveau des Mittelstandes wird, wie wir sahen, bewirkt durch das Zuströmen frischer Kräfte vom Lande. Diese Aufnahme neuer Elemente ist aber keine sporadische; sie erfolgt nicht, wie das ausnahmsweise im Bauernstaate der Fall sein kann, aus zufälligen, nur eine kurze Zeit wirkenden Gründen. Die Ursache, die Verschiedenartigkeit des Einkommens, ist eine dauernde; sie wirkt fort, so lange es überhaupt verschiedene Bevölkerungsstufen gibt. Dadurch ist die Möglichkeit gegeben, daß sich das geistige Niveau des Mittelstandes Jahrhunderte lang auf der gleichen Höhe erhält. So lange das der Fall ist, kann eine der Vorbedingungen für das Entstehen einer neuen Literaturperiode nicht eintreten. Zwar die Blüte der Poesie verwelkt, aber die Sprache der Dichter bleibt als Schriftsprache lebendig, solange sie der geistigen Beschaffenheit des Mittelstandes angemessen bleibt, solange die ununterbrochene Aufnahme frischer Kräfte die Verbindung mit der Volkssprache erhält.

Erst mit dem Sinken des geistigen Niveaus pflegt auch die Sprache sich zu verschlechtern. Die Werke der Dichter geraten in Vergessenheit weil man sie nicht mehr versteht. Die Fühlung mit der Volkssprache geht verloren. Die Schriftsprache wird immer phrasenhafter, immer unnatürlicher.

Die eine Vorbedingung für die Entstehung einer neuen Literaturperiode ist damit gegeben, aber jetzt fehlt in den meisten Fällen die zweite.

Denn das Sinken des geistigen Niveaus wird, wie wir sahen, bei einem normalen Verlauf der Entwicklung durch eine Zersetzung der Bevölkerung herbeigeführt, indem der Mittelstand mit Hilfe des auswärtigen Handels die erste Bevölkerungsstufe vernichtet, indem er an die Stelle der alten Bauern Pächter und Tagelöhner setzt. Eine abermalige Hebung des geistigen Niveaus ist so gut wie ausgeschlossen, es sei denn, daß fremde Eroberer dem Lande wieder eine Agrarverfassung geben. So verdankt Italien seine Wiedergeburt im 13. und 14. Jahrhundert den germanischen Eroberern, welche, nach ihrer vollständigen Vernichtung unter der Römerherrschaft, wieder eine Bauernbevölkerung in's Leben rufen und ihr die für ein kräftiges Gedeihen nötigen Existenzbedingungen geben.

Eine Wiedererhebung aus eigener Kraft ist nur möglich, wenn zur Zeit des Sinkens der Bauernstand noch gesund war. Da aber ein gesunder Bauernstand und ein hohes geistiges Niveau des Mittelstandes sich zu einander verhalten wie Ursache und Wirkung, so kann ein derartiger Zustand nur durch außerordentliche Ereignisse herbeigeführt werden. Ein solches Ereignis trat für Deutschland ein, als im 17. Jahrhundert der dreißigjährige Krieg das Land verwüstete, die Bevölkerung zum größten Teil vernichtete. Das deutsche Volk verdankt seine dritte Literaturperiode dem dreißigjährigen Kriege, wie es die erste den Kreuzzügen verdankt. Wie die Epiker und Minnesänger des 13. Jahrhunderts ohne diesen, so wären die Dichter des vorigen Jahrhunderts ohne jenen unmöglich gewesen.

In beiden Fällen ist die Wirkung des Kriegs eine Beschleunigung des Bevölkerungsstromes. Aber das erste Mal wird vor Allem die obere Schicht betroffen. Sie kann sofort aus dem Bauernstande ersetzt werden. Dadurch steigt das geistige Niveau und, da keine deutsche Schriftsprache vorhanden ist, so sind beide Vorbedingungen für die Entstehung einer Literaturperiode vorhanden. Das zweite Mal wird die ganze Bevölkerung dezimiert; und zwar diejenige des platten Landes in viel stärkerem Grade als die Bewohner der festen Städte. Wäre auch jetzt nur die letztere betroffen worden, so hätten die Lücken sofort wieder ausgefüllt werden können. Das geistige Niveau wäre gestiegen, aber eine Literaturperiode hätte nicht entstehen können, weil die Sprache der letzten noch lebendig und frisch war. Indem jetzt der Mittelstand ein Jahrhundert lang ohne wesentliche Zufuhr frischer Elemente bleibt, zeigt sich, daß ein solcher auf die eigene Kraft angewiesener Mittelstand nicht einmal im Stande ist, die von den Vorfahren geschaffene Sprache sich zu erhalten. Man hat die deutsche Sprache, wie sie in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gesprochen wurde, mit dem Lallen eines Kindes verglichen, und man hat damit nicht zu viel gesagt. Verklungen ist der Wohllaut Walthers, verschwunden die Kraft Luthers; nichts als hohle Phrasen, gespreizte und doch inhaltsleere Redensarten. Friedrich der Große hatte nicht Unrecht, wenn er meinte, er würde sich lieber von seinem Pferde etwas

vorwiehern, als von einer Sängerin ein deutsches Lied vortragen lassen.

Und zu gleicher Zeit hat Frankreich seine zweite Literaturperiode. Ist es da ein Wunder, wenn sich die französische Flutwelle auch über das in hohler Ebbe liegende deutsche Land ergießt? Wieder wird in Deutschland eine fremde die Schrift- und Umgangssprache der Gebildeten: dieses Mal die französische. Fast hat es den Anschein, als wollten die Deutschen ihre Nationalität vollständig aufgeben.

Da beginnen um die Mitte des Jahrhunderts die überschüssigen Kräfte der ländlichen Bevölkerung wieder zahlreicher in die Städte zu dringen. Und mit sich bringen sie die ewig junge Sprache des Volkes. Ein frischer Geist durchzieht das Land. Im Sturm und Drang entspinnt sich der Kampf des Neuen gegen das Alte. Dichter und Denker übernehmen die Führung. Klopstock schafft seinen gewaltigen Messias. Nach allen Seiten schwingt der streitbare Lessing seine Geißel, immer bereit zum Kampf gegen Zopf und Philisterei, unermüdlich in der Verfolgung aller Nachahmer der Franzosen. Der graziöse Wieland weiß sich in die Herzen der Frauen einzuschmeicheln, und Herder dringt in das Leben des Volkes selbst ein, holt aus ihm die nie verklungenen Lieder der Volksdichtung. In Göthe erreicht die Bewegung ihren Höhepunkt. Das Lallen des Kindes hat sich in eine Sprache verwandelt von solcher Schönheit und von solcher Durchbildung der Form, daß sie den Vergleich mit der Sprache der Minnesänger oder der Reformationszeit nicht zu scheuen braucht, daß sie sich kühn neben die Sprache der gebildetsten Völker aller Zeiten stellen kann. Dann geht die Sprache der Dichter als Schriftsprache in den allgemeinen Gebrauch über, und mit diesem Zeitpunkt beginnt die Phrase. Bei aller Genialität vermag sich der nur um zehn Jahre jüngere Schiller ihrem Banne nicht immer ganz zu entziehen. Die Späteren geraten immer mehr unter ihre Herrschaft, und Heine, fünfzig Jahre nach Göthe geboren, kennt nur noch Mosaikarbeit.

Wird dem deutschen Volke noch eine vierte Literaturperiode beschieden sein? Wenn sie nur um den Preis eines dreißigjährigen Krieges erkauft werden kann, wird kaum Jemand auch nur den

Wunsch hegen. Jedenfalls könnte nur eine schwere Katastrophe die heutige Schriftsprache und damit die ganze Kultur der Gegenwart zu Grunde richten. Ob und wann sie hereinbrechen wird, das steht in Gottes Hand. Wohl aber können die Menschen dazu thun, daß das Unglück sie stark findet, daß es das Volk wohl beugen, aber nicht vernichten kann. Die Geschichte lehrt es: ein Volk, das sich einen gesunden Bauernstand bewahrt hat, kann wohl besiegt, kann wohl niedergeworfen werden, aber dem Antäus gleich erhebt es sich immer wieder frisch gestärkt von der Erde. Und wie Herkules den Antäus mit Leichtigkeit in seinen Armen erdrosseln konnte, nachdem er ihn vom Boden emporgehoben hatte, so ist auch ein Volk dem Verderben geweiht, wenn es durch Vernichtung des Bauernstandes das Band zerrissen hat, welches die Menschen mit der allnährenden Mutter Erde verknüpft.

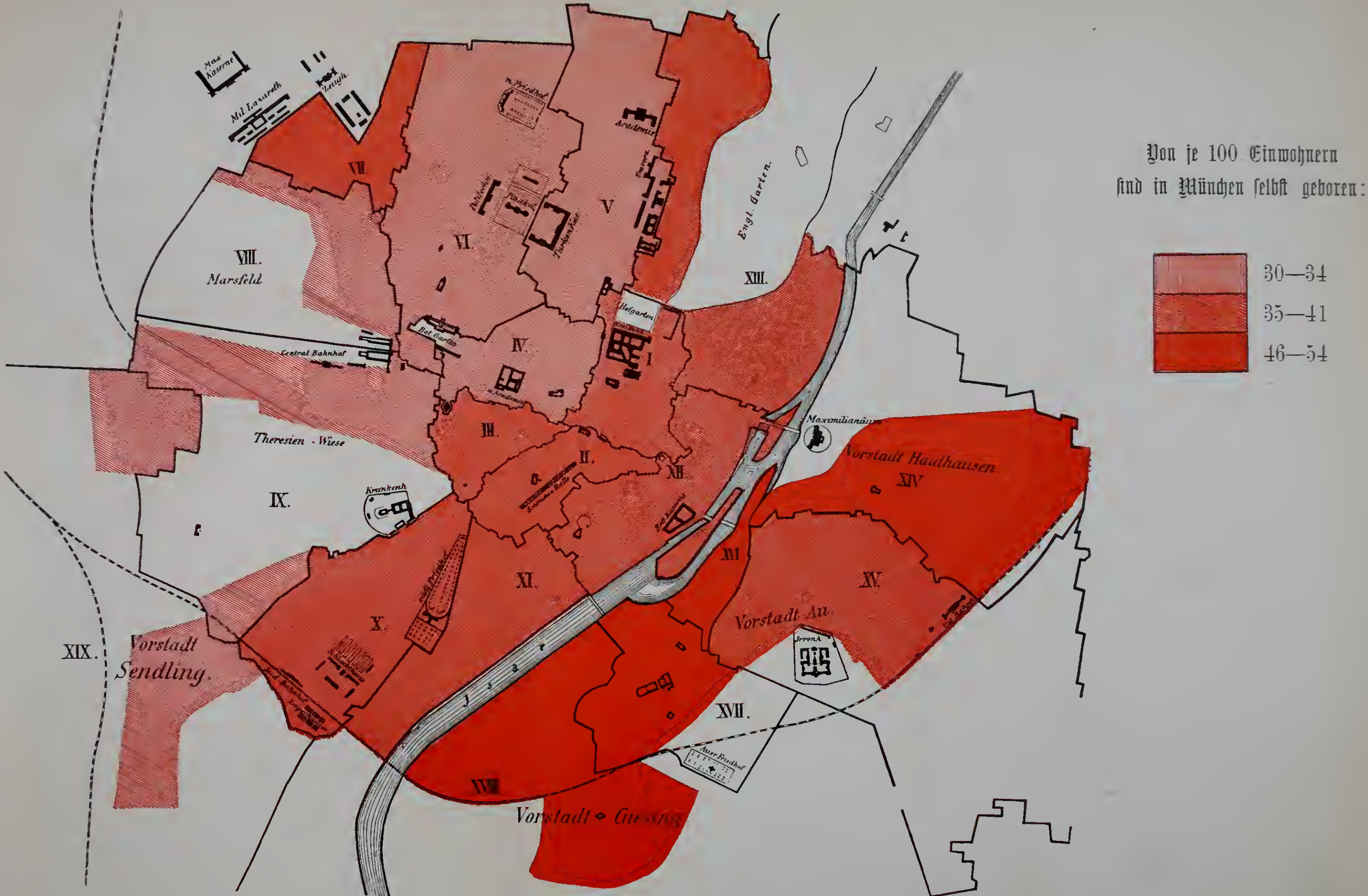
Druck der k. Hof-Buchdruckerei von E. Mühlthaler in München.

Von je 100 Einwohnern
sind in München selbst geboren:

30—34
35—41
46—54

Plan von München

zu Hansen, Bevölkerungsstufen, Seite 146.



598511

So
H2494dr

Hansen, Georg
Die drei Bevölkerungsstufen.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 22 05 03 006 4